

Herausgegeben
von Anke Jaspers und
Andreas B. Kilcher

Rand- kulturen

Lese- und
Gebrauchsspuren
in Autoren-
bibliotheken
des 19. und
20. Jahrhunderts

306

Cimarosa,
was really
operas
wearie
uniqu
som

Serious?

Randkulturen

Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken
des 19. und 20. Jahrhunderts

Randkulturen

Lese- und Gebrauchsspuren
in Autorenbibliotheken des
19. und 20. Jahrhunderts

Herausgegeben von
Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher

Wallstein Verlag

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Bibliografische Information der
Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von der Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2020
www.wallstein-verlag.de

Text © Anke Jaspers / Andreas Kilcher 2020

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Gesamtherstellung: Wallstein Verlag, Göttingen

ISBN 978-3-8353-3667-4

DOI: <https://doi.org/10.46500/83533667>

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz: CC BY-NC-ND 4.0



Inhalt

Anke Jaspers | Andreas B. Kilcher
Einleitung: Lesen und Schreiben am Rand der Bücher 7

I Theorie

Uwe Wirth
Lesespuren als Inskriptionen.
Zwischen Schreibprozessforschung und Leseprozessforschung . . . 37

Magnus Wieland
Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs 64

Manuel Bamert
Gelesenes Gedrucktes.
Textzentrierte Erklärungsansätze zur
Entstehung von Lesespuren 90

Mike Rottmann
Verstehendes Entziffern eines ›historisierten‹ Papierarbeiters.
Methodische und responsive Reflexionen zur Erschließung,
Edition und Kommentierung von Friedrich Nietzsches
nachgelassener Bibliothek 110

II Praxeologie

Anke Jaspers
(Frau) Thomas Manns Bibliothek?
Autorschaftsinszenierung in der Nachlassbibliothek 141

Caroline Jessen
»!?!!«
Esoterisch/Exoterisch: Annotationen von Karl Wolfskehl 166

Stephan Matthias	
Von der Lektüre zum Zitat.	
Randbemerkungen zu Stefan Zweigs Randbemerkungen	193
Anna Busch	
Fontane als Leser.	
Zur Visualisierung von Lese- und Gebrauchsspuren	
in Fontanes Bibliothek	215
Birgit Dahlke	
Christa Wolf auf den Spuren des Exilanten Thomas Mann	244
III Poetologie	
Andreas B. Kilcher	
Bücher aus Büchern.	
Bibliothekarisches Schreiben in Thomas Manns Josephsroman	271
Martina Schönbächler	
»[F]ehlerhafte[] Thatsächlichkeit«? –	
Thomas Manns Bibliothek als Medium seiner Poetologie	293
Yahya Elsaghe	
»Weistu was so schweig«.	
Thomas Manns Verwertung seiner Lesespuren	
in Heinrich Teweles' <i>Goethe und die Juden</i>	315
Armin Thomas Müller	
Lesend schreiben lernen: Die ideelle Bibliothek	
des jungen Nietzsche und die produktive Aufnahme	
seiner Lektüren in die Jugendliryk	342
Jane O. Newman	
»Von hier an ganz umzuschreiben«.	
Spuren des Existentialismus in Auerbachs Büchern	363
Autorinnen und Autoren	385

Einleitung: Lesen und Schreiben am Rand der Bücher

Lesespuren in Büchern sind *Randkulturen* im doppelten Sinne: Zum einen liegen sie am Rand eines Drucktexts, zum zweiten werden sie, wenn sie philologisch wahrgenommen werden, in ihrer Bedeutung oft insofern marginalisiert, als sie in den Dienst werkgenetischer oder ideengeschichtlicher Interpretationen gestellt und damit als Randphänomene des Textes aufgehoben und neutralisiert werden.¹ Die Eigenheit und Alterität von Lesespuren ernst zu nehmen, wird dagegen – womöglich philosophie- und kulturgeschichtlich bedingt, so Jacques Derrida in Bezug auf die Marginalie in *Marges de la Philosophie* (1972) – oft nicht in die Überlegungen einbezogen. Die genuinen Formen und Funktionen von Lese- und Gebrauchsspuren in Bibliotheken sowie ihre Herausforderung und Bedeutung für die Vorstellung, Einschätzung und Analyse von Lektüre- und Schreibpraktiken blieben daher weitgehend ein blinder Fleck.

Das änderte sich erst in jüngerer Zeit. Der allgemeine Horizont dafür bildet die Verlegung des Augenmerks von der integralen Werk- und Buchform hin auf marginale Textformen wie Paratexte und Hypertexte (Gérard Genette), Randnoten (Jacques Derrida), Fußnoten (Anthony Grafton), Kommentare (zuletzt: Andreas Kilcher / Liliane Weissberg), aber auch auf Konglomerate von fragmentarischen Singularformen in Enzyklopädien (Andreas Kilcher), Bibliotheken (Nikolaus Wegmann) sowie in nichtlinearen digitalen Hypertexten (Jay David Bolter). Vor diesem generellen Hintergrund stellt auch die Erschließung und Erforschung von Marginalien, von Lese- und Gebrauchsspuren in nachgelassenen Autorenbibliotheken im Speziellen, so Claudine Moulin 2010, eine »Disziplin in einem übergreifenden kulturhistorisch-philologischen Spannungsfeld von Philologie, Kulturwissenschaft sowie Buch- und Bibliothekswissenschaft dar«.²

1 In diesem Sinne konzentriert sich die Beschäftigung mit Lesespuren in Autorenbibliotheken oft, so Stefan Höppner, »auf die Suche nach Benutzungsspuren und Anstreichungen, Marginalien oder Textentwürfen und Vorstufen von Werken«. Stefan Höppner: Bücher sammeln und schreiben. Eine Einleitung, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner u. a., Göttingen 2018, S. 14–22; hier S. 19.

2 Claudine Moulin: Am Rande der Blätter. Gebrauchsspuren, Glossen und Annotationen in Handschriften und Büchern aus kulturhistorischer Perspektive, in: Autorenbiblio-

Tatsächlich werden Privatbibliotheken von Autorinnen und Autoren heute zunehmend als signifikante Bestandteile von Nachlässen und Werkzusammenhängen betrachtet und behandelt.³ Sie werden sowohl auf archivarischer Seite nach und nach erschlossen, als auch auf wissenschaftlicher Seite zum einen poetologisch als Medien des Schreibprozesses und zum anderen kulturwissenschaftlich »als Wissensarsenale und Wissensordnungen wie auch als Traditionskonstruktionen und Umschreibungen« analysiert und ausgewertet.⁴ Einlagen, Randbemerkungen, An- und Unterstreichungen, selbst Eselsohren und andere physische Gebrauchsspuren lassen Schlussfolgerungen über die Lektüre- und Schreibpraxis von Autorinnen und Autoren zu und können Auskunft darüber geben, mit welcher Intensität, mit welchen Interessen und unter welchen intellektuellen Voraussetzungen und Implikationen Werke gelesen wurden. Mit Davide Giuriato und dessen Anlehnung an Paul Valéry gesprochen, bilden sich in Lesespuren »Denken, Lesen und Schreiben« als ein »Prozeß ständigen und unabschließbaren Werdens« ab.⁵ Als »Zeugnisse von Arbeits-, Produktions- und Revisionsprozessen« weisen sie damit in das Werk von Schriftstellerinnen und Schriftstellern.⁶ Darüber hinaus öffnen Gebrauchsspuren in Büchern und Bibliotheken ein eigenes, praxeologisch motiviertes und an der materiellen Kulturforschung orientiertes Forschungsfeld.⁷ So lassen sich Lese- und Gebrauchsspuren auch als Ausdruck kultureller Praktiken, mithin als *Randkulturen*, verstehen.

Die Beiträge des vorliegenden Bands wollen den Zusammenhang von Lesen und Schreiben, von der Rezeption und Produktion von Büchern, der sich in Autorenbibliotheken abbildet, sowohl in allgemeinen Perspektiven theoretisch als auch an spezifischen Beispielen exemplarisch analysieren. Sie gehen vom Entstehungskontext der Lese- und Gebrauchsspuren innerhalb annotierter Exemplare und im Rahmen von Autorenbibliotheken aus,

theken, Bibliothèques d'auteurs, Biblioteche d'autore, Bibliotecas d'autor, Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010, S. 19–26; hier S. 20.

3 Vgl. exempl. Autorenbibliotheken, Bibliothèques d'auteurs, Biblioteche d'autore, Bibliotecas d'autor, Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010.

4 Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner u. a., Göttingen 2018, Klappentext.

5 Davide Giuriato: Prolegomena zur Marginalie, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin, Sandro Zanetti, München 2008, S. 177–198; hier S. 184.

6 Autorschaft und Bibliothek (Anm. 4), Klappentext.

7 Vgl. exempl. Carlos Spoerhase: Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830, Göttingen 2018.

um ihre »Gemachtwordenheit«⁸ verstehen zu können. Erst in diesem Kontext geben Lesespuren Aufschluss über Lektüre- und Annotationspraktiken einerseits und Schreibpraktiken andererseits. Der Blick auf die Gesamtheit der Lesespuren, auf Bücher, die vielleicht gelesen wurden, aber deren Einfluss auf einen Text nicht nachweisbar ist, bedeutet einen umfassenderen Forschungszugang auf das Lektürefeld einer Autorin oder eines Autors.⁹

Die Autorenbibliotheks- und die Lesespurenforschung sind grundsätzlich verschiedene Forschungsfelder. Während sich die eine mit der Provenienz von Exemplaren und der Rekonstruktion von Büchersammlungen und deren Bedeutung für die Kultur- und Wissensgeschichte beschäftigt, Auktions- und Antiquariatskataloge studiert, erschließt und ediert und dabei auch Gebrauchsspuren betrachtet,¹⁰ verfolgt die andere Lese- und Schreibprozesse, bringt textgenetische Studien hervor und beginnt seit einigen Jahren mit der theoretischen und systematischen Verortung von Lesespuren, fragt also danach, wie, wo, wann, wozu und von wem Lesespuren hinterlassen werden und wie diese zu beschreiben und kategorisieren sind.¹¹ Mit dem ganzheitlichen Anspruch, beide Perspektiven zu verbinden, sind epistemologische Herausforderungen verbunden. So stehen Lesespuren innerhalb eines Buchexemplars in einem Spannungsverhältnis zu anderen Spuren, die nicht auf eine Lektüre, sondern auf die Biographie eines Buchs verweisen.¹² Diese Gebrauchsspuren werfen spezifische Fragen auf wie die nach ihrer Provenienz sowie auch allgemeine Fragen wie die nach dem Umgang mit Büchern als Ausdruck kultureller und individueller Praxis überhaupt. Die Beschäftigung mit Lese- und Gebrauchsspuren ermöglicht also neue Perspektiven sowohl für die Analyse von Schreibpraktiken und

8 Kai Sina, Carlos Spoerhase: »Gemachtwordenheit«: Über diesen Band, in: Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, Göttingen 2017, S. 7–17.

9 Vgl. Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden 2015, S. 147–173; hier S. 154.

10 Vgl. exempl. Michael Knoche (Hg.): Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, Wiesbaden 2015.

11 Zur Systematisierung von Lesespuren vgl. vor allem Claudine Moulin: Endozentrik und Exozentrik. Marginalien und andere sekundäre Eintragungen in Autorenbibliotheken, in: Autorschaft und Bibliothek (Anm. 4), S. 227–240 und Claudine Moulin: Rand und Band. Über das Spurenlesen in Handschrift und Druck, in: Marginalien in Bild und Text. Essays zu mittelalterlichen Handschriften, hg. von Patrizia Carmassi und Christian Heitzmann, Wiesbaden 2019, S. 19–59.

12 Vgl. Biographien des Buches, hg. von Ulrike Gleixner u. a., Göttingen 2017.

poetologischen Verfahren als auch für die Erforschung und Erschließung von Autorenbibliotheken und der darin erkennbaren Lektürepraktiken.

Ausgehend von Lese- und Gebrauchsspuren wird in dem vorliegenden Band beides im Zusammenhang in den Blick genommen: der individuell und kulturell geprägte Umgang mit Büchern in Autorenbibliotheken sowie – im engeren Sinne – Lektüre- und Annotationspraktiken im Prozess des Lesens und davon ausgehend inter- und transtextuelle Formationen und Transformationen im Prozess des Schreibens. Die Formen und Funktionen des Lesens sind damit in ihren genuinen, auch materialen Praktiken am Text bzw. am Buch, aber auch im größeren Umfeld poetologischer und wissenskultureller Zusammenhänge beleuchtet.

Die gegenwärtigen Diskussionen über Autorenbibliotheken sowie über Lese- und Schreibprozesse, die diesen Band prägen, haben dementsprechend eine Vielzahl forschungsrelevanter Fragen entwickelt, darunter etwa: Was ist überhaupt eine Autoren- bzw. Nachlassbibliothek, und wie lässt sie sich als Forschungsgegenstand in unterschiedlichen Disziplinen zwischen Literatur-, Buch- und Medienwissenschaft erschließen? Wie prägen Lese- und Gebrauchsspuren das Profil von Autorenbibliotheken? Welchen Einfluss hat die materielle Textualität auf Lektürepraktiken? In welchem Zusammenhang stehen Textgenres und Lesespuren? Inwiefern produziert der Text seine Lesespuren, das Buch seine Gebrauchsspuren mit? Lassen sich ausgehend von den spezifischen Lese- und Gebrauchsspuren Profile einzelner Autorenbibliotheken erstellen, und wie gelangen wir von den auf einer großen Datenmenge basierenden Einzelstudien zu einer übergreifenden Typologie von Lese- und Gebrauchsspuren? Wie lässt sich die Vielfalt und Menge an Spuren, die das Sammeln, Ordnen und Bearbeiten von Büchern hinterlässt, überhaupt erfassen? Sodann: In welchem Verhältnis steht die Praxis der Lektüre und Markierung mit den auf sie aufbauenden Schreibverfahren? Inwiefern lassen sich Lektüreprozesse als Teil des Schreibprozesses verstehen? Was heißt es für das Schreiben, wenn es vom Lesen her perspektiviert wird? Der Sammelband *Randkulturen*, der aus einem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekt zu Thomas Manns Nachlassbibliothek an der ETH Zürich hervorgeht, behandelt diese Fragen empirisch fundiert auf materialer Grundlage realer Autoren- und Nachlassbibliotheken der literarischen Moderne, wobei ein noch zu erläuternder Schwerpunkt auf Mann und den Kontexten seiner Bibliothek liegt.

Um diese Fragen angemessen beantworten zu können und die Perspektiven der folgenden Beiträge zu schärfen, sind vorab die wichtigsten theoretischen Voraussetzungen zu klären, und zwar in zwei Schritten: zuerst mit

Blick auf einschlägige, aber allgemeinere literaturtheoretische Implikationen, sodann mit Blick auf die aktuelle Forschung zu Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken.

Allgemeine literaturtheoretische Voraussetzungen

Die Analyse von Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken setzt voraus, konventionelle Konzepte und Verhältnisbestimmungen von Autorschaft und Text, von Lesen und Schreiben zu überdenken. Die entscheidende theoretische Ausgangslage besteht darin, diese Praktiken nicht mehr als getrennte anzunehmen, wie das in den Modellen literarischer Kommunikation üblicherweise getan wird. Schreiben ist demnach ebenso wenig als eine ausschließlich produktionsästhetische Praxis zu verstehen, wie Lesen als eine ausschließlich rezeptionsästhetische. Der neue Ansatz besteht vielmehr darin, Produktion und Rezeption als Teil eines integralen und komplexen Arbeitsprozesses zu denken, wonach das Schreiben zugleich rezeptiv, das Lesen zugleich produktiv ist, also beide miteinander verschränkt sind.¹³

Damit verschieben sich einige literaturwissenschaftliche Basiskategorien wie zunächst diejenige der Autorschaft. Zwar ist sie – explizit im Begriff der *Autorenbibliothek* – auch als eine historische mitgedacht, also keineswegs absent. Jedoch ist Autorschaft dahingehend neukonzipiert, dass sie gerade nicht als Ausdruck einer alleinigen subjektiven Instanz der Erfindung, sondern vielmehr zum einen als Ordnungsfunktion in der bibliothekarischen Praxis und zum anderen als operationale und praktische Funktion eines komplexen Suchens und Findens verstanden wird, in der sich Eigenes und Angeeignetes verbinden und überkreuzen.¹⁴ Insofern geht der Ansatz nicht von einer Fundamentalkritik der Autorschaft (etwa im Sinne Roland Barthes') aus, sondern denkt die Instanz vielmehr, im Bewusstsein solcher Kritik, alternativ. Als relevant erweist sich dabei, auf den ersten Blick womöglich überraschend, ein Modell, das teils aus der vormodernen rhetorischen Tradition abgeleitet und bis in die literarische Moderne – gegenläufig zum genieästhetischen Paradigma – wiederholt aktualisiert wurde. Demnach gilt der Autor weniger als genialer Erfinder, der allein aus seiner

13 Vgl. aus literatursoziologischer Perspektive Clayton Childress: *Under the Cover. The Creation, Production, and Reception of a Novel*, Princeton 2017, S. 5–11.

14 Vgl. zum Verhältnis von Autorschaft und Bibliothek auch Dirk Werle: *Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven*, in: *Autorschaft und Bibliothek* (Anm. 4), S. 23–34.

Fantasie schöpft (so das Postulat der Genieästhetik), sondern vielmehr als ein Wissen verarbeitender Schriftsteller (ein *poeta doctus*, wie er in jüngerer Zeit wieder im New Historicism konzipiert wurde), der Gelesenes in sein Schreiben mehr oder weniger direkt und sichtbar integriert. Der barocke *Compilator*, der aus der rhetorischen Tradition und ihrer Funktion der *inventio* (verstanden als Findung, nicht Er-Findung) hervorgeht, kann dafür als ein vormodernes Modell gelten. Dieses Schreiben ist also kein Nullpunkt der Erfindung, sondern vielmehr ein Akt der Umarbeitung vorliegender Texte und Themen. Dieser Schriftsteller-Autor ist in seiner Funktion folglich nicht nur ein »Dichter«, sondern wesentlich auch ein Philologe, ein Text-, Schrift- und Buchgelehrter, der Texte aus Texten generiert, Bücher aus Büchern.

Der moderne Romanautor um 1800, der uns mit Blick auf die literarische Moderne um 1900 näher zu liegen scheint, schöpft allerdings nach wie vor aus dem *inventio*-Paradigma, wie sich an Autoren wie Christoph Martin Wieland, Novalis oder Jean Paul zeigen lässt. In seinem Entwurf zu einer Universalwissenschaft *Das allgemeine Brouillon* (1798/99) entwickelte etwa Novalis ausdrücklich eine Theorie des literarischen Arbeitens, die Lesen und Schreiben verbindet, indem Lesen nicht nur rezeptiv, sondern auch produktiv, Schreiben wiederum nicht nur produktiv, sondern auch aufnehmend und umwandelnd gedacht wird. Beide literarischen Basis-Operationen – so Novalis' Begriff – sind demnach verbunden in ein- und demselben Formations- und Transformationsprozess: »Mannichfaltig kombinierte Autorbewegungen oder Operationen – Lesen – Beobachten – alles in Beziehung auf Selbstdenken – und Schreiben.«¹⁵ Vom Lesen ausgehend, charakterisierte er in einer zwischen Natur und Kultur changierenden Terminologie »Lesen und Arbeiten« als »Ideen produciren und Ideen assimiliren«.¹⁶ Die Verknüpfung von Lesen und Schreiben zu *einem* einzigen transformativen Prozess der *ars literaria*, der Schreibkunst, ist nach Novalis das Grundprinzip »geistiger Bildung« überhaupt, nicht nur der Literatur, sondern auch der Philosophie und der Wissenschaft. Entsprechend lautet die Antwort auf die Frage, wie ein »eigenes System« zu finden sei, nämlich durch »Zueignung« eines anderen:

15 Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, 5 Bde., Stuttgart 1960–1988; Bd. 3, S. 366. Vgl. dazu Andreas Kilcher: Assimilation und Zirkulation. Ein universalistisches Wissensmodell des 19. Jahrhunderts, in: ders./Philipp Sarasin (Hg.): Zirkulationen, Zürich 2011, S. 15–36. (= Nach Feierabend 2011).

16 Novalis: Schriften, Bd. 3 (Anm. 15), S. 408.

GEISTIGE BILDUNGSL[EHRE]. Man studirt fremde Systeme um sein *eignes System* zu finden. Ein fremdes System ist der Reitz zu *einem Eignen*. Ich werde mir meiner eignen Philosophie, Physik etc. bewußt – indem ich von einer Fremden afficirt werde – versteht sich, wenn ich selbstthätig genug bin. Meine Philosophie oder Physik kann nun mit dem Fremden übereinstimmen oder nicht. Im erstern Falle zeigt es Homogenëtaet – [...] (Ehe der heterogënen Systeme).¹⁷

An anderer Stelle nimmt Novalis diese Vorstellung der »Homogenëtaet« in der Zirkulation des Eigenen und des Fremden auf, indem er dafür den aus der Ernährungsphysiologie stammenden Begriff der »Assimilation« einsetzt, der um 1800 als Aufnahme von leiblicher, metaphorischer, aber auch von geistiger Nahrung verstanden wurde. Er meint nicht etwa eine passive Angleichung des Subjekts an eine Umwelt, sondern gerade umgekehrt die aktive »Zueignung« bzw. Aneignung und Aufnahme vorgefundener Elemente der Umwelt in ein Subjekt, seien sie materieller oder intellektueller Art. Implizit ist damit eine Theorie des produktiven Lesens als primärer Aspekt des eigenen Denkens und Schreibens gemeint:

Die Frage nach dem Grunde, dem Gesetze einer Erscheinung [...] geht auf Zueignung, Assimilation des Gegenstandes. Durch Erklärung hört der Gegenstand auf, fremd zu seyn. Der Geist strebt den Reitz zu absorbiren. Ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eigenes, Zueignung ist also das unaufhörliche Geschäft des Geistes. [...] Wissenschaften zersetzen sich in Wissenschaften.¹⁸

Im Jahr 1800 formulierte Christoph Martin Wieland ein analoges Autorschaftskonzept, das – in Reaktion auch auf seine Kritiker, die ihm mangelnde Originalität vorgeworfen haben – die genieästhetische Funktion der Originalität letztlich als ein Mythos kritisiert, gegenüber der er apologetisch eine Form des Schreibens verteidigt, das seine Gegenstände gerade nicht aus dem Nullpunkt der Phantasie erfindet, sondern – eben auch im Sinne der rhetorischen *inventio* – stets *findet*, d.h. vorfindet und umarbeitet:

17 Ebd., S. 278.

18 Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, 5 Bde., Stuttgart 1960–1988; Bd. 2, S. 646.

Man macht mir den Vorwurf, ich sei *nicht originell*. Man sollte doch *finden* und *erfinden* unterscheiden. Was ist überhaupt Stoff unserer Geschichte? Fast alles lässt sich bis auf die entfernteste Periode des Menschengeschlechts zurückführen. Woher nahmen die Mauren den Stoff der *contes* und *fabliaux*, woraus die Provençalpoesie und später die romantische Epopöe der Italiener hervorging? Haben nicht Shakespeare und Milton fast allen Stoff entlehnt? Woher nahm Homer seinen Stoff? [...] [D]ie Bearbeitung des Stoffs ist die wahre Erfindung.¹⁹

Der autorschaftlichen ›Unoriginalität‹, die Novalis als kreative Ausgangslage des Schreibens beim Lesen und Wieland qua »Bearbeitung« vorliegender Stoffe als eigentliche und »wahre Erfindung« positiv umdeuteten, entspricht eine textuelle ›Unoriginalität‹, oder ebenfalls positiv gewendet, eine ›wahre Textualität‹. Im langen 19. Jahrhundert von Wieland bis Thomas Mann und Alfred Döblin wurde sie in der epischen Großform des Romans paradigmatisch. Sie implementiert das universalistische Schreiben des findenden und bearbeitenden Autor-Philologen à la Wieland, Novalis oder Jean Paul. Ihren Anspruch charakterisierte Johann Gottfried Herder in den *Briefen zur Beförderung der Humanität* (1793–1797): nicht nur synthetisiert sie transzendentalpoetisch unterschiedliche literarische Gattungen, sondern auch – »wissenspoetologisch«²⁰ – unterschiedliche Wissensgebiete. Die Schreibweise des Romans ist nach Herder die maximale Aufwertung und Expansion des lesenden inventiven Schreibens:

Keine Gattung der Poesie ist von weiterem Umfange, als der Roman; unter allen ist er auch der verschiedensten Bearbeitung fähig: denn er enthält oder kann enthalten nicht etwa nur Geschichte und Geographie, Philosophie und die Theorie fast aller Künste, sondern auch die Poesie aller Gattungen und Arten – in Prose. [...] Die größten Disparaten lässt diese Dichtungsart zu [...].²¹

19 Zit. in Christoph Martin Wieland: *Geschichte des Agathon*, hg. von Klaus Manger, in: ders.: *Werke in zwölf Bänden*, hg. von Gonthier-Louis Fink u. a., Frankfurt a. M. 1986–1988; Bd. 3, S. 938.

20 Vgl. Joseph Vogel (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999; Andreas Kilcher: *mathesis und poesis. Die Enzyklopädie der Literatur 1600 bis 2000*, München 2003.

21 Johann Gottfried Herder: *Briefe zur Beförderung der Humanität*, in: ders.: *Sämtliche Werke*, hg. von Bernhard Suphan. 33 Bde., Berlin 1877–1913; Bd. 18, S. 109 f.

Was um 1800 im Rahmen der Romantheorie formuliert wurde, erweiterte die Literaturtheorie der 1970er und 1980er Jahre im Kontext von Semiotik und Poststrukturalismus zu einem allgemeinen texttheoretischen Modell. Es wurde unter den Begriffen des ›offenen‹ und ›schreibbaren‹ Textes gefasst und zielte darauf ab, die klassische Werkform zu transzendieren. Umberto Eco etwa entwickelte dieses am Leitfaden der Alternative von ›geschlossenem‹ und ›offenem‹ Werk in *Opera aperta* (1962). Das ›geschlossene Kunstwerk‹ auf der einen Seite folgt einer »Poetik der Eindeutigkeit und Notwendigkeit, ein geordneter Kosmos, eine Hierarchie von Wesenheiten und Gesetzmäßigkeiten«. ²² Das ›offene Kunstwerk‹ dagegen ist ein nicht-reduktiver und nicht-hierarchischer Text, der »eine virtuell unendliche Reihe möglicher Lesarten« ²³ eröffnet und »das Spiel der unbegrenzten Semiose« in Gang bringt. ²⁴

Roland Barthes' Alternative von ›lesbarem‹ und ›schreibbarem‹ Text führt diese Doppelbestimmung fort. Der *texte lisible*, so Barthes in *S/Z* (1970), ist der rezeptive, ›begrenzte Text‹, der physisch als Buch vorliegt und auf eine Lesart reduziert ist – daher ›lesbar. ²⁵ Der *texte scriptible* dagegen ist der potentielle Text, insofern er es ist, der sich aus dem Lesen entwickelt und im Zuge des Lesens potentiell immer neu und weiter ›geschrieben‹ werden kann – daher ›schreibbar. Diese Verschiebung hin zu einem produktiven Lesen steht analog zu Barthes' Entwicklung der Autorschaftskonzeption: der ›Tod des Autors‹ geht mit der ›Geburt des Lesers‹ einher, oder anders herum formuliert: »la naissance du lecteur doit se payer de la mort de l'auteur«. ²⁶ Zugleich aber entsteht ein neuer ›Schreiber‹ (*scripteur*), der nicht mehr das erfindende Subjekt ist, sondern (analog zu Novalis oder Wieland) derjenige des offenen, schreibbaren Texts: ein Schreiber, der liest und aus anderen Texten einen offenen Text herstellt: »la naissance du scribeur: le scribeur moderne naît en même temps que son texte«. Jener ›schreibbare Text‹ ist folgerecht

kein Gegenstand, man wird ihn kaum in einem Buchladen finden [...]. Der schreibbare Text, das sind *wir beim Schreiben*, bevor das nicht endende Spiel

22 Umberto Eco: Das offene Kunstwerk, übers. von Günter Memmert, Frankfurt a. M. 1973, S. 34.

23 Ebd., S. 57.

24 Umberto Eco: Lector in fabula, Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten, übers. von Heinz-Georg Held, München 1987, S. 71.

25 Roland Barthes: *S/Z*, übers. von Jürgen Hoch, Frankfurt a. M. 1976, S. 8–13.

26 Roland Barthes: La mort de l'auteur, in: ders.: *Œuvres Complètes*, hg. von Éric Marty, 5 Bde., Paris 2002; Bd. 3, S. 40–45; hier S. 45.

der Welt (die Welt als Spiel) durch irgendein singuläres System (Ideologie, Gattung, Kritik) durchschritten, durchschnitten, durchkreuzt und gestaltet worden wäre, das sich dann auf die Pluralität der Zugänge, die Offenheit des Textgewebes, die Unendlichkeit der Sprachen niederschlägt.²⁷

Die Offenheit des schreibbaren Texts, dessen zentrale Metaphern die des ›Gewebes‹ (*tissu*) und des ›Netzes‹ (*réseau*) sind,²⁸ zielt auf das Konzept der Intertextualität, das nicht etwa ein Spezialfall rezeptiver Bezüglichkeit eines Texts zu einem vorangehenden ist, sondern vielmehr die Grundform der Textualität im Sinne des schreibbaren Texts überhaupt: »[...] tout texte est un *intertexte*; d'autres textes sont présents en lui [...]; tout texte est un tissu nouveau de citations résolues.«²⁹ Das ist die textuelle Entsprechung zur findenden *inventio* à la Wieland und zum produktiven Schreiben à la Novalis. Im Anschluss an Barthes (und Julia Kristeva) systematisiert diesen Aspekt Gérard Genettes Begriff der Hypertextualität als *littérature au second degré*, so der Untertitel von *Palimpsestes* (1982): »Als Hypertext bezeichne ich also jeden Text, der von einem früheren Text durch eine einfache Transformation [...] oder durch eine indirekte Transformation (durch Nachahmung) abgeleitet wurde.«³⁰ Hypertextualität ist eine spezifische Form zwischentextueller Bezüglichkeit, die sich allgemein als »manifeste oder geheime Beziehung« eines Texts zu anderen Texten definiert.³¹ Hypertextualität eröffnet, so Genette, »einen universellen Aspekt der Literarität. Es gibt kein literarisches Werk, das nicht, in einem bestimmten Maß und je nach Lektüre, an ein anderes erinnert; in diesem Sinn sind alle Werke Hypertexte. [...] Ich kann in jedem beliebigen Werk die partiellen, lokalisierten und flüchtigen Echos irgendeines anderen, früheren oder späteren, Werks verfolgen.«³² Diese Expansion lässt hinter jedem aktuellen, nur scheinbar definierten und geschlossenen Text eine offene, potentiell unabschließbare und undefinite Textualität durchscheinen, die Genette auch als »Universalliteratur« bezeichnet: »Ein derartiger Zugang hätte zur Folge, daß die Gesamtheit der

27 Barthes: S/Z (Anm. 25), S. 9.

28 Vgl. Roland Barthes: Texte (théorie du), in: ders.: Œuvres Complètes, hg. von Éric Marty, 5 Bde., Paris 2002; Bd. 2, S. 1677–1689; hier S. 1684.

29 Ebd., S. 1683.

30 Gérard Genette: Palimpseste. Literatur auf zweiter Stufe, übers. von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt a. M. 1993, S. 18.

31 Ebd., S. 9–14.

32 Ebd., S. 20.

Universalliteratur im Feld der Hypertextualität aufginge.«³³ Die »Universalliteratur« ist – in expliziter Anspielung auf Jorge Luis Borges' Erzählung *Bibliothek von Babel* (1941) – die »Totalität« alles Geschriebenen, eine textuelle Expansion, die das singuläre Buch immer schon integriert, entgrenzt und – in Novalis' Sinne – assimiliert:

»Die Welt ist nicht zu erschöpfen, aus dem bündigen und einfachen Grund, weil kein einziges Buch zu erschöpfen ist.« Dieses Buch muß man nicht bloß von neuem lesen, sondern von neuem schreiben, und sei es auch im Wortlaut [...]. So erfüllt sich Borges' Utopie einer Literatur in ständiger Transfusion – Transtextfusion – die in ihr ständig in ihrer Totalität und als Totalität gegenwärtig ist und deren Bücher allesamt nur ein riesiges Buch, ein endloses Buch sind. Die Hypertextualität ist nur einer der Namen dieser fortwährenden Zirkulation der Texte.³⁴

Borges' kosmische Universalbibliothek ist nicht bloß eine literarische Allegorie jener hypertextuellen »Universalliteratur«. Vielmehr erweist sich die Bibliothek in Genettes Rekurs als eine tatsächliche Größe, auf die der entgrenzte Textbegriff gewissermaßen organisch und notwendig abzielt. Bündig gesagt: Literatur wird, als hypertextuelle »Universalliteratur«, zugleich auch »Bibliotheksliteratur« (Nikolaus Wegmann), die Bibliothek für die Literatur folglich »zu einem ebenso irritierenden wie faszinierenden Ort, wo alles immer schon vorhanden – wenn auch noch nicht gefunden ist«, oder etwas technischer formuliert, zu dem »sie tragenden System« von Dokumenten und Bezügen.³⁵ Die Bibliothek wiederum wird dabei nicht nur als ein »sich laufend selbst optimierender Apparat« ins Spiel gebracht, sondern auch ihrerseits von der Literatur, beispielhaft in Borges' babylonischer Bibliothek, irritiert, reflektiert, und – nachgerade ins Kosmische – entgrenzt.³⁶ Literatur und Bibliothek bilden ein vielfach verflochtenes Gefüge, mehr noch: Literatur wird bibliothekarisch, die Bibliothek literarisch.³⁷

33 Ebd.

34 Ebd., S. 534 f.

35 Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln 2000, S. 7.

36 Ebd., S. 13.

37 Vgl. Achim Hölter: *Das Bibliotheksmotiv im literaturwissenschaftlichen Diskurs*, in: *Literaturwissenschaft und Bibliotheken*, hg. von Stefan Alker und Achim Hölter, Göttingen 2015, S. 167–193.

Spätestens damit wird deutlich, dass die dergestalt veränderten Konzeptionen von Autorschaft und Text, von Lesen und Schreiben, von Literatur und Bibliothek den weiteren theoretischen Rahmen bilden, innerhalb dessen die im Folgenden aufgeworfene Frage nach Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken an Relevanz und Brisanz Bedeutung gewinnt. Nicht um bloße historisch-philologische Kenntnisse im Sinne herkömmlicher Rezeptions- oder Intertextualitätsforschung geht es demnach im Folgenden, sondern um die Analyse von Vorstellungen und Praktiken des Zusammenhangs von Lesen und Schreiben. Die konkrete Untersuchung entsprechender Problemkomplexe und Fallbeispiele verlangt jedoch noch eine spezialisiertere Theoriebestimmung, die nicht an Bibliotheken überhaupt, sondern – im Anschluss an eine jüngere, historisch-philologische sowie kulturwissenschaftliche Forschung – an Autorenbibliotheken im Besonderen ansetzen wird. Zu klären bleibt auch im Anschluss an die in den *Randkulturen* versammelten theoretischen, praxeologischen und poetologischen Perspektiven die Frage, wie Autorenbibliotheken theoretisch beschreibbar sind und wie in diesen gelesen und geschrieben werden kann.

Auf dem Weg zu einer Theorie der Autorenbibliothek

Autorenbibliotheken wurden erst in jüngerer Zeit als Korpora von hoher wissenschaftlicher und poetologischer Relevanz erkannt. Die durch Almuth Grésillon formulierte Einsicht in den »rapport indissociable entre lecture et écriture«³⁸ prägte Daniel Ferrers richtungsweisende Reflexionen zur Thematik.³⁹ Als einer der Ersten versuchte er, die Autorenbibliothek nicht nur als Ort produktiver Lektüre, sondern auch als literaturwissenschaftlichen Forschungsgegenstand zu etablieren: »[L]a bibliothèque«, so Ferrer, »est elle-même pour l'écrivain un lieu de consommation [...], de digestion – ou de rejet – de la pensée d'autrui.«⁴⁰ Die Auseinandersetzung mit Autorenbibliotheken eröffne den Blick für »une série de relations [...] par l'intermédiaire de textes«,⁴¹ die in der Bibliothek, so lässt sich ergänzen, in Form verschiedener

38 Almuth Grésillon: Lire pour écrire. Flaubert lector et scriptor, in: Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven, hg. von Alfred Messerli und Roger Chartier, Basel 2000, S. 593–608; hier S. 593.

39 Vgl. Daniel Ferrer: Introduction. »Un imperceptible trait de gomme de tragacathe ...«, in: Bibliothèques d'écrivains, hg. von Daniel Ferrer, Paris 2001, S. 7–27.

40 Ebd., S. 8.

41 Ebd.

Medieneinheiten vorhanden sind.⁴² In diesen erst durch eine Untersuchung der Bibliothek gestifteten Beziehungen und Konstellationen enthülle sich »l'interface entre l'acte individuel de création et l'espace social dans lequel il est immergé«.⁴³ Die von Autorinnen und Autoren in den Medien ihrer Bibliothek hinterlassenen Lese- und Gebrauchsspuren geben nicht nur Aufschluss über das »jeu de positionnement« im literarischen Feld, sie lassen auch »quelque chose d'exceptionnel« erahnen, das Alleinstellungsmerkmal, das der individuellen Lese- und Produktionsweise einzelner Schriftsteller und Schriftstellerinnen eignen mag.⁴⁴ Spätestens seit Ferrer muss die Autorenbibliothek als »dispositif intellectuel« gelten, in dem sich »les habitudes de pensée« und »la production écrite de son propriétaire« verflechten.⁴⁵ Spätestens seit der Jahrtausendwende, konstatiert demgemäß auch Stefan Höppner, werden zahlreiche Autorenbibliotheken weltweit rekonstruiert, digitalisiert und erforscht.⁴⁶ Der im Rahmen des Projekts *Autorenbibliotheken: Materialität – Wissensordnung – Performanz* im Forschungsverbund Marbach – Weimar – Wolfenbüttel entstandene Band *Autorschaft und Bibliothek: Sammlungsstrategien und Schreibverfahren* vereint zum ersten Mal die Bandbreite an Forschungsperspektiven auf den Gegenstand der Autorenbibliothek.

Eine Autorenbibliothek ist der Ort, an dem das Sammeln von Büchern als Arbeitsmittel oder Gegenstand der Bibliophilie zusammentrifft mit der Lektüre, Recherche und Produktion neuer Texte[...]. Bibliotheken sind zudem Orte der Memoria, in denen sich Geschichte sedimentiert, sie ermöglichen einen Zugang zum intellektuellen Leben vergangener Epochen.⁴⁷

Erforschbar ist eine Autorenbibliothek im Regelfall aber nur in ihrem institutionalisierten Zustand als Nachlassbibliothek mit ihrer ganz eigenen Bedingtheit. Was die Forschung auf dem Gebiet der Autorenbibliotheken neben der alternativen Konzeption literaturtheoretischer Konzepte im Kontext materieller Literaturforschung also auszeichnet, ist die enge Verknüpfung

42 Vgl. Dirk Werle: Literaturtheorie als Bibliothekstheorie, in: Literaturwissenschaft und Bibliotheken, hg. von Stefan Alker und Achim Hölter, Göttingen 2015, S. 13–26; hier S. 14.

43 Ferrer (Anm. 39), S. 8.

44 Ebd., S. 8 f.

45 Ebd., S. 13.

46 Höppner (Anm. 1), S. 31.

47 Ebd., S. 15 f.

von Archiv, Bibliothek und Wissenschaft. Auf die Bedeutung von Autorenbibliotheken für textgenetische und intertextuelle Untersuchungen und für die Interpretation literarischer Werke wurde bereits mehrfach hingewiesen. Übrigens darf auch deren Rolle bei der Erhaltung von raren Buchexemplaren (Erst- und Schmuckausgaben) für das Bibliothekswesen – gerade für die hier fokussierte Zeit – nicht unterschätzt werden. Dirk Werles Forderung, literaturtheoretische Fragen (der Intertextualitätsforschung und der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses), die »eine gewisse Affinität zum Phänomen der Bibliothek« aufweisen, diese aber meist nur als abstrakte Konzeption begreifen, zu historisieren und empirisch zu fundieren, bleibt noch weitgehend unerfüllt.⁴⁸ Mit einer historisch-empirischen Orientierung der Beiträge sind die *Randkulturen* aber ein weiterer Schritt in diese Richtung und ein Ansatz zur Vermittlung zwischen Bibliotheks- und Literaturwissenschaft. Denn nach wie vor bedarf es einer gegenseitigen Verständigung im Hinblick auf eine über die Medialität und Materialität ihrer Gegenstände informierte Literaturwissenschaft einerseits und auf Anforderungen der Literaturwissenschaft an Bibliotheken und Archive im Umgang mit Privatbibliotheken andererseits.

Jede Autorenbibliothek hat ihren ganz eigenen Charakter. Das betrifft nicht nur ihre durch die Besitzerinnen und Besitzer geprägte, materielle und inhaltliche Zusammensetzung, sondern auch die darin enthaltenen Lese- und Gebrauchsspuren. Nachgelassene Autorenbibliotheken enthalten ein differenziertes System von Lesespuren, die Aufschluss darüber geben können, nicht nur *was*, sondern *wie* gelesen wurde: mit welchen Stiften, wie oft, mit welcher Intensität und welchen Beweggründen, unter welchen intellektuellen Voraussetzungen und Konstellationen. In der Gesamtschau lassen sich oftmals Leitmotive, semantische Zusammenhänge und Ideencluster ausmachen. Ebenfalls werden Lese- und Annotationstypen erkennbar,⁴⁹ die sowohl von der Person als auch von der Textsorte abhängig zu sein scheinen.⁵⁰ Die verschiedenen Sammlungsgeschichten sind sowohl mit der (Werk-)Biographie und dem Habitus des Autors oder der Autorin als auch mit den kulturhistorischen, intellektuellen und politischen Entwicklungen der Zeit verbunden. Und dennoch scheint es Gemeinsamkeiten

48 Werle: Literaturtheorie als Bibliothekstheorie (Anm. 42), S. 19.

49 Vgl. als scherzhaften Beitrag Ludwig Hevesi: Die Litteratur der Randbemerkungen, in: ders.: Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst, Stuttgart 1898, S. 66–75.

50 Vgl. exempl. Susan Sontags Lektürepraxis in Kai Sina: Susan Sontag und Thomas Mann, Göttingen 2017, S. 16 f.

darin zu geben, in welcher Form (Striche, Kreuze, Häkchen) und mit welchen Schreibwerkzeugen (Blei- und Buntstift) annotiert wurde oder welche Bücher (neben den heiligen Schriften und gängigen Nachschlagewerken) in bestimmten historischen Phasen in den Privatbibliotheken der Schreibenden vorhanden waren. Autorenbibliotheken sind Laboratorien, in denen sich kulturelle Praktiken in ihrer individuellen Prägung beobachten lassen.

Der Zugriff auf Autorenbibliotheken ist in ideengeschichtlichen und philosophischen Disziplinen jedoch lange nicht so selbstverständlich wie in den Philologien, wo die Arbeit mit Autorenbibliotheken vor allem bei der Edition von Werkausgaben und der Erforschung von Textgenesen zum gängigen Repertoire gehört. Der Perspektivwechsel von der annotierten Seite auf das Exemplar und die gesamte Bibliothek, den dieser Band unternimmt, verschiebt derweil wie gezeigt auch die Forschungsfragen und verändert die Forschungspraxis. Große Korpora müssen gesichtet, ihre Daten gesammelt und ausgewertet werden. Immer öfter greift die Autorenbibliotheksforschung deshalb auf digitale Verfahren zurück, die wiederum neue Fragen und Herausforderungen mit sich bringen.⁵¹

Dem oben erwähnten Zusammenhang der Bibliothek mit dem Schreiben und damit dem Zusammenhang von Lesen und Schreiben entsprechend, konstatieren manche Beiträge der *Randkulturen* nicht nur eine Bewegung von der Bibliothek ins Werk im Sinne einer Verwertungslogik von Lesespuren, sondern vielmehr ein Finden und Wiederfinden des eigenen Denkens und Schreibens im Fremden bzw. ein Aneignen des Fremden, verstanden als ›Inskription‹ oder ›Projektion‹ im Sinne Novalis'. Somit ist auch eine Grundannahme des vorliegenden Bands, dass es sich bei Lesespuren in Bibliotheken um einen genuin dem Schreiben zugehörigen Teil eines Werkzusammenhangs handelt, ›Werk‹, wie oben gezeigt, im Sinne der Intertextualität Barthes', der Hyper- und Transtextualität Genettes. So verwundert es nicht, dass Genettes Begriff des ›Palimpsests‹ auch Eingang in die Lesespurenforschung gefunden hat, die den genuinen Schreibcharakter der Lesespuren zu fassen versucht, so etwa Christian Benne: Ein durch manuelle Lesespuren modifiziertes Buch ähnelt einem »Palimpsest, in dem der gedruckte Text lediglich die unterste Schicht ausmacht.«⁵² »Es zeigt die enge Verbindung der Tätigkeit der Hand und des tiefen Eindringens in einen Text an, sein buchstäbliches Be- und Ergreifen. Die Lesespuren indizieren ein bis dahin bloß materielles Artefakt aus Papier

51 Vgl. die Beiträge von Manuel Bamert und Anna Busch in diesem Band.

52 Christian Benne: Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit, Berlin 2015, S. 36.

und Druckerschwärze als Dokument eines vergangenen Leseprozesses, dessen Verlauf sie oft noch lange danach zu evozieren vermögen.« Das Buch des Schriftstellers erscheint damit gewissermaßen als ein doppeltes und interaktives Medium, »weil es zur physischen Modifizierung und Spezifizierung durch den Lesenden einlädt, der es sich mit der Hand erschließt und deshalb zumindest teilweise in ein eigenes Manuskript zurückführt.«⁵³

Zu den neuesten Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Lesespuren- und Autorenbibliotheksforschung gehören die derzeit noch unveröffentlichten Promotionsschriften von Manuel Bamert und Martina Schönbächler (beide ETH Zürich), die im Rahmen des Projekts entstanden sind, d. h. ihre Erkenntnisse informiert von der Arbeit am Material und dementsprechend am Beispiel der Nachlassbibliothek Thomas Manns bzw. – im Fall Schönbächlers – dessen Werk entwickeln. Bamert präsentiert in seiner Studie zur Phänomenologie, Epistemologie und Poetologie von Lesespuren eine semiotisch orientierte Beschreibungssystematik, die im Gegensatz zur gängigen Typologie des Thesaurus der Provenienzbegriffe (T-Pro) am Material einer Autorenbibliothek entwickelt wurde und den Anspruch erhebt, auf vergleichbare Bestände übertragbar zu sein. Er versteht Annotieren als epistemische Praxis und unterscheidet mit einer Erweiterung des Modells literarischer Kommunikation nach Tilmann Köppe zwischen vier Wissensformen, die die Entstehung von Lesespuren beeinflussen. Dabei greift er auch auf quantitative Analysen der rund 143.000 erfassten Spuren zurück, die das Digitalisierungsprojekt der Nachlassbibliothek neuerdings ermöglicht. Zwar stellt Bamert fest, dass Lesespuren in ihrer Gesamtheit die an sie geknüpfte Hoffnung auf textgenetische Erkenntnisse in den meisten Fällen enttäuschen.⁵⁴ Dafür weist er schließlich nach, dass Lesespuren selbst an der Entstehung von neuen Texten beteiligt sind, indem sie Texte modifizieren, und somit durch das Annotieren ein neuer Text entsteht, der den Bedeutungsgehalt des gelesenen Texts erweitert.⁵⁵

Schönbächler zeigt in ihrer Studie, welchen Mehrwert die Arbeit mit Autorenbibliotheken für die Interpretation literarischer Texte hat. Sie verwendet das Kaleidoskop als Metapher für die Funktion von Autorschaft an der Schnittstelle von Bibliothek und Werk und damit für die Art und Weise, wie sich die Lektüren Thomas Manns in seinen Texten zusammenfügen. Als

53 Ebd.

54 Vgl. hierzu auch Wieland (Anm. 9), S. 153 f.

55 Manuel Bamert: *Stifte am Werk. Phänomenologie, Epistemologie und Poetologie von Lesespuren am Beispiel der Nachlassbibliothek Thomas Manns*, Zürich, Univ.-Diss. 2020 (unveröffentlichtes Manuskript).

zentrales Beispiel dient der Motivkomplex ›Gerda‹ – benannt nach Gerda von Rinnlingen in *Der kleine Herr Friedemann* (1896) –, der auf die Hypotexte von Manns Frühwerk zurückweist und wiederum mit deren Kotexten und Diskursen in Verbindung steht. Schönbächlers These ist, dass der Motivkomplex ›Gerda‹ und sein Komplement ›Friedemann‹ in ihrer Entwicklung im Gesamttext der Werke Thomas Manns drei Diskurse mitkonnotieren und besonders im dritten Band von Manns *Joseph-Tetralogie* entscheidend modulieren: Fragen nach heteronormativer Männlichkeit und gesellschaftlicher Anerkennung, Fragen nach dichterischem oder schriftstellerischem Erfolg und der Position des Künstlers sowie die Frage nach Erhaltung deutscher Identität im Exil und in der Zeit des deutschen Faschismus. Eine besondere Leistung ihrer Arbeit ist außerdem ein Glossar der wichtigsten literaturwissenschaftlichen Begriffe und Konzepte (Autor, Text, Werk, Montage, Zitat und weitere), die sie an der Arbeit mit dem Material entwickelt und die Anknüpfungspunkte für weitere theoretische Überlegungen bieten.⁵⁶

Thomas Manns Nachlassbibliothek

Der vorliegende Band entstand im Kontext eines Digitalisierungs- und Forschungsprojekts zur Nachlassbibliothek Thomas Manns, das von 2016 bis 2019 an der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich in Kooperation mit dem Thomas-Mann-Archiv und der ETH-Bibliothek durchgeführt wurde und bei dem es um die Digitalisierung, Erschließung und Erforschung von Manns Lesespuren ging. Dass Manns Bibliothek daher eine exemplarische Bedeutung für diesen Band hat, liegt auf der Hand. Sie ist aber auch im Vergleich erhaltener Autorenbibliotheken herausragend: Sie umfasst rund 4300 Einheiten, darunter Bücher, Zeitschriften, Zeitungsartikel und Typoskripte. Dazu gehören Manns Werke in deutscher Sprache und in Übersetzung, Sekundärliteratur zu Mann, vor allem aber Werke dritter Autorinnen und Autoren in Literatur und Wissenschaft sowie Wörterbücher und Enzyklopädien.

Die erhaltene Bibliothek ist eine Nachlassbibliothek. Sie enthält weder alle Bücher, die Mann je besessen hat, noch alle, die er gelesen hat. Vor allem die Enteignung durch das nationalsozialistische Regime und das Exil der

56 Martina Schönbächler: Kaleidoskopisch geschrieben – ›Gerda‹ als Motivkomplex in Thomas Manns *Joseph in Ägypten*. Poetologie in der Bibliothek, Zürich, Univ.-Diss. 2020 (unveröffentlichtes Manuskript).

Familie Mann, aber auch die Umzüge und Aussortierungen von Büchern und Zeitschriften vor 1933 und nach 1945 haben den Bestand bis zu Manns Todesjahr 1955 dezimiert. Viele Exemplare hat Mann verschenkt oder verkauft, die heute Teil von privaten oder öffentlichen Sammlungen sind, manche sind aber auch heute nicht mehr identifizierbar, manche gingen verloren. Was also heute das Korpus der Nachlassbibliothek bildet, sind zum größten Teil die Exemplare, die nach Manns Tod dem Thomas-Mann-Archiv von seinen Erben als Bibliothek des Schriftstellers überreicht wurde. Weiterhin verändert bzw. erweitert sich seither der Bestand, zum Beispiel durch Restitutionsverfahren, Rückgaben von Büchern, die zeitweise Teil der Golo-Mann-Bibliothek im Schweizerischen Literaturarchiv waren, oder durch den Ankauf von Fundstücken im antiquarischen Buchhandel. Die Nachlassbibliothek besteht somit aus Exemplaren, die Thomas Mann zum Zeitpunkt seines Todes besessen hat, und weiteren Exemplaren (unter anderem solchen mit Erscheinungsdatum nach dem Tod des Bestandsbildners), die von der Nachlassgemeinschaft als der Bibliothek zugehörig definiert wurden.

Dank der vergleichsweise guten Überlieferungssituation erlaubt die Bibliothek einen Einblick in die von Thomas Mann wahrgenommene, gelesene und als Quelle für seine Texte genutzte Literatur. Gegenstand des Zürcher Projekts waren alle Exemplare aus der Nachlassbibliothek mit Stiftspuren Thomas Manns oder Dritter und anderer Gebrauchsspuren sowie Widmungs- und Enteignungsexemplare. Ziel war die digitale Erfassung und Erschließung der Lese- und Gebrauchsspuren sowie der Transkription bestimmter schriftlicher Stiftspuren, genauer gesagt der Marginalien, Korrekturen, Besitzvermerke und Adressnotizen, die mit sehr großer Wahrscheinlichkeit von Thomas Mann stammen. Die Digitalisate und Transkriptionen stehen seit April 2019 in einer eigens an die Projektbedürfnisse angepassten digitalen Datenbank zur Verfügung, die im Lesesaal des Thomas-Mann-Archivs genutzt werden kann und seit September 2020 schrittweise auch online zur Verfügung gestellt wird.⁵⁷ Die Datenbank ermöglicht es, sich nicht nur wie bisher exemplarbezogen mit einzelnen Spuren zu beschäftigen, sondern anhand eines Klassifikationssystems gezielt und systematisch die Spuren auch im Zusammenhang zu durchsuchen.⁵⁸

57 Vgl. Datenbank Thomas Mann Nachlassbibliothek: <https://nb-web.tma.ethz.ch> (Zugriff am 8. 9. 2020).

58 Zu den das Erschließungs- und Digitalisierungsprojekt begleitenden Forschungsprojekten vgl. Produktive Lektüre. Thomas Manns Nachlassbibliothek, Forschungsprojekte: <https://lit.ethz.ch/forschung/laufende-drittmittelprojekte/thomas-manns-nachlassbibliothek.html> (Zugriff am 8. 9. 2020).

Neben der historischen und intellektuellen Nähe zu Thomas Mann ist das Besondere an der Zusammenstellung der Beiträge im vorliegenden Band, dass sie sich größtenteils auf das Material realer Autoren- bzw. Nachlassbibliotheken stützen und im Rahmen aktueller, zukunftsweisender Erschließungs- und Digitalisierungsprojekte entstanden sind, darunter *Nietzsches Bibliothek*, *Stefan Zweig digital* oder *Fontanes Handbibliothek*. Über den historischen Vergleich von Lektürepraktiken und Schreibprozessen von Autoren und Autorinnen zeigen die *Randkulturen* somit, wie aus der Beschäftigung mit einzelnen Autorenbibliotheken wie derjenigen Thomas Manns zu einem systematischen Verständnis von Lese- und Gebrauchsspuren im Kontext von Privatbibliotheken zu gelangen ist. Dies ist in gleichem Maß Ergebnis und Voraussetzung der fortschreitenden (digitalen) Erschließung und Erforschung von Autorenbibliotheken. Dieser Situation eines *work in progress* entspricht der explorative Gestus vieler Beiträge in diesem Band. Sie knüpfen Verbindungen, zeigen Wege auf, stellen Vermutungen an und laden mit ihren Forschungsergebnissen zu einer weiterführenden Diskussion ein. Diese müsste sich nach den zahlreichen Einzelstudien der letzten Jahre weiter mit der theoretischen und terminologischen Basis beschäftigen, zumal es besonders im internationalen Vergleich nach wie vor eine Vielzahl von Begriffssystemen zur Beschreibung von Gebrauchsspuren gibt.⁵⁹ Noch immer mangelt es an einer gemeinsam, auch aus der Praxis erarbeiteten und an die Bedürfnisse der Erschließung und Erforschung von (modernen) Autorenbibliotheken angepassten, standardisierten Terminologie. Obwohl in den Literaturwissenschaften (auch in der Philosophie und in der Wissenschaftsgeschichte) das Bewusstsein für die Bedeutung von Autorenbibliotheken zunimmt, fehlt dennoch eine Diskussion zu den methodologischen und theoretischen Fragen, die sich aus den Erkenntnissen zu einzelnen Bibliotheken oder einem exemplarischen Vergleich abstrahieren lassen. Hierfür ist die anhaltende Kooperation von führenden Wissenschaftlerinnen und Institutionen, die sich mit der Erhaltung, Verwaltung, Digitalisierung und Erforschung von Autorenbibliotheken befassen, von grundlegender Bedeutung.

59 Vgl. die Glossare von Almuth Grésillon: *Literarische Handschriften. Einführung in die »critique génétique«*, aus dem Frz. übers. von Frauke Rother und Wolfgang Günther, red. überarb. von Almuth Grésillon, Bern u. a. 1999, S. 293–301 und Dalia Bukauskaite: *Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, Trier 2006, S. XXXVIII–XLI oder den Thesaurus der Provenienzbegriffe: https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe#Hinweise_zur_Benutzung (Zugriff am 8. 9. 2020).

Die Beiträge der *Randkulturen*

Der Band ist den derzeit relevanten und oben skizzierten Perspektiven des Forschungsfelds entsprechend in drei Sektionen gegliedert: *Theorie, Praxeologie* und *Poetologie* der Autorenbibliothek.

Die Beiträge der ersten Sektion suchen die Forschung zu Autorenbibliotheken sowie Lese- und Schreibprozessen an theoretische Diskurse anzubinden, indem sie zum Beispiel den Inskriptionsbegriff auf Annotationen übertragen oder das Verhältnis von Text und Annotation erörtern. Uwe Wirth geht in seinem Beitrag der Frage nach, inwiefern sich der von Bruno Latour geprägte Inskriptionsbegriff auf die Arbeitsprozesse in der ›Werkstatt des Dichters‹ anwenden lässt. Im Glossar seines Buchs *Die Hoffnung der Pandora* definiert Latour ›Inskription‹ als »Transformation[, durch die eine Entität in einem Zeichen, einem Archiv, einem Dokument, einem Papier, einer Spur materialisiert wird.«⁶⁰ Lesespuren, so die Ausgangsüberlegung, treten dabei als Inskriptionen in Erscheinung, als ›Einschreibungen‹ im wörtlichen Sinne, die im Rahmen eines Lektürevorgangs entstanden sind, der auf einem aneignenden *Paperwork* mit den Texten anderer beruht. Wirth zeigt, wie sich dieser Inskriptionsbegriff auf die Einsichten der Schreibprozessforschung im Anschluss an Almuth Grésillon beziehen lässt, die in *La mise en œuvre* jene Prozesse des »lire pour écrire« zurückverfolgt,⁶¹ durch die Lesespuren zu einem »inter-avant-texte« werden.⁶²

Lesespuren sind eine äußerst prekäre Textsorte, falls überhaupt von ›Text‹ im engeren Sinn gesprochen werden kann, denn häufig handelt es sich nur um einzelne Worte oder Grapheme in Form von nonverbalen Markierungen, deren Funktion nicht selten unklar ist, wie Magnus Wieland in seinem Beitrag zeigt: Handelt es sich um systematische Merkzeichen zur späteren Verwendung, folgen sie spontanen Impulsen ohne konkretes Interesse oder zeugen sie generell von einer freischwebenden Aufmerksamkeit bei der Lektüre? Zudem stellt sich die Frage, an wen solche Annotationen adressiert sind: an die annotierende Leserin selbst? An den Autor des Buchs? Oder etwa an mögliche Dritte? Solche Fragen lassen sich nicht pauschal, sondern bloß von Fall zu Fall beantworten. In einem ersten Ansatz zu einer komparatistischen Marginalistik vergleicht Wieland deshalb randseitige Reaktionsmuster verschiedener Leser auf denselben Text. Als Beispiel die-

60 Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt a. M. 2002, S. 372.

61 Almuth Grésillon: *La mise en œuvre. Itinéraires génétiques*, Paris 2008, S. 67.

62 Ebd., S. 276.

nen ihm annotierte Exemplare von Marcel Prousts *À la Recherche du temps perdu* aus fünf Autorenbibliotheken im Schweizerischen Literaturarchiv. Ein besonderes Augenmerk ist dabei (mit Seitenblick auf die Kommentarkultur im Internet) auf die Psychodynamik des Annotierens gerichtet. Wieland kommt zu dem Schluss, dass der private Charakter, die räumliche Beschränkung und die Spontaneität von Marginalien relativ unreflektierte Kommentare begünstigen, die sehr pointiert, aber auch sehr polemisch sein können. Sie markieren einen Artikulationsraum am Rand des konventionellen Sinnzusammenhangs. Lesespuren, so Wieland, sind nur selten Belege einer produktiven Lektüre, denn was den stärksten Eindruck hinterlässt, muss nicht mehr angestrichen werden. Vielmehr dient der fremde Text als Projektions- und Inskriptionsfläche, in die der Leser sich einschreibt.

Manuel Bamerts Beitrag geht der Frage nach, inwiefern Textsorten je spezifische Lesespuren (mit-)produzieren. Untersucht man nicht nur einzelne annotierte Bände und deren Lesespuren, sondern den kompletten Bestand einer Autorenbibliothek, werden in der Summe der Mikrophänomene bestimmte Makrostrukturen erkennbar. Auf allen Ebenen des Bestands – Seite, Buch, Bibliothek – lassen sich bestimmte Bereiche ausmachen, die stärker annotiert sind als andere. Die bisherige Forschung analysiert Lesespuren meist unter der Prämisse einer starken Abhängigkeit der Spur von der lesenden Person. Doch bestimmt einzig das lesende Individuum, wie und wo Lesespuren entstehen? Tatsächlich lassen sich in der Nachlassbibliothek Thomas Manns durch die Zusammenschau von Tausenden Lesespuren charakteristische Verteilungsmuster ausmachen, die andere Erklärungsansätze nahelegen: So weist ausgerechnet (gelesene) Erzählliteratur oft sehr wenige Lesespuren auf – ganz im Gegensatz zu Fachliteratur. Mit Blick auf die Materialität von Drucktexten und auf textsortenspezifische Lesespuren entwickelt Bamert ein textzentriertes Modell zur Entstehung von Lesespuren.

Wer sich in der international und interdisziplinär angelegten Autorenbibliotheksforschung bewegt, vergisst manchmal, dass Begriffe, Konzepte und Methoden nach wie vor erklärungsbedürftig sind, z.B. im Zusammenhang mit hermeneutischen Interpretationsverfahren. Mike Rottmann unternimmt den Versuch, wesentliche hermeneutische und methodische Problemlagen bei der verstehenden Auseinandersetzung mit Lesespuren zunächst zu identifizieren, um sie anschließend zu sondieren und einige Ansätze zu ihrer Bewältigung anzubieten. Sein grundsätzliches Interesse gilt den Potentialen und Risiken, die sich durch eine Integration von Lese- und Gebrauchsspuren in die Interpretation von Werken ergeben können.

Anhand der Nietzsche-Forschung führt er typische Arbeitsschritte (Transkription, Quellenbezug, Entwurf-Text-Transfer, Kontextualisierung) exemplarisch vor und untersucht ihre Kontrollierbarkeit und Verifizierbarkeit. Kritischer Konzentrationspunkt dabei ist jene grundsätzliche Herausforderung eines ›doppelten Verstehens‹: Der Interpretin von Lese- und Gebrauchsspuren kommt die Aufgabe zu, sich sowohl zu dem annotierten Text selbst als auch zu der in den untersuchten Lesespuren ›sichtbar‹ gewordenen Auseinandersetzung eines Lesers mit dem Text in Beziehung zu setzen. Wie lässt sich also das Verhältnis zwischen dem gelesenen Text und den Spuren, die den Akt der Lektüre dokumentieren, zu der zu erfolgenden Interpretation beider Einheiten bestimmen?

Die zweite Sektion zur *Praxeologie* der Autorenbibliothek bündelt Untersuchungen von Praktiken des Sammelns, Lesens, Ordnen und Annotierens in Autorenbibliotheken (Katia und Thomas Mann, Karl Wolfskehl, Stefan Zweig, Theodor Fontane, Christa Wolf). Ausgehend von vergleichenden Materialsichtungen in den Bibliotheken von Katia und Thomas Mann erkundet Anke Jaspers in ihrem Beitrag das Profil und die unterschiedlichen Konzeptionen der Nachlassbibliothek Thomas Manns. Darin zu finden sind Bücher aus fremden Privatbibliotheken, Lesespuren von fremder Hand und Widmungen an Katia Mann. Die Bücher in Katia Manns Bibliothek wiederum tragen auch Widmungen an und Lesespuren von Thomas Mann. Wenn die Nachlassbibliothek also weder alle Bücher umfasst, die Thomas Mann gelesen, noch ausschließlich solche, die er allein besessen oder annotiert hat, wenn sich im Gegenteil darin auch fremdes Eigentum und fremde Handschriften befinden, was bezeichnet dann der Name »Thomas Mann Nachlassbibliothek«? Ebenso wie der Autorname auf Buchcovern auf eine Produktionsgemeinschaft des literarischen Werks verweist, drückt auch die Bezeichnung »Thomas Mann Nachlassbibliothek« nicht ein individuelles Verhältnis der historischen Person Thomas Mann zu ihren Büchern aus. Im Gegenteil, Nutzungs- und Eigentumsverhältnisse sowie Genese und Ordnung der Bibliothek sind komplex und mehreren Personen sowie Institutionen zuzuschreiben. Die Nachlassbibliothek ist demnach das Konstrukt einer Produktionsgemeinschaft, die am Image des Autors Thomas Mann mitarbeitet. Der Beitrag zeigt anhand von Buchexemplaren, die die Ordnungen der Bibliotheken von Katia und Thomas Mann durchkreuzen, inwieweit sich die gemeinschaftliche Arbeit des Paares in die jeweiligen Bibliotheken eingeschrieben hat. Anschließend und mit Blick auf kollektive Nachlasspraktiken der frühen Sammlungsgeschichte des Thomas-Mann-Archivs interpretiert Jaspers Autorenbibliotheken als Medien der Inszenierung von Autorschaft.

Mit den Spuren, die der Dichter, Sammler und Übersetzer Karl Wolfskehl in vielen Büchern seiner heute zerstreuten Bibliothek hinterlassen hat, beschäftigt sich der Beitrag von Caroline Jessen. Selten hat Wolfskehl systematisch unterstrichen, annotiert, kommentiert und exzerpiert. Jenseits der Vermerke von Datum und Ort der Inbesitznahme scheinen sich seine Notizen und Annotationen zwar oft an andere zu richten, doch sperren sie sich schon optisch der Entschlüsselung. Wolfskehls »Schrift, von der eine Graphologin gesagt hat, sie bedürfe ›geradezu eines Schlüssels, um überhaupt gelesen werden zu können«, konstatierte Walter Benjamin, gleiche »ihrem Schreiber darin, daß sie ein unvergleichliches Versteck von Bildern« sei.⁶³ Für ihn war der Sammler selbst ein »weltgeschichtliches Refugium«, in dem Bilder, Ideen und Worte aufbewahrt waren.⁶⁴ Als ein solches (zu verbergendes) »Refugium« umschrieb Wolfskehl wiederum seine Bibliothek. Der Autor folgte dem Distanz-Gestus des George-Kreises, dachte Ver- und Entschlüsselung zusammen, sammelte und versteckte manchmal das Entdeckte noch in der Präsentation. Anhand von drei annotierten Exemplaren argumentiert Jessen für die These, einige der Lesespuren erprobten, wie sich ein von George beeinflusstes Denken über Überlieferungszusammenhänge exoterisch-esoterisch – also verborgen durch die krasse Zurschaustellung – fassen lässt. Indem Annotationen in Büchern Lektüren und Gespräche in Erinnerung bringen, entfalten sie im Denken Wolfskehls die (religiöse) Idee einer Textgemeinschaft, in der sich vor dem Hintergrund der Situation nach 1933 das materiell Zerstreute als ideell zusammengehörig erweist und mit der Hoffnung auf einen neuen lebendigen Zusammenhang verbunden ist.

Ähnlich wie bei Wolfskehl haben sich nur Teile der Autorenbibliothek Stefan Zweigs – rund 1300 der ursprünglich über 10.000 Bände – an unterschiedlichen Orten der Welt, vor allem in Österreich, Großbritannien und Brasilien erhalten. Auf Grundlage dieser Überreste konnten Stephan Matthias und seine Kollegen und Kolleginnen erst in den letzten Jahren verschiedenste Lese- und Gebrauchsspuren identifizieren, die ein Schlaglicht auf die Lektüre und den Umgang Zweigs mit seiner Bibliothek werfen. Der Buchbestand dient nun als neu entdeckte Quelle zur Analyse seines literarischen Schaffens und repräsentiert zugleich Zweigs persönliche Interessen und Neigungen. Dies ergibt sich aus der Zusammensetzung des Bestands

63 Walter Benjamin: Karl Wolfskehl zum sechzigsten Geburtstag. Eine Erinnerung, in: Walter Benjamin. Schriften II, hg. von Theodor W. Adorno und Gretel Adorno, Frankfurt a. M. 1955, S. 304–307; hier S. 306 f.

64 Ebd., S. 307.

sowie der Qualität der Spuren, die im Rahmen des internationalen Projekts *Stefan Zweig digital* auf Exemplarebene erschlossen und übergreifend kategorisiert wurden.⁶⁵ Der Beitrag wirft einen Blick auf die Schnittstelle zwischen der Erschließung von Lesespuren aus bibliothekarischer und archivarischer Sicht und Ansätzen zu ihrer Interpretation. Auf Grundlage der annotierten Bücher stellt Matthias anschließend Überlegungen zur Qualität der Randbemerkungen und deren Erkenntnispotential unter anderem für Zweigs Leben und Werk an. Am Beispiel der Bücher, die Zweig für seine historischen Biographien benutzt hat, zeigt Matthias, wie der Autor im Produktionsprozess sammelnd, zitierend und das Eigene wiederentdeckend auf fremde Texte zugriff.

Ebenfalls aus einem Erschließungsprojekt entstanden ist der Beitrag von Anna Busch zur Visualisierung der Handbibliothek Theodor Fontanes.⁶⁶ Sie stellt die 155 Bände umfassende Sammlung, ihre Geschichte und Zusammensetzung vor. Mit Blick auf grundsätzliche Fragen zur Erschließung, Präsentation und Benutzung von Autorenbibliotheken beschreibt Busch anschließend den Digitalisierungs- und Datenerschließungsvorgang im gemeinsamen Forschungsprojekt mit dem Urban Complexity Lab der Fachhochschule Potsdam am Theodor-Fontane-Archiv. Der auf 64.000 digitalisierten Einzelseiten basierende Prototyp ermöglicht Nutzerinnen und Nutzern durch wähl- und kombinierbare thematische und systematische Kategorien multiple Zugänge und Sichten auf den Handbibliotheksbestand. Sind aus der produktiven Wechselwirkung von visueller Forschung, Metadatenmanagement und Philologie im Projekt bereits neue Forschungsfragen entstanden, so legt die Visualisierung Phänomene offen, die sonst nur nach akribischen Einzelvergleichen oder gar nicht erkennbar wären. Deutlich wurde, so Busch, dass die Sammlung als Konstrukt zu verstehen ist, das erst die multimodale Rückschau generiert. Die Zusammenschau der Lese- und Gebrauchsspuren zeigt darüber hinaus Fontane als genauen, oft ironischen und wertenden Leser und Medienarbeiter.

Die Privatbibliothek von Christa und Gerhard Wolf stellt in mehrfachem Sinne einen besonderen Forschungsbestand dar: Es handelt sich um die Bibliothek eines über mehrere Jahrzehnte hinweg produktiven Paares, das in der DDR und über deren Grenzen hinweg ein Netzwerk von Freundschaften und

65 Vgl. Stefan Zweig digital: <http://www.stefanzweig.digital/> (Zugriff am 8. 9. 2020).

66 Vgl. Fontanes Handbibliothek: <https://www.fontanearchiv.de/forschung/fontanes-handbibliothek/> und der Prototyp: <https://uclab.fh-potsdam.de/ff> (Zugriff am 8. 9. 2020).

beruflichen Kontakten pflegte. Ihre immer auch gemeinsame Produktivität und ihre literarischen Beziehungen haben sich in der 330 Büchermeter umfassenden Bibliothek niedergeschlagen, die Materialgrundlage für den Beitrag von Birgit Dahlke ist. Christa Wolf kommt in ihrem letzten Roman *Stadt der Engel* (2010) und einer ihrer letzten öffentlichen Reden auf die Geschichte ihrer sechs Jahrzehnte überspannenden Thomas-Mann-Lektüren zu sprechen. Aus drei überfüllten Regalfächern der Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolfs hat Dahlke Lesespuren ausgewählt, die sie in ihrem Beitrag auf eine Re-Lektüre von besonderer Intensität bezieht: Am Ort ihrer Entstehung, in Kalifornien, las die 71-jährige Wolf in den Jahren 1992 und 1993 erneut Thomas Manns *Doktor Faustus* sowie seine parallel dazu (zwischen 1943 und 1947) verfassten Tagebücher. Mit Fokus vor allem auf Fragen, die eine Auseinandersetzung mit Lesespuren aufwerfen und in denen didaktisches Potential steckt, diskutiert Dahlke die biographische und poetologische Dimension der Lesespuren. Wolfs Lektüre des Romans und der Tagebücher interpretiert sie vor dem Hintergrund der Exilerfahrung der Autorin und ihres poetologischen Programms der »subjektiven Authentizität«.

Die dritte Sektion zur *Poetologie* legt einen Schwerpunkt auf die Bedeutung von Lesespuren und Lektüren für das Werk von Thomas Mann, beleuchtet den Zusammenhang von Lektüren und Kanonisierungsprozessen und öffnet mit den Beiträgen zu Lektüren Friedrich Nietzsches und Erich Auerbachs den konzeptionellen Rahmen des Bands für die Beschäftigung mit virtuellen Autorenbibliotheken.⁶⁷

Um nicht »plump und wirklichkeitsgierig« den »Eindruck einer fehlerhaften Tatsächlichkeit« davonzutragen, will der Schriftsteller Detlev Spinell in Thomas Manns Novelle *Tristan* (1903) sich von lebendigen Menschen höchstens »eine schöne Ahnung« erschielen.⁶⁸ Seine Wirklichkeits-scheu betrifft darüber hinaus auch fremdes Gedankengut, denn Texte, deren Verfasser er nicht selbst ist, scheint er keine zu lesen, Bücher keine

67 Als virtuelle Bibliothek bezeichnet Daniel Ferrer ein Titelkorpus, das aus intertextuellen Referenzen rekonstruiert wird. Es besteht aus Werken oder sogar Ausgaben, die eine Autorin oder ein Autor tatsächlich gelesen oder verwendet hat, unabhängig vom Stand der Überlieferung. Vgl. Daniel Ferrer: *Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles*, in: *Autorenbibliotheken, Bibliothèques d'auteurs, Biblioteche d'autore, Bibliotecas d'autor*, Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010, S. 15–18; hier S. 15.

68 Thomas Mann: *Tristan*, in: *Frühe Erzählungen. 1893–1912*, hg. von Terence J. Reed, Frankfurt a. M. 2004 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2.1), S. 319–371; hier S. 335, 365.

zu besitzen. Diese Doppelverweigerung äußerer Inspirationsquellen lässt sich mit der Stagnation von Spinells schriftstellerischem Schaffen zusammenlesen: Nur ein einziges Büchlein hat er geschrieben, und weitere sind nicht in Arbeit. Während die Novelle das Schreckbild eines Schriftstellers beschwört, der sich in der unfruchtbaren Selbstinspiration zur völligen Unproduktivität verzirkelt, zeugt außerhalb des Texts Thomas Manns umfangreiche Nachlassbibliothek von einer erfolgreichen Bemeisterung dieser Gefährdung. Martina Schönbächler zeigt in ihrem Beitrag, dass die Bibliotheksbücher nun aber nicht einfach Inspirations- und Faktenlieferanten für Manns Erzählungen, Romane und Essays sind, wie sich vielleicht als poetologische Maxime aus Spinells warnendem Negativbeispiel schließen ließe. Eine Lektüre von (Nachlass-)Bibliothek und literarischem Werk führt nicht auf einsinnigem Weg von den Nachlassbänden ins Werk, sondern auch in entgegengesetzter Richtung vom Werk in die Bibliotheksbestände: Ein literarischer Autor als bibliotheksbildende Instanz wird zur Linse, durch welche Werk und Bibliothek sich gegenseitig ineinander abbilden. Das zeigt sich materiell in den Lesespuren der Bibliothek und macht diese damit zum Medium einer Poetologie der Gegenläufigkeit von Einfluss des Äußeren ins Werk und Projektion des bereits Eigenen auf fremdes Material.

Um Thomas Manns bibliothekarische Schreiben geht es auch im Beitrag von Andreas Kilcher. Thomas Manns *Joseph*-Roman ist nicht bloß in seiner mehrbändigen Form ein Buch der Bücher. Dies ist er insbesondere auch in seiner Schreibweise, die in einem sehr konkreten Sinn als bibliothekarisch und damit auch als literat, gelehrt bezeichnet werden kann: als ein Schreiben aus Büchern und mit Büchern. Das ist am Beispiel der Roman-Tetralogie zum einen deshalb besonders interessant, weil diese Schreibweise hier nicht nur praktisch weitreichend umgesetzt ist, was Kilcher anhand von Lesespuren in Manns Bibliothek zeigt. Die bibliothekarische Schreibweise wird im Roman auch konzeptuell ausdrücklich reflektiert, was zudem in Manns Briefen im Entstehungskontext der Tetralogie weitergeführt wurde. Was insgesamt sichtbar wird, ist ein im wörtlichen Sinn *literates* Schreibparadigma einer förmlich selbst schreibenden Bibliothek.

Yahya Elsaygha fragt in seinem Beitrag nach Thomas Manns Verwertung der markierten Textstellen in Heinrich Teweles' *Goethe und die Juden*. Wann hat Thomas Mann Teweles' Goethe-Buch gelesen? Welche Teile desselben? Warum gerade diese und weshalb andere nicht? Was davon verwendete er in seinem eigenen Werk, im fiktionalen wie in den Essays und Reden? Und in welchen Kollokationen? Das Interesse gilt dabei vor allem den Stellen, an denen Teweles *nolens volens*

Goethes massive Widerstände gegen die Judenemanzipation dokumentiert. Obwohl Thomas Mann nach Ausweis seiner Lesespuren davon wissen musste, als er seine Goethe-Reden hielt und seine Goethe-Essays schrieb, wartet man auf Reflexe, geschweige denn Reflexionen solchen Wissens lange vergebens. Erst zuallerletzt, in der Rede *Goethe und die Demokratie*, kommt das heikle Thema endlich doch noch zur Sprache. Die Umstände aber, unter denen das geschieht, geben Einblick in die politisch auskalkulierten Motive, denen Thomas Mann in seinen öffentlichen Verlautbarungen den auch schon von ihm so genannten Nationalschriftsteller jeweils dienstbar zu machen pflegte. Indem Thomas Mann, wenn auch Jahrzehnte verspätet und stark abgemildert, Goethes Ausfälligkeiten gegen Judentum, Toleranz und Emanzipation aufgriff, stellte er historische Kontinuität her, machte Goethe nach 1945 selbst in den dunkelsten Aspekten der Geschichte anschlussfähig und rettete den Deutschen somit ihren Nationalschriftsteller und eine Identifikationsgröße.

Armin Thomas Müllers Beitrag gewährt Einblick in die »Bildungsbibliothek eines Wunderkindes«. ⁶⁹ Persönliche Arbeits- und Lesepläne, Wunschlisten, Abschriften, Gedichte, Autobiographien und philologische Aufsätze des Schülers und Studenten Friedrich Nietzsche veranschaulichen seine produktiven Lektüren. Müller zeigt, wie der junge Nietzsche sich schrittweise sein dichterisches Handwerkszeug aneignet, nach und nach von seinen Vorbildern emanzipiert und zum eigenen, selbstbewussten Schreiben vordringt. Lesend bildet er sich zum Autor aus. Auf diese Weise erhellet die Beschäftigung mit seiner Bibliothek und seinen Lektüren auch den deutlich weniger bekannten frühen Nachlass Nietzsches. Die Diskrepanz zwischen Nietzsches Bibliothek – den von ihm besessenen, aber nicht zwangsläufig gelesenen Werken – und seinen Lektüren – den von ihm gelesenen, aber nicht zwangsläufig besessenen Werken – ist im Fall des Schülers und Studenten naturgemäß deutlich größer als beim (früh pensionierten) Basler Professor. Für die Erforschung der Bibliothek des jungen Nietzsche folgt daraus, dass weitgehend auf die Analyse von Lese- und Gebrauchsspuren verzichtet werden muss; zugleich ermöglicht der Manuskriptbestand jedoch, Teile der virtuellen Bibliothek eines Jungautors zu rekonstruieren, auf deren Grundlage Nietzsches nachgelassene Texte der 1850er und '60er Jahre im

69 Paolo D'Iorio: Geschichte der Bibliothek Nietzsches und ihrer Verzeichnisse, in: Nietzsches persönliche Bibliothek, hg. von Giuliano Campioni u. a., Berlin 2003, S. 33–78; hier S. 35.

Hinblick auf Quellen wie auf mentalitäts-, sozial- und kulturgeschichtliche oder auch biographische Fragestellungen kontextualisiert werden können.

Jane Newman bespricht in ihrem Beitrag die Bestände von Erich Auerbachs »amerikanischer Bibliothek« nach einer nach seinem Tod in New Haven, Connecticut von seiner Witwe Marie Auerbach erstellten Liste seiner Bücher. Von besonderem Interesse in dieser Liste sind Titel von den Religionsphilosophen und Theologen, mit denen Auerbach in Marburg Kontakt hatte, als er von 1929 bis 1935/36 dort lehrte. Danach musste er als Jude Deutschland verlassen und verbrachte elf Jahre in Istanbul, bevor er in die USA emigrierte. Die Bücher, die er in beide Exile mitgenommen hat, zeigen eine andere Seite von Auerbachs Denken, das sehr von seiner Marburger Zeit geprägt wurde und in verschiedenen Aufsätzen aus den 1920er und frühen 1930er Jahren zum Ausdruck kommt. Die Themen dieser Aufsätze finden sich wieder in Auerbachs größtem Werk *Mimesis* (1946). Der große Erfolg der englischen Übersetzung des Buchs, die 1953 erschien, wird in diesem Kontext der Bücher seiner amerikanischen Bibliothek verständlich.

Wer mit Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken arbeitet, weiß wie wichtig die Zusammenarbeit von Archiv, Bibliothek und Wissenschaft ist. Wenn es um die digitale Darstellung und Auswertung von annotierten Büchern geht, ist auch der Austausch mit Informatikerinnen und Informatikern unverzichtbar. Unser Dank gilt deshalb im Namen aller Trägerinnen und Träger den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der beteiligten internationalen Institutionen für ihre freundliche Unterstützung bei der Recherche und Bereitstellung von Material – von der Biblioteca Central Municipal Gabriela Mistral in Petrópolis, Brasilien, über die Beinecke Library der Yale University, USA, bis zum Thomas-Mann-Archiv in Zürich und vielen anderen.

Wir danken allen Trägerinnen und Trägern für die produktive Zusammenarbeit bei der Gestaltung der *Randkulturen* und für den anhaltenden Austausch. Ein besonderer Dank gilt außerdem Dirk Werle, der sich spontan bereit erklärt hat, unser Ergebnis zu begutachten. Schließlich danken wir Katharina Körber und Svenja F. Bischoff vom Wallstein Verlag für die sorgfältige Betreuung der Publikation. *Last but not least* gilt unser Dank dem Schweizerischen Nationalfonds, der diesen Band großzügig finanziert.

Zürich/Graz im September 2020

I Theorie

Uwe Wirth

Lesespuren als Inskriptionen

Zwischen Schreibprozessforschung und Leseprozessforschung

Im 19. Kapitel von Jean Pauls 1795 erschienenem Erfolgsroman *Hesperus* macht sich der Hofkaplan Eymann als Mitglied eines *geistlichen Lesezirkels* daran, das Buch, das er an diesem Morgen zur Lektüre erhalten hat, in Augenschein zu nehmen. Über die näheren Umstände informiert uns der Erzähler mit folgenden Worten:

In dieser Lesegesellschaft war nun ein Gesetz im Gange – Kommentatoren und Herausgeber halten es –, daß jedes Leseglied die Fett- und Dintenflecke und Risse, die es im Lesebuch anträfe, vorn immatrikulieren sollte in einem Flecken-Verzeichnis und Befundzettel samt der Seitenzahl ›wo«. Ganz natürlich leugnete jeder, der nur halbwegs ein ehrlicher Lutheraner war, die *unbefleckte Empfängnis* des Buchs; und die Sommerflecken wurden also alle ordentlich einregistriert, aber keiner bestraft. Bloß der gewissenhafte Hofkaplan lud als Wüstenbock die Strafe fremder Fehler auf, indem er eine ganze Nacht jedesmal nicht schlafen konnte, sooft er im Buche mehr Kleckse als im Sündenregister fand, weil er offenbar sah, er werde zum Adoptivvater des namenlosen Schmutzes gemacht und zum Käufer des Buchs. [Da] war [...] ein Eselohr am andern – Kleckse auf Klecksen – die Blätter ordentliche Korrekturbogen ... und zwar *unmeta-phorisch* gesprochen [...].¹

Die Art, wie in dieser Lese-Szene Lesespuren thematisiert werden, ist gleich aus verschiedenen Gründen interessant: Zunächst einmal werden hier Lese- und Gebrauchsspuren präsentiert, die einen unterschiedlichen ontologischen Status haben: Die Fettflecke und Risse sind vermutlich unabsichtliche Spuren des Gebrauchs, während die Eselsohren, aber auch die Inskriptionen, die den Vergleich mit einem Korrekturbogen auslösen, absichtliche Lesespuren sind. Im Fall der Eselsohren handelt es sich um Markierungen, die auf ein Leserinteresse schließen lassen. Im Fall der Korrekturen handelt es sich vermutlich um schriftliche Interventionen, in denen eine intensive, quasi

1 Jean Paul: *Hesperus*, in: Werke in 6 Bänden, hg. von Norbert Miller und Gustav Lohmann, Band 1, München 1959, S. 764.

dialogische Auseinandersetzung mit dem Buch zum Ausdruck kommt – getragen von einer gewissen Respektlosigkeit gegenüber dem gedruckten Text und gegenüber den anderen Mitgliedern des Lesezirkels.

Die von Jean Paul geschilderte ›Lesespuren-Szene‹ ist aber noch aus einem anderen Grunde interessant, nämlich weil hier die Frage nach dem Urheber der Lesespuren mit dem Akt ihres Protokollierens verknüpft wird: Das ›ordentliche Einregistrieren‹ in ein Fleckenregister ist ein Schreibakt, der explizit mit der Tätigkeit des Edierens respektive Kommentierens verglichen wird, also mit Praktiken, die man im Anschluss an Gérard Genette als metatextuell bezeichnen könnte. Zugleich lässt der Hinweis auf den Ort – ›vorn‹ – darauf schließen, dass es sich nicht nur um eine *metatextuelle*, sondern um eine *paratextuelle* Praktik handelt. Eben diese Auffassung vertritt Claudine Moulin, wenn sie Glossen und Marginalien, genau wie Überschriften, Kommentare oder Korrekturen, als »Paratexte im Sinne von Gérard Genette« bestimmt, »die als Zusätze zum Grundtext treten und mit diesem dynamisch interagieren«. ² Genette selbst ordnet in *Palimpseste* Kommentare und Anmerkungen der Klasse der Metatexte zu, ³ zugleich konzidiert er in seinem Buch über die *Paratexte* eine enge »Funktionsverwandtschaft« ⁴ mit der Klasse der Paratexte. So schreibt er zu Beginn des Kapitels *Anmerkungen*: »Wenn der Paratext ein oft unbestimmter Randbereich zwischen Text und Nicht-Text ist, so veranschaulicht die Anmerkung [...] diese Unbestimmtheit.« ⁵ Dies gilt insbesondere hinsichtlich eines Aspekts, der Paratexten und Metatexten gemeinsam ist: Beide haben die Tendenz, sich scheinbar unkontrolliert zu vermehren. Kommentare und Anmerkungen sind dynamische Praktiken des ›Dazuschreibens‹, die sich potentiell unendlich fortführen lassen. Darauf macht Jan Assmann im Nachwort des von ihm herausgegebenen Bandes *Text und Kommentar* aufmerksam, wenn er feststellt:

Bei [...] schriftlichen Verfahren des Kommentierens [...] wird ein Diskurs vom anderen überlagert. Solche Überlagerung wird auch optisch anschaulich in der Gattung des Randkommentars, bei der seit frühbyzantinischer Zeit ein bescheidenes bis winziges Feld Primärtext durch

2 Claudine Moulin: Am Rande der Blätter. Gebrauchsspuren, Glossen und Annotationen in Handschriften und Büchern aus kulturhistorischer Perspektive, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31 (2019), S. 19–26; hier S. 20.

3 Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt a. M. 1993, S. 13.

4 Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt a. M. 2001, S. 305.

5 Ebd., S. 327.

einen breiten Rahmen Sekundärtext wie von einem parasitären Gewächs eingeschlossen wird.⁶

Davide Giuriato hat dieses Bild in seinen »Prolegomena zur Marginalie« aufgegriffen, wenn er von der »parasitären Dynamik des Kommentars« spricht.⁷ Damit schließt er auch an eine metaphorische Wendung Genettes an, der in *Paratexte* der Frage nachgeht, ob und inwiefern Anmerkungen als »Krankheiten des Textes« zu werten sind.⁸ Giuriato hält es für nachgerade symptomatisch, dass von Kommentaren und Marginalien nur »in Metaphern des Befalls« gesprochen werde.⁹ Indes ist auch eine andere Deutung der Metapher des Parasiten denkbar. So kann man das Parasitäre, wie Michel Serres gezeigt hat, auch als relationale Figur begreifen. Der Parasit – und mit ihm das Parasitäre – ist Serres zufolge die Figur einer »zirkulären Kausalität«,¹⁰ die sich in Form von »Rückkopplungsschleifen« manifestiert.¹¹ Es bleibt zu klären, ob und inwiefern sich dieses Konzept eines *relationalen Parasitismus* auf marginale Randphänomene übertragen lässt. Denkbar wäre auch, Lesespuren im Anschluss an Antoine Compagnon provisorisch als *kommentierende Papierpraktiken* zu begreifen,¹² die Ausdruck einer bestimmten Form von *Paperwork* im Sinne Bruno Latours sind.¹³ Lesespuren würden dann als Resultat einer Papierarbeit begreifbar, die Textteile im Zuge der Lektüre in Bewegung versetzt, sodass diese zu »unveränderlich mobilen Elementen« der Zirkulation und der Produktion von Wissen werden.¹⁴ Lesespuren wären somit Indizien einer »Hin- und Rückzirkulation unveränderlich mobiler Elemente«.¹⁵

6 Jan Assmann: Nachwort, in: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation, hg. von Aleida Assmann, Jan Assmann, München 1983, S. 265–284; hier S. 279.

7 Davide Giuriato: Prolegomena zur Marginalie, in: Schreiben heisst: sich selber lesen. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München 2008, S. 177–198; hier S. 198.

8 Genette (Anm. 4), S. 312.

9 Giuriato (Anm. 7), S. 177.

10 Michel Serres: Der Parasit, Frankfurt a. M. 2008, S. 97.

11 Ebd.

12 Vgl. Antoine Compagnon: La Seconde Main ou le Travail de la Citation, Paris 1979, S. 17.

13 Vgl. Bruno Latour: Drawing Things Together: Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente, in: ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, hg. von Andréa Belliger und David Krieger, Bielefeld 2006, S. 259–308; hier S. 293.

14 Ebd., S. 288.

15 Ebd., S. 296.

Zunächst muss jedoch auf eine weitere Schwierigkeit hingewiesen werden, die nicht nur die Zuordnung von Schreib- und Gebrauchsspuren zur Klasse metatextueller respektive paratextueller Praktiken betrifft, sondern auch die medialen Rahmenbedingungen, in denen diese Praktiken in Erscheinung treten. Zweifellos ist es richtig zu sagen, dass Lesespuren, wie sie etwa in der »Marginalienforschung« untersucht werden (Ursula Rautenberg erwähnt hier neben den Marginalien auch noch die »Glossen« und »Annotationen«)¹⁶ *Randphänomene* sind.¹⁷ Und sicher ist es auch richtig festzustellen, dass sie metatextuelle Randphänomene sind: zum einen, weil es sich um Spuren handelt, die am Rand von Seiten (in unserem Fall: von Buchseiten) vorkommen; zum anderen, weil es sich, zumindest bei den Annotationen, um Spuren handelt, die in irgendeiner Form kommentierenden Charakter haben: sei es durch eine schriftsprachliche Bezugnahme (etwa ein unterstützendes »Sehr wahr, famos!« oder ein ablehnendes »So nicht!« oder »Unsinn!!«); sei es durch die Unterstreichung eines Wortes oder eine nicht-sprachliche Markierung am Rande des Textes.¹⁸

Dabei bergen die Termini *Paratextualität* und *Metatextualität* eine Implikation, die weitreichende mediale Konsequenzen hat, aber in den bisherigen Ansätzen zur Marginalienforschung nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Genau genommen lässt sich nämlich die Formulierung *Metatextualität* von Lesespuren nur auf den Gegenstandsbereich der Bezugnahme, nämlich den Text, anwenden, aber nicht auf die Lesespuren selbst: Diese *können, müssen* aber nicht sprachlichen respektive textuellen Charakter haben. Eine Unterstreichung ist zwar eine Lesespur, aber keine sprachliche, und in dem Sinne auch keine textuelle. Man könnte hier eventuell vorläufig von einer graphischen Spur sprechen – analog zu Florian Coulmas' Definition von Schrift als »Konfiguration graphischer Merkmale«,¹⁹ eine Definition, die sich auch auf nicht-sprachliche Aspekte von Schrift beziehen lässt. Dies belegen Sybille Krämers Überlegungen zu einer Untersuchung von Schriftbildlichkeit unter Berücksichtigung von

16 Ursula Rautenberg: Methoden der buchwissenschaftlichen Forschung, in: Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft, hg. von Konrad Umlauf, et al., Berlin, New York 2013, S. 461–482; hier S. 476.

17 Vgl. hierzu Joy Higgs: Marginalia and core discourse: Shaping discourse and practice, in: Professional Practice Discourse Marginalia, hg. von Joy Higgs und Franziska Trede, Rotterdam 2016, S. 17–28.

18 Vgl. hierzu Heather Jackson: Marginalia. Readers writing in books, New Haven 2001, S. 28 f.

19 Florian Coulmas: Über Schrift, Frankfurt a. M. 1982, S. 135.

»lautsprachenneutralen Notationen« wie »Notenschriften, Choreographien, Zahlenschriften, Formalsprachen«. ²⁰ Doch auch der Begriff der graphischen Lesespur orientiert sich letztlich noch zu stark am Begriff der Schrift als einem kodierten Zeichensystem und schließt Gebrauchsspuren aus. Ein Fettfleck oder ein Eselsohr sind ebenfalls Lesespuren, aber weder sprachliche noch graphische, sondern unabsichtliche oder absichtliche körperliche Einwirkungen: Resultate einer Kausalität, die zu Indizien eines Feedbacks zu Lektüreprozessen werden, die im Fall des Eselsohrs zwar auch mit dem *Text* zu tun haben, die sich aber als kommentierende Praktik *am Rand eines Buches* manifestieren.

Hier taucht ein weiteres Problem auf, denn auch die Engführung von Schreibspuren und Paratextualität ist alles andere als selbstverständlich. Da ist insbesondere der Umstand, dass es sich bei Randbemerkungen von Lesern in fremden Texten zwar um Akte des Dazuschreibens handelt (etwa um einen mit Bleistift geschriebenen Kommentar), dass die dabei entstehenden marginalen Schreibspuren jedoch bis auf wenige Ausnahmen nicht Teil des Publikationsprozesses werden. Aber genau dadurch zeichnen sich Genette zufolge Paratexte aus, nämlich dass sie begleitendes »Beiwerk« sind »durch das ein Text zum Buch wird und als solches vor die Leser und, allgemeiner, vor die Öffentlichkeit tritt«. ²¹ Im Fall von Lesespuren in fremden Texten ist dies nicht der Fall – sie sind Indizien privater Rückkopplungsschleifen. Genau genommen bewirken Lesespuren sogar das Gegenteil von Paratexten im Sinne Genettes, denn durch sie wird ein Buch wieder zu einem Text. Durch handschriftliche Interventionen wird das gedruckte Buch zum *Prätex*t und als Feld von materiellen Lesespuren zum *Avant-Text* für einen Schreibprozess, der *nach* dem Gebrauch des Buches beginnt.

Damit bin ich an einem Punkt, an dem ich im Rückblick auf das Eingangszitat einräumen muss, dass es zwar ein schöner Einstieg für das Thema *Lesespuren* ist, aber kein ganz einschlägiger Einstieg für das Thema *Lesespuren im Kontext produktiver Lektüren*. Produktive Lektüren im engeren Sinne sind letztlich erst dann beobachtbar, wenn man Lesespuren im Rahmen von Schreibprozessen thematisiert, sprich, als Indizien von Rückkopplungsschleifen im Rahmen von Produktionsprozessen – und genau das möchte ich im Folgenden tun.

20 Sybille Krämer et al.: Einleitung, in: Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen, hg. von Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum, Rainer Totzke, Berlin 2012, S. 13–35; hier S. 15.

21 Genette (Anm. 4), S. 10.

I Zwischen Schreibprozessforschung und Leseprozessforschung

In ihren Überlegungen zur Entstehung, Methode und Theorie der *critique génétique* versucht Almuth Grésillon die Hierarchie zwischen publizierten Texten und ihren Vorstufen zu relativieren. In den Jahrhunderten vor den Möglichkeiten einer Online-Publikation waren publizierte Texte fast immer *gedruckte Texte* – waren publizierte Texte fast immer *gedruckte Bücher*. Dabei kam dem Gedruckt-Werden in mehrfacher Hinsicht entscheidende Bedeutung zu. So hat Roger Chartier in seiner kritischen Auseinandersetzung mit Michel Foucaults Thesen zur Funktion Autor darauf hingewiesen, dass Autorschaft lange Zeit daran gekoppelt war, dass man *gedruckt* wird: Eben deshalb reservierte Furetières *Dictionnaire Universel* aus dem Jahr 1690 den Begriff des *Auteur* für denjenigen, dessen Werke in gedruckter Form zirkulieren, also für jenen, »qui en ont fait imprimer«. ²² Wer etwas schreibt oder abschreibt, ohne dass es gedruckt wird, ist ein »Scribe« oder »Scriptor«, aber eben noch kein Autor. ²³ Umgekehrt geht Chartier so weit, zu behaupten, die Funktion Autor sei der Buchkultur als Druckkultur eingeschrieben: »pleinement inscrite à l'intérieur de la culture imprimée«. ²⁴ Dieses mediengeschichtliche Argument findet sich in modulierter Form auch bei Miroslav Červenka, demzufolge sich der Status eines Textes durch den »Veröffentlichungsakt« ²⁵ fundamental verändert: Mit seiner Druckerelaubnis vollzieht der Autor einen intentionalen Akt, der den gesamten Text vom Zustand der Vorläufigkeit (des Entwurfs, der Vorstufe, des Schreibprozesses als krudes Ensemble aus Kausalitäten und Kontingenzen) in den Zustand der Endgültigkeit versetzt – zumindest für die aktuelle Auflage. Das heißt, genau genommen wird ein Text erst durch das auktoriale Attest der Druckreife, das *imprimatur*, zu einem Text im emphatischen Sinne. ²⁶

22 Antoine Furetière: *Dictionnaire Universel contenant généralement tous les mots François*, Den Haag/Rotterdam 1690, Artikel »auteur«.

23 Roger Chartier: *Figures de l'auteur*, in: ders.: *L'ordre des livres. Lecteurs, Auteurs, Bibliothèques en Europe entre XIVE et XVIIIe siècle*, Aix-en-Provence 1992, S. 35–67; hier S. 49.

24 Ebd., S. 59.

25 Miroslav Červenka: *Textologie und Semiotik*, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 143–163; hier S. 145.

26 Vgl. hierzu: Gunter Martens: *Was ist ein Text? Ansätze zur Bestimmung eines Leitbegriffs der Textphilologie*, in: *Poetica* 21 (1989), S. 1–25; hier S. 23 sowie Carlos Spoerhase:

Aus eben diesem Grund wird das Geflecht aus Prozessen des Schreibens und Umschreibens, die *vor* dem Attest der Druckreife liegen, also alle Vorstudien, Notizen, Skizzen und Entwurfsfassungen, von der Schreibprozessforschung als *avant-text* bezeichnet: Alles was vor dem Akt des Veröffentlichens respektive vor dem Akt des Gedruckt-Werden-Könnens liegt, gehört zur »privaten Sphäre des Schreibprozesses, alles *danach* gehört zur öffentlichen Sphäre der Publikation, durch die ein Text in die Hände der Leser gelangt«. ²⁷ Grésillons Anliegen ist es, diese klare Grenzziehung zwischen Avant-Text und Text konzeptionell wieder durchlässig zu machen, und zwar zum einen unter Hinweis auf die vielfältigen Möglichkeiten einer nachträglichen Überarbeitung von publikationsreifen respektive publizierten Texten, etwa wenn es sich um einen Dramentext handelt, der im Rahmen einer Aufführung noch einmal dramaturgisch bearbeitet wird. ²⁸ Zum anderen mit Blick auf neue mediale Möglichkeiten, die »Textwerdung« ²⁹ darzustellen – etwa in Form eines komplexen Hypertextes. ³⁰

Erklärtes Ziel der Schreibprozessforschung ist es, Literatur als einen dynamischen, produktiven Prozess zu beschreiben, als »ein Tun, eine Handlung, eine Bewegung«. ³¹ Daher plädiert Grésillon für einen *offenen* Text- und Literaturbegriff, der nicht mehr von einer vollendeten – fertigen – Form ausgeht. Vielmehr begreift sie Literatur als »ständig in Bewegung bleibende *Performance*, in der Autor, Schreibprozesse, Textstufen, Medien und Leseprozesse untrennbar ineinander verwoben sind«. ³² Die Tatsache, dass hier die Leseprozesse in einem Atemzug mit Schreibprozessen und Textstufen genannt werden, ist kein Zufall. Eine der Grundannahmen der *critique génétique* ist Grésillon zufolge nämlich,

daß jede Analyse von Schreibprozessen unauflöslich mit Lektürephänomenen verknüpft ist und daß die Theorie diese beiden Phänomene nicht länger getrennt voneinander betrachten darf [...]. Jeder Schreibende ist

Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen, in: *Scientia Poetica* 11 (2007), S. 276–344; hier S. 329.

27 Almuth Grésillon: »Critique génétique«: Gedanken zu ihrer Entstehung, Methode und Theorie, in: *Quarto* (7), (1996), S. 14–24; hier S. 22.

28 Ebd., S. 23.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Almuth Grésillon: *Literarische Handschriften*. Einführung in die »critique génétique«, Bern u.a., 1999, S. 15.

32 Grésillon (Anm. 27), S. 23.

zunächst Leser fremder Texte und dann kritischer Leser seiner eigenen Texte, bevor er sie nach Gutdünken überarbeitet und korrigiert, um sie darauf anderen Lesern zu überlassen.³³

An anderer Stelle betont Grésillon im Rekurs auf Barthes und Foucault, dass die *critique génétique* »ohne einen Begriff des schreibenden und lesenden Subjekts nicht auskommt«, wobei dieses Subjekt

sich selbst in immer neuen Facetten in den Produktionsprozess einschreibt und [...] gleichzeitig nicht nur der erste Leser dieser seiner Produktion ist, sondern auch seine eigenen, oft in Exzerpten festgehaltenen Leseerfahrungen in die Schreibproduktion miteinbringt.³⁴

Mit der Annahme eines Subjekts, das sich in den Produktionsprozess *einschreibt*, lässt sich die insbesondere von Barthes in immer neuen Variationen vertretene These einer unauflösbaren Verflechtung von Schreibprozessen und *Lektürephänomenen* konkreter fassen, nämlich dann, wenn man die Formulierung »Einschreibung« wörtlich nimmt. Tatsächlich sind Lesespuren ja Formen der Einschreibung, die im Zuge von Lektüreprozessen entstehen: An den Rändern oder zwischen den Zeilen von bereits Geschriebenem, häufig auch von bereits Gedrucktem. Und, so könnte man weiter behaupten: Wenn diese Lektüreprozesse im Rahmen eines Schreibprojekts erfolgen, dann erhalten die Lesespuren den Status von produktiven Einschreibungen, von projektorientierten Rückkopplungsschleifen. Diese manifestieren sich als Lesespuren in Form von Inskriptionen: sei es am Rande eines Buches; sei es als Unterstreichung eines Textes; sei es als exzerpierende Abschrift.

II Lesespuren als Inskriptionen

Im Folgenden möchte ich versuchen, ein Konzept von *einschreibenden Lesespuren* respektive von *Lesespuren als Inskription* zu entwickeln. Dies werde ich im Ausgang von Grésillons Annahme tun, dass die scharfen Grenzen, die »bislang zwischen Produktion und Rezeption, zwischen Schreiben und Lesen gezogen wurde[n]«, fraglich geworden sind.³⁵ Glaubt man

33 Grésillon (Anm. 31), S. 266.

34 Grésillon (Anm. 27), S. 23.

35 Ebd.

Grésillon, dann fallen beide Aktivitäten, Schreiben und Lesen, »zusammen in einem Prozess, durch den Texte aus Texten gemacht werden und jeder Leser des entstehenden bzw. entstandenen Textes auf seine Art den Text weiterschreibt«. ³⁶ Die These, dass Schreiben und Lesen in einem Prozess zusammenfallen, ist alles andere als selbstevident, sondern klärungsbedürftig – insbesondere mit Blick auf die epistemische Funktion von Gebrauchs- und Lesespuren im Rahmen von *produktiven Lektüren*.

Was ist überhaupt eine Spur – und welches semiotische Verhältnis besteht zwischen Gebrauchsspuren, Lesespuren und Schreibspuren? Das mündet in die Frage, um die es mir zentral geht: Inwiefern lassen sich Lesespuren als Inskriptionen auffassen? Was ist das überhaupt: eine Inskription? In seinem 1968 erschienen Artikel *L'écriture de l'événement* bringt Roland Barthes seine Auffassung hinsichtlich der Interferenzen von Leseprozessen und Schreibprozessen auf den Punkt, wenn er von einer »réversibilité de l'écriture et de la lecture« ³⁷ spricht. In eben dieser Umkehrbarkeit manifestiert sich für Barthes das revolutionäre Potential eines erweiterten Schriftbegriffs: Die *écriture* bezeichnet eine Dynamik, die Texte entstehen lässt, ohne sich von der Manifestation dieser Texte in Schriftgestalt begrenzen zu lassen. Eine Dynamik, die, so scheint es, selbst den Leseprozess mit einbezieht, der gleichsam zu einer Fortsetzung des Schreibprozesses mit anderen Mitteln wird.

Unter umgekehrten Vorzeichen thematisiert Barthes die Umkehrbarkeit von *écriture* und *lecture* in seinem ebenfalls 1968 erschienenen Essay *La Mort de l'Auteur*. Der Essay endet mit der berühmt-berüchtigten Behauptung, der Leser trete an die Stelle des Autors, wenn es darum gehe, die »Einheit des Textes« zu garantieren, denn: »Der Leser ist der Raum, in dem sich alle Zitate, aus denen sich eine Schrift [eine *écriture*] zusammensetzt, einschreiben.« ³⁸ Dieser Konklusion vorausgegangen war die These, dass Schreiben kein genialer Schöpfungs-Akt sei, sondern eine »überpersönliche performative Geste«. ³⁹ Aufgrund dieser Neubestimmung des Schreibaktes kann der Autor auch nicht mehr als Schöpfer-Gott auftreten, sondern muss sich mit der bescheideneren Rolle des Schreibers zufriedengeben, des *Scripteur*, wie es im Original heißt. Diese Aufspaltung der Schreib-Instanzen hatte sich bereits in Barthes' Essay *Schriftsteller und Schreiber* aus dem Jahr 1960 angekündigt:

36 Ebd.

37 Roland Barthes: *L'écriture de l'événement*, in: ders.: *Œuvres complètes*. Tome 3, Paris 2002, S. 46–59; hier S. 47.

38 Roland Barthes: *Der Tod des Autors*, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. von Uwe Wirth, Frankfurt a. M. 2002, S. 104–110; hier S. 109.

39 Ebd., S. 105.

Der Schriftsteller schreibt mit einer quasi-priesterlichen Geste – *intransitiv* – um des Schreibens willen. Der Schreiber übt dagegen eine Tätigkeit aus – er wird mit einem Beamten verglichen, der sich den institutionellen Rahmenbedingungen des Schreibens zu beugen hat. »Unsere Epoche«, so Barthes, bringt »den Bastard-Typus zu Welt, den Schriftsteller-Schreiber«. ⁴⁰ Eben dieses Zwitterwesen begegnet uns in *Tod des Autors* wieder, in Gestalt des »scripteur moderne«, der (gemeinsam mit dem Leser) als Totengräber des emphatischen Autorbegriffs fungiert. ⁴¹ Der Text besteht für Barthes nicht einfach nur aus einer Reihe von Wörtern, sondern ist »ein Gewebe von Zitaten [ein *tissu de citations*] aus unzähligen Stätten der Kultur«. ⁴²

Vor dem Hintergrund dieses Text- und Schriftbegriffs muss der *Auteur* dem *Scripteur* das diskursive Feld überlassen, also einer Schreib-Instanz, deren einzige Macht darin besteht, »die Schriften zu vermischen«. ⁴³ »[D]e mêler les écritures«, wie es im Original heißt. ⁴⁴ Interessant ist dabei zum einen, dass die Aufspaltung in *Auteur* und *Scripteur* bei Barthes wie ein Echo auf Furetières *Dictionnaire Universel* klingt, allerdings ohne dessen mediengeschichtliche Pointe: Der Akt des Druckens als Differenzkriterium spielt bei Barthes keine Rolle, sondern eher der Grad an Selbstbezüglichkeit. Zum anderen finde ich die gleichzeitige Aufwertung von *Lecteur* und *Scripteur* bemerkenswert: Der *Scripteur* mischt die *écriture*, er knüpft den *tissu de citations*, aus dem der Text besteht, wird also zu einer intertextuellen Instanz des Zusammenschreibens und Arrangierens. Der Leser führt eine ganz ähnliche Tätigkeit aus: Er organisiert die Zitate, er ist »der Raum, in dem sich alle Zitate, aus denen sich eine Schrift [*écriture*] zusammensetzt, einschreiben [*s'inscrire*]«. ⁴⁵ Sprich: der Leser hat offenbar auch die Funktion eines Sammlers von Zitaten und Exzerpten, die er als Wissensschatz registriert und archiviert.

Nun ist Barthes' Redeweise vom Raum ebenso vage wie die Redeweise von den Zitaten, die »sich« in diesen Raum *einschreiben*. Sind die Zitate hier tatsächlich in der Rolle von Agenten, die sich als unveränderliche mobile Elemente in Zirkulation befinden, oder haben wir es eher mit einem hohen postmodernen Ton zu tun? Klar ist, dass die Zitate hier gleichermaßen als

40 Roland Barthes: Schriftsteller und Schreiber, in: ders.: Literatur oder Geschichte, Frankfurt a. M. 1969, S. 44–53; hier S. 52.

41 Roland Barthes: La Mort de l'Auteur, in: ders.: Œuvres complètes. Tome 3, Paris 2002, S. 40–45; hier S. 45.

42 Barthes (Anm. 37), S. 108.

43 Ebd.

44 Barthes (Anm. 41), S. 43.

45 Barthes (Anm. 38), S. 109.

Einfügungen und als Einschreibungen im Rahmen eines, mit Grésillon zu sprechen, »Performance-Aktes der Textwerdung«⁴⁶ in Anschlag gebracht werden. Etwas rätselhaft ist auch die Rede vom *Leser als Raum*, in den etwas eingeschrieben wird. Möglicherweise schwingt hier ein *tabula rasa*-Motiv mit: der Kopf des Lesers, sein Gedächtnis, als metaphorische Schreibtafel oder Blatt Papier, auf denen die *déjà lus* notiert, registriert, inskribiert werden. Vielleicht wäre es fruchtbar, diese imaginäre *Leseschreib-Szene* auch in eine explizite *Exzerpierzene* zu überführen: Der Leser, die Leserin, werden zu Protokollanten ihrer Lektüren, deren erinnerungswürdige Passagen sie in ein Notizheft oder auf einer Karteikarte vermerken, eventuell mit dem Ziel, einen Exzerpten-Schatz anzulegen, der beim nächsten Schreibprojekt als Fundus dient.⁴⁷ In diesem Fall wäre aus dem metaphorischen ›Leser als Raum‹ ein Schreibraum im wörtlichen Sinne geworden, in den der Leser etwas einschreibt: ein externalisiertes Gedächtnis, das zu einem Archiv von Exzerpten wird. Insofern ist es meines Erachtens auch leicht möglich, den *Raum*, in dem sich die Zitate einschreiben – analog zur Rede vom *manuscript space*⁴⁸ – als schriftbildlich konfiguriertem Raum⁴⁹ in einem Buch aufzufassen, etwa als Randzone des Schriftsatzes, an dem ein Leser Markierungen hinterlässt, die einige Stellen des Buches als zitierwürdige respektive exzerpierzwürdige Stellen auszeichnet. Die Einschreibung wäre in diesem Fall kein *Abschreiben* eines Zitats und Eintragen in ein Notizheft, sondern das *Markieren* einer Stelle – mit dem Ziel, es für eine künftige Verwendung – etwa künftiges Abschreiben – vorzumerken (Abb. 1).

Zu fragen ist daher, wie sich Barthes' eher vages Reden über *écriture*, *lecture* und *inscription* als Beschreibung einer konkreten Lesepraxis reformulieren lässt, die Spuren dieser Lesepraxis hinterlässt; absichtliche Spuren, muss man in diesem Falle sagen: Spuren, die als Markierungen dienen sollen; als *Indices* im Sinne der Peirce'schen Semiotik:⁵⁰ Lesespuren, die die markierten Stellen vorbereiten sollen, um möglicherweise in einem späteren Schreibprozess weiterverarbeitet zu werden. So besehen kann man sagen: Lesespuren sind Inskriptionen, die an der Schnittstelle von Leseprozessen und Schreib-

46 Grésillon (Anm. 27), S. 23.

47 Vgl. ebd., S. 16 und S. 22.

48 Vgl. Stephen G. Nichols: »Why Material Philology? Some Thoughts«, in: Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 116 (1997): Sonderheft: Philologie als Textwissenschaft, S. 10–30; hier S. 14.

49 Vgl. Krämer (Anm. 20), S. 13.

50 Vgl. Charles Sanders Peirce: Collected Papers, Bd I-VI, hg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss, Cambridge 1931–1935, zitiert wird nach Band und Abschnitt: 4.447.

Da schaut' er an den Diamant,
 Den Helm, auf den des Ankers Zeichen
 Gebunden war, durchwirkt mit Steinen
 Von edler Art, die ohnegleichen
 In hellem Glanz ihn ließen scheinen.
 Jedoch der Helm war schwere Last,
 Mit dem sein Haupt bewehrt der Gast.
 Des Schildes Zier ihr wissen wollt?
 Ein Buckel sich darauf befand
 Von des Araberlandes Gold.
 Schwer wog der Schild in seiner Hand
 71 Und solchen Glanz vom Gold gewann,
 Daß man sich spiegeln konnte dran.
 Von Zobel ein Anker drunter saß.
 Wohl gönnt' ich mir zu Eigen das,
 Womit er seinen Leib beschwert,
 Denn manche Mark war's wahrlich wert.
 Sein Wappenrock war faltig weit.
 Noch nie ein Held so köstlich Kleid
 Wie Gamuret zum Streite führte;
 Der untre Saum den Teppich rührte.
 Soll ich beschreiben diese Pracht,
 So muß ich ihren Glanz vergleichen
 Dem hellen Feuer in der Nacht.
 Die Farben strahlten ohnegleichen
 Und schienen Blitze zu entsenden,
 Die blöde Augen mußten blenden.
 Von Golde war das Kleid gewoben,
 Das auf dem Kaukasus¹⁾ hoch oben
 Von Greifenklau'n ward losgerissen,
 Die es noch heute dort bewachen.
 Mit List Arabiens Mohren wissen,
 Den Schatz zu Eigen sich zu machen,

Rüstung
Kleid

Gold

1) Das Gold des Kaukasus ward im ganzen Mittelalter ge-
 rühmt; vgl. J. B. Drétnit (Univ.-Bibl. Nr. 971, S. 23), vgl. auch VI. 1403.

prozessen angesiedelt sind. Inskriptionen in Form von Anstreichungen oder Randbemerkungen sind damit auch Indices, die darauf verweisen, dass eine gelesene Textstelle zitiert werden soll, sprich: dass aus etwas Gelesenem etwas Geschriebenes werden soll. Diese Umwandlung von etwas Gelesenem in etwas Geschriebenes ist die Voraussetzung für das, was Julia Kristeva als *intertextuelle Produktivität* bezeichnet, als »Absorption und Transformation eines anderen Textes«. ⁵¹ Inskriptionen in Form von Anstreichungen und Randbemerkungen in einem anderen Buch-Text könnte man insofern als *intertextuelle Indices* verstehen respektive als Vorstufen künftiger Intertextualität. Intertextualität ließe sich in diesem Fall auch im Sinne Genettes als »effektive Präsenz eines Textes in einem anderen Text« fassen, deren einfachste Form »die traditionelle Praxis des *Zitats*« ist. ⁵² Intertextuelle Indices wären demnach Markierungen, die die effektive Präsenz eines Textes in einem anderen Text anzeigen oder deren künftige effektive Präsenz vorbereiten. Man hätte es dann genau genommen mit *avant-intertextuellen Indices* zu tun.

Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten möchte ich zwei Thesen aufstellen. Erstens: Lesespuren sind an der Schnittstelle zwischen Lese- und Schreibprozess angesiedelt. Zweitens: Lesespuren in Form von Anstreichungen oder Randbemerkungen sind Inskriptionen, die als *avant-intertextuelle Indices* fungieren können. Die zweite These gilt wohlgemerkt nur für absichtliche Lesespuren und nicht für unabsichtliche Gebrauchsspuren. In beiden Fällen handelt es sich um Spuren, die aber unterschiedlich funktionieren. Absichtliche Lesespuren haben mit Peirce gesprochen den Charakter eines »degenerierten Indices«, ⁵³ der intentional auf eine Stelle oder eine Seite verweist. ⁵⁴ Heißt: unabhängig davon, ob es sich um eine graphische Markierung oder eine schriftliche Randbemerkung oder ein Eselsohr handelt, haben absichtliche Lesespuren die Funktion von *Lesezeichen*: Es sind intentionale Signale. Anders verhält es sich mit Gebrauchsspuren, die unabsichtlich »hinterlassen« wurden. Hier handelt es sich um kausale Symptome respektive um »genuine Indices« im Duktus von Peirce. ⁵⁵ Hierzu zählen die eingerissene Seite oder der Fettfleck – Gleiches gilt natürlich für

51 Julia Kristeva: *Sèméiôitiké – Recherches pour une sémanalyse*, Paris 1969, S. 146.

52 Genette (Anm. 4), S. 10.

53 Peirce (Anm. 50), 2.305.

54 Vgl. hierzu William H. Sherman: *Used books. Marking readers in Renaissance England*, Philadelphia 2009, S. 50, wo vorgeschlagen wird, die *Manicules*, also die Zeigehände am Rand von Texten, im Rekurs auf indexikalische Zeichen im Peirce'schen Sinne zu beschreiben.

55 Peirce (Anm. 50), 2.305.

den Tintenfleck oder den Weinfleck. Zwar lässt sich auf den Gebrauch des Buches zurückschließen, doch sind die so gewonnenen Informationen nicht Teil einer intentionalen Informationsstrategie. Hieraus leite ich eine Unterscheidung ab, die zugleich auch eine Entscheidung für den weiteren Verlauf meiner Argumentation impliziert: Gebrauchsspuren sind *keine* Inskriptionen. Inskriptionen sind absichtlich eingefügte Zeichen.

Der Begriff des Zeichens ist hier bewusst vage gehalten: Wenn man sich an den Peirce'schen Zeichenklassen orientiert, dann gibt es ikonische, indexikalische oder symbolische Zeichen.⁵⁶ Ikonisch wäre ein Diagramm oder eine Randzeichnung; indexikalisch wäre das bereits erwähnte Eselsohr, aber auch eine Unterstreichung, die dazu dient, einen Satz hervorzuheben. Symbolisch wäre eine schriftsprachliche Randbemerkung, sofern man ihren propositionalen Gehalt fokussiert. Wichtig bei dieser Unterscheidung ist der Hinweis, dass diese Zeichenklassen immer als Mischformen auftreten,⁵⁷ dass also zum Beispiel die indexikalische Unterstreichung auch ikonischen Charakter hat. Ähnliches lässt sich über schriftliche Äußerungen sagen, die allein schon aufgrund der Handschrift oder der Wahl des Schreibwerkzeugs immer auch ikonische und indexikalische Zeichenaspekte mitbringen.

Wichtig ist jedoch auch der Hinweis, dass meine Definition von Inskriptionen als ›absichtlich eingefügten Zeichen‹ eine Unschärfe enthält. Der Begriff der Inskription, wie ich ihn hier verwende, soll nur auf absichtliche Lesespuren anwendbar sein, nicht aber auf unabsichtliche Gebrauchsspuren. Allerdings besitzt jede absichtliche Äußerung immer auch Zeichenaspekte, die unabsichtlich mitwirken. So markiert eine Unterstreichung in einem Buch eine für den Lesenden ›interessante Stelle‹ – sprich, sie fungiert als Markierung mit Signalcharakter. Zugleich lässt die Art und Weise, *wie* unterstrichen wurde (ob mit einem Bleistift oder mit einem Kugelschreiber; ob mit einem Lineal oder Frei-Hand) Rückschlüsse auf den Unterstreichenden zu. Sprich: eine absichtliche Inskription hat nicht nur Signalcharakter, sondern kann immer auch als Symptom für etwas gedeutet werden, was mit der Äußerung *nicht* beabsichtigt war. Das bedeutet mit Blick auf den von mir vorgeschlagenen Inskriptionsbegriff: Inskriptionen sind absichtlich eingefügte Zeichen, die unabsichtliche Zeichenaspekte mitführen. Diese Präzisierung erscheint mir nötig, denn ich möchte in einem nächsten Schritt den Inskriptionsbegriff weiter aufladen, erstens noch einmal im Rekurs auf Roland Barthes, zweitens im Rekurs auf Bruno Latour.

56 Vgl. ebd., 2.304 sowie 4.447.

57 Vgl. 2.302 und 2.306.

Bekanntlich hat Barthes selbst versucht, Alternativen zu seinem sehr weiten, häufig metaphorisch konnotierten *écriture*-Begriff zu formulieren. So führt er in seiner 1975 verfassten (aber nicht publizierten) *Variation sur l'écriture* den Begriff der »scription« ein, um damit den »muskuläre[n] Akt des Schreibens« zu bezeichnen, also das »Schreiben mit der Hand« als Geste, »mit der die Hand ein Schreibwerkzeug ergreift«. Im gleichen Zusammenhang merkt Barthes an: »Im folgenden wird also von der Geste die Rede sein und nicht von den metaphorischen Bedeutungen des Begriffs ›écriture‹.«⁵⁸ Es ist unter anderem diese Stelle, die Rüdiger Campe, Martin Stingelin, Davide Giuriato und Sandro Zanetti zum Ausgangspunkt des Konzepts der *Schreibszene* gewählt haben. Unbemerkt blieb, dass es in der *Variation sur l'écriture* einige Seiten später einen Eintrag zur »Inscription« gibt. Dort wird die Geste der Skription explizit als Akt der Einschreibung ausgeflaggt: »Die Bedeutung der Inskription«, schreibt Barthes, ist, »dass die Spur, die sie hinterlässt, unumkehrbar ist – sie kann nicht zurück genommen werden [le sens de l'inscription, c'est, d'une part, que le tracé ne peut être repris, la lettre est irréversible]«.⁵⁹ Heißt: die Inskription ist ein einmaliger Akt, der ein Zeichen auf einem Zeichenträger hinterlässt.

Im Gegensatz zur *écriture* ist die *Inskription* gerade nicht durch eine Reversibilität ausgezeichnet, sondern sie ist ein unumkehrbares Ereignis: Resultat der einmaligen materiellen Verkörperung eines Zeichens. In ganz ähnlicher Weise fasst Peirce den Akt des Schreibens als einen »act of embodying«,⁶⁰ der das »Token« eines Symbols erzeugt. Genau genommen handelt es sich um ein »Replica-Token« also um die Verkörperung eines Types,⁶¹ der sich einer schriftsprachlichen Konvention verdankt, die bestimmt, wie ein schriftliches Zeichen – ein Buchstabe – einen sprachlichen Laut darstellt. Wenn man das Wort ›Mann‹ nimmt, dann ist dies ein symbolisches Zeichen, das als Type eine semantische Beziehung zwischen Wort und Vorstellung herstellt. Das geäußerte Wort ›Mann‹ in einem Gespräch oder in einem Schriftstück ist das Replica-Token dieses Types. Neben Type und Token führt Peirce noch eine dritte Unterscheidung ein, nämlich die

58 Roland Barthes: *Variations sur L'écriture*, in: ders.: *Œuvres complètes*. Tome 4, Paris 2002, S. 267–316; hier S. 267. Zit. nach Martin Stingelin: ›Schreiben‹. Einleitung, in: ›Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum‹. Schreiben von der Frühen Neuzeit bis 1850, hg. von dems., München 2004, S. 7–21; hier S. 13.

59 Barthes (Anm. 58), S. 304.

60 Peirce (Anm. 50), 4.537.

61 Ebd., 4.447.

sogenannten »Tone«, also die materiale Qualität von Zeichen.⁶² Das kann den Umstand betreffen, dass das Wort »Mann« im Dialekt geäußert wurde, oder dass jemand es mit einer heiseren Stimme gesagt hat respektive dass das Wort »Mann« nicht gedruckt, sondern mit der Hand geschrieben wurde – womöglich mit zittriger Hand und mit roter Tinte. All diese »tonalen« Aspekte haben unter Umständen auch eine indexikalische Bedeutung: Sie können als Symptome oder Signale gedeutet werden.⁶³

Was heißt das mit Blick auf die Inskription? Handelt es sich um eine Unterstreichung oder eine Anstreichung, dann sind Inskriptionen graphische Spuren mit ikonischem und indexikalischem Zeichencharakter. Als Randbemerkung ist eine Inskription die Verkörperung eines symbolischen Zeichens. Doch genau wie eine graphische Spur hat die Schriftspur immer auch tonale, nämlich materiale Eigenschaften, die ihrerseits indexikalische Rückschlüsse zulassen. Insofern kann man sagen: jede Inskription hat *Spur*charakter, auch wenn dies keineswegs bedeutet, dass jede Lesespur als Inskription zu werten ist.

So sind unabsichtlich hinterlassene Gebrauchsspuren zwar auch Lesespuren, aber sie sind keine Inskriptionen, sondern haben *symptomatischen* Spurcharakter. Zugleich kann man feststellen, dass absichtliche Lesespuren immer auch Zeichenaspekte mitbringen, die unabsichtlich Bedeutung übermitteln. So kann das unordentliche Unterstreichen einer Textstelle für den Unterstreichenden einfach nur ein spontanes Lesezeichen sein, um etwas hervorzuheben, für jemand anderen kann dies jedoch – sozusagen als Resultat einer Lesespurenbeobachtung zweiter Ordnung – zum Symptom für den unordentlichen Charakter des Unterstreichenden werden. Oder umgekehrt, wie man an den überaus ordentlichen Unterstreichungen in der folgenden Abbildung sehen kann (Abb. 2).

Diese Unterstreichungen heben eine für den Unterstreichenden interessante Stelle in Luhmanns Aufsatz *Kommunikation mit Zettelkästen* hervor. Sie sind mit einem Lineal gezogen, lassen also auf einen ordentlichen Unterstreicher schließen. Sprich: die graphische Inskription fungiert hier für den Unterstreichenden als signalhafter Relevanz-Marker. Für uns als Beobachter zweiter Ordnung gibt die Unterstreichung zunächst Auskunft darüber, was der Unterstreichende (es handelt sich um Hans Blumenberg) für rele-

62 Ebd., 4.537.

63 Vgl. Uwe Wirth: Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Eine Peircesche Perspektive auf Derridas und Freuds Spurbegriff, in: Spur, hg. von Sybille Krämer, Frankfurt a. M. 2007, S. 55–81; hier S. 63.

verwenden; der Überraschungseffekt steigt sogar, wenn dies nicht der Fall ist und man es als Zufall ansieht, daß eine Nachricht vor einem Horizont anderer Möglichkeiten etwas besagt oder gar brauchbar ist. Anders gesagt: die „variety“ im kommunizierenden System wird größer, wenn auch der Fall vorkommen kann, daß die Partner trotz unterschiedlicher Vergleichshinsichten erfolgreich (das heißt: für einen der Partner brauchbar) kommunizieren. Das erfordert den Einbau von Zufall ins System – Zufall in dem Sinne, daß nicht durch die Übereinstimmung der Vergleichsschemata schon gesichert ist, daß die Informationen, die die Kommunikation übermittelt, stimmen; sondern daß dies sich „aus Anlaß“ der Kommunikation ergibt oder auch nicht.

Soll ein Kommunikationssystem über längere Zeit zusammenhalten, muß entweder der Weg hochgradig technischer Spezialisierung oder der Weg der Inkorporierung von Zufall und ad hoc generierter Information gewählt werden. Auf Notizsammlungen übertragen: Man kann den Weg einer thematischen Spezialisierung (etwa: Notizen über das Staatshaftungsrecht) oder den Weg einer offenen Anlage wählen. Wir haben uns für die zuletztgenannte Alternative entschieden, und nach nunmehr 26 Jahren erfolgreicher, nur gelegentlich schwieriger Zusammenarbeit können wir den Erfolg – oder zumindest: die Gangbarkeit dieses Weges bestätigen.

Natürlich stellt der Weg eines auf Dauer angelegten, offenen, thematisch nicht begrenzten (nur sich selbst begrenzenden) Kommunikationssystems bestimmte strukturelle Anforderungen an die Partner. Man wird bei dem gegenwärtig immer noch hohen Vertrauen in die Fähigkeiten des Menschen mir selbst zutrauen, daß ich diese Voraussetzungen erfüllen kann. Aber der Zettelkasten? Wie muß der Zettelkasten angelegt sein, damit er entsprechende kommunikative Kompetenz erwirbt?

Auf diese Frage kann hier nicht deduktiv, nicht aus einer Übersicht über alle Möglichkeiten und nicht durch Auswahl der besten geantwortet werden. Wir bleiben auf dem Boden der Empirie und geben nur eine theoriegesättigte Deskription.

40!

Abb. 2: Blumenberg liest Luhmanns Aufsatz *Kommunikation mit Zettelkästen*.

vant gehalten hat – aber sie wird für uns auch zu einem Symptom dafür, dass der Produzent dieser Inskription sehr ordentlich und gut organisiert ist.⁶⁴ Anhand der folgenden Lesespuren am Rande bemerkt man zudem, dass Blumenberg mit Luhmanns Text in einen Dialog tritt. Das »40« mit Ausrufezeichen hat dabei etwas von einer Überbietungsgeste. So als wollte das Ensemble aus Unterstreichung und Randbemerkung zum Ausdruck bringen: »Wie, nur 26 Jahre Kommunikation mit Zettelkästen gehabt? Bei mir waren es 40!«

64 Ich möchte Bettina Blumenberg und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach für die Erlaubnis des Abdrucks danken. Niklas Luhmann: *Kommunikation mit Zettelkästen*. Ein Erfahrungsbericht, in: *Öffentliche Meinung und sozialer Wandel*, hg. von Horst Baier, Hans Mathias Kepplinger und Kurt Reumann, Wiesbaden 1982, S. 222–228; hier S. 223.

III Zwischen Inskription und Transkription: Editionsphilologische Ansätze

Interessanterweise hat der Begriff der Inskription auch Eingang in die Editionsphilologie gefunden. So sprechen Anne Bohnenkamp und Fotis Jannidis in ihrem *Werkstattbericht* der historisch-kritischen Hybrid-Edition des *Faust* von »Inskriptionen« und erläutern den Begriff folgendermaßen: »Als Inskription wird der materielle Niederschlag sämtlicher Schreibakte auf einer Handschrift bezeichnet.«⁶⁵ Dabei geht es ihnen – genau wie Barthes – offensichtlich darum, mit dem Inskriptionsbegriff ein *unumkehrbares* Zeichenereignis zu bezeichnen, das im Rahmen einer bestimmten medialen Konfiguration vorliegt. Dies wird deutlich, wenn es im Werkstattbericht kurz darauf heißt: »Texte, die auf einem materiellen Träger geschrieben oder gedruckt sind, werden als inskribierte Texte bezeichnet.«⁶⁶ Bei ihrer Definition des Inskriptionsbegriffs beziehen sich Bohnenkamp und Jannidis auf Nelson Goodmans *Languages of Art*, wo dieser den Inskriptionsbegriff im Anschluss an die Peirce'sche Unterscheidung von Replica-Token und Type einführt. Dabei benennt Goodman das »Replica-Token« in »Inscription« um.⁶⁷

Mit Blick auf die hochkomplexen Problemstellungen, mit denen es editionsphilologische Projekte wie die *Faust-Hybrid-Ausgabe* zu tun haben, bleibt zu fragen, welche epistemische Rolle der Inskriptionsbegriff in diesen Kontexten übernehmen kann. Dabei wird schnell deutlich, dass die Inskription lediglich der Ausgangspunkt des philologischen Erkenntnisprozesses ist: Inskriptionen sind philologische Tatsachen,⁶⁸ Einschreibungen, die ihrerseits editionsphilologisch beschrieben und umgeschrieben werden müssen, um eine Erkenntnisfunktion zu erlangen. Im Werkstatt-Bericht zur *Faust-Edition* wird diese Aufgabe unter den Begriff der »Transkription« gebracht.⁶⁹ Transkriptionen dienen zunächst einmal dem *Lesbarmachen* einer schwer entzifferbaren Handschrift. Sie dienen aber auch dem

65 Anne Bohnenkamp et al.: Perspektiven auf Goethes ›Faust‹. Werkstattbericht der historisch-kritischen Hybridedition, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (2011), S. 23–67; hier S. 46.

66 Ebd.

67 Nelson Goodman: *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*. Indianapolis 1968, S. 131.

68 Vgl. Uwe Wirth: Abduktion und Transkription, in: *Konjektur und Krux*, hg. von Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth und Irmgard Wirtz, Göttingen 2010, S. 390–414; hier S. 391 f.

69 Bohnenkamp (Anm. 65), S. 38 f.

Sichtbarmachen der nicht-symbolischen Aspekte von Schreibspuren, etwa von Durchstreichungen und Einfügungen, die Autoren im Rahmen von Schreibprozessen vornehmen. So werden bei der Faust-Ausgabe die Handschriften und Drucke (sprich: die Inskriptionen als philologische Tatsachen) zunächst faksimiliert, das heißt, in digitale Kopien *konvertiert*, und dann auf verschiedene Weise *transkribiert*. Dabei unterscheiden Jannidis und Bohnenkamp grundsätzlich zwischen einer »Transkription der Zeichen« und einer »differenzierten Umschrift«. ⁷⁰ Um aus der digitalisierten Inskription eine differenzierte Transkription ableiten zu können, werden

alle materiellen Merkmale der Inskription festgehalten, die in der Umschrift erscheinen sollen. Dies sind neben den Schriftzeichen vor allem die verschiedenen Arten der Zeichenmanipulation (Unterstreichungen, Durchstreichungen, Daraufschreibungen etc.), die räumliche Verteilung der Inskription auf dem Überlieferungsträger, die Schreiberhand, das Schreibmaterial sowie die Schriftart (deutsch oder lateinisch). ⁷¹

Großen Wert legen Bohnenkamp und Jannidis auf die Unterscheidung zwischen der Beschreibung des Textes als konkretes materielles Objekt, also der »Materialisierung als Niederschrift auf einem Träger«, und der Beschreibung des Textes als »abstrakte[r] Gegenstand«. ⁷² Die Beschreibung der materiellen Inskription auf einem Zeichenträger bezeichnen Bohnenkamp und Jannidis als »*dokumentarische* Transkription«. ⁷³ Die Beschreibung des Textes als abstrakter Gegenstand betrifft dagegen die Worte und die Wortbedeutung – hier sprechen sie von »*textueller* Transkription«. ⁷⁴ Für beide Formen der Transkription gibt es je »verschiedene Auszeichnungsvokabulare«. ⁷⁵ Eine differenzierte Transkription verbindet beide Auszeichnungsvokabulare und fügt zudem eine weitere Ebene ein, die die Anordnung der Inskriptionen im *manuscript space* sichtbar machen soll. Dabei erweist sich die differenzierte Transkription als semiotisches Zwitterding: Einerseits hat man es mit einem lesbar gemachten enkodierten Text zu tun, andererseits wird die räumliche Verteilung der Inskriptionen auf einer Seite als abstraktes Ikon, sprich, als Diagramm, sichtbar gemacht. Ziel ist es, im Rekurs auf diese

70 Ebd.

71 Ebd., S. 40.

72 Ebd., S. 46.

73 Ebd., S. 41.

74 Ebd., S. 42.

75 Ebd., S. 43.

diplomatisch transkribierten Inskriptionen indexikalisch Rückschlüsse auf die Dynamiken des Schreibprozesses ziehen zu können.

Wenn man das bisher Gesagte zuspitzen wollte, könnte man sagen: Die editionsphilologische Tätigkeit besteht darin, Inskriptionen in Transkriptionen zu verwandeln. Allerdings ist diese Formel insofern eine Verkürzung, als Schreibprozesse nicht nur in der Produktion von Inskriptionen bestehen. Schreibprozesse implizieren vielmehr auch, dass das von einem Schriftsteller Geschriebene vom Schriftsteller selbst überarbeitet, umgearbeitet, umgeschrieben wird. Heißt: der Schreibprozess ist ein Prozess, in dem vom Schriftsteller Inskriptionen *und* Transkriptionen produziert werden. Für diese Dynamik hat Ludwig Jäger den Begriff der »transkriptiven Weiterverarbeitung«⁷⁶ respektive der »Selbsttranskription«⁷⁷ eingeführt. Man könnte also sagen, dass die editionsphilologische Tätigkeit darin besteht, die Inskriptionen und Selbsttranskriptionen eines Schriftstellers in *editoriale Transkriptionen* zu überführen. Dabei können editoriale Transkriptionen als Transkription von Zeichen, als Transkription von Texten oder als differenzierte Transkription vollzogen werden.

Ein Aspekt wurde bislang noch gar nicht explizit gemacht: die Frage nach dem Verhältnis von *écriture* und *lecture*, das durch den Begriff der *inscription* perspektiviert wird. Im Gegensatz zur Inskription impliziert die Transkription, dass das, was *umgeschrieben* wird, auch in irgendeiner Form *gelesen* wurde. Der Schriftsteller, der eine Skizze oder einen Entwurf schreibt, produziert eine Inskription. Die Überarbeitung respektive die Korrektur seines Entwurfs ist eine Selbsttranskription. Doch damit es zu dieser Selbsttranskription kommen kann, muss es einen Akt der Selbstlektüre geben. Analog dazu verfährt die editoriale Transkription: Auch hier müssen die Inskriptionen zuerst einmal entziffert und gelesen werden, bevor sie sich transkribieren lassen. So besehen könnte man sagen: Transkriptionen sind nicht einfach nur Umschriften von Inskriptionen, sondern sie sind Umschriften von *gelesenen Inskriptionen*.

76 Ludwig Jäger: Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen, in: Performativität und Medialität, hg. von Sybille Krämer, München 2004, S. 35–74; hier S. 46.

77 Ebd., S. 47.

IV Inskriptionen als Untersuchungsgegenstand der Schreibprozessforschung

Diese merkwürdige Spannung zwischen Inskription und Transkription, die man wahlweise als Interaktion oder als Interferenz beschreiben kann, findet man auch im Ansatz Bruno Latours, der den Inskriptionsbegriff prominent in Dienst nimmt. Hier werden zirkuläre Kausalitäten und Rückkopplungsschleifen als »netzwerkbahnende Aktivitäten« thematisch.⁷⁸ In seinen Laborstudien führte Latour bei der Untersuchung der epistemischen Praktiken eines Biologie-Labors die Begriffe der ›Inskription‹ und des ›Paperwork‹ ein, um die Arbeit des Labors auf die einfache Formel zu bringen, dort gehe es um die »Transformation von Ratten und Chemikalien in Papier«. ⁷⁹ In seinem Aufsatz *Drawing Things Together* reformuliert Latour diese Beobachtung dahingehend, dass »alles und jedes in Inskriptionen umgewandelt wurde«. ⁸⁰ Inskriptionen dienen dabei, wie bereits eingangs erwähnt wurde, der Mobilisierung von Wissen, sie nehmen eine Transformation von Weltzuständen in Textzustände vor, wobei Latour unter ›Inskription‹ nicht nur das Schreiben von Laborprotokollen versteht, sondern auch das Erstellen von Diagrammen und Tabellen, die Auswertung von fremden Fachaufsätzen oder das Ausarbeiten eigener Fach-Aufsätze. Im Glossar seines Buches *Die Hoffnung der Pandora* definiert Latour »Inskription« wie folgt: »Dieser allgemeine Begriff bezeichnet all jene Transformationen, durch die eine Entität in einem Zeichen, einem Archiv, einem Dokument, einem Papier, einer Spur materialisiert wird.« ⁸¹ Meines Erachtens ist diese Definition der Inskription mit der Definition der Inskription als materialisierte Schreibspur bei Barthes kompatibel (nicht zuletzt auch deshalb, weil Latour an einer Stelle explizit auf Barthes' Überlegungen zum »Scriptor« Bezug nimmt), ⁸² aber auch mit dem, was man bei Bohnenkamp und Jannidis lesen kann. ⁸³

78 Vgl. Bruno Latour: On actor-network theory: A few classifications, in: Soziale Welt 4 (1996), S. 369–381; hier S. 379.

79 Latour (Anm. 13), S. 262.

80 Ebd.

81 Bruno Latour: Die Hoffnung der Pandora, Frankfurt a. M. 2002, S. 372.

82 Vgl. Bruno Latour, Madeleine Akrich: Zusammenfassung einer zweckmäßigen Terminologie für die Semiotik menschlicher und nicht-menschlicher Konstellationen, in: ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, hg. von Andréa Belliger und David J. Krieger, Bielefeld 2006, S. 399–405; hier S. 400.

83 Dabei gilt es freilich festzustellen, dass Latours Definition der Inskription zum Teil auch Aspekte miteinschließt, die bei Bohnenkamp und Jannidis schon dem Bereich der Transkription zugeordnet werden, insbesondere wenn es ums »Transformieren«

Inskriptionen bezeichnen im Labor wie in der Werkstatt des Dichters den materiellen Niederschlag sämtlicher *Schreibakte*; und, so könnte man hinzufügen, den materiellen Niederschlag sämtlicher *Leseakte*.⁸⁴

Es wäre lohnenswert, systematisch die Parallelen zwischen einer *Science in Action*, wie sie Latour im Rahmen seiner *Actor-Network-Analysen* entwirft, und einer noch zu schreibenden *Philology in Action* herauszuarbeiten, um so die Wechselwirkung von Inskriptionen und Transkriptionen im Rahmen von Schreib- und Leseprozessen beschreibbar zu machen.⁸⁵ An dieser Stelle muss ich mich mit der naheliegenden Variante begnügen, die *Actor-Network-Theory* mit der Schreibprozessforschung ins Gespräch bringen.

Damit komme ich noch einmal auf Grésillon zurück: zum einen auf ihre These, dass jede Analyse von Schreibprozessen unauflöslich mit Lektürephänomenen verknüpft ist, weshalb diese beiden Phänomene nicht länger getrennt voneinander betrachten werden sollten; zum anderen auf die These, dass sich das Schreibsubjekt »in immer neuen Facetten in den Produktionsprozess einschreibt«. *Eine* Facette der Einschreibung in den Produktionsprozess besteht darin, Lesespuren zu produzieren, die als Inskriptionen in Form von Anstreichungen oder Anmerkungen zunächst die Vorstufen für intertextuelle Bezüge und dann für Akte »transkriptiver Weiterverarbeitung« sind.⁸⁷ Das impliziert nicht nur, dass Lesespuren zur Domäne des Avant-Textes gehören, sondern auch, dass sie Indizien für eine bestimmte Art schriftstellerischen Arbeitens sind, und zwar nicht nur, wenn es sich um Lesespuren in *fremden* Texten handelt, sondern auch bei Überarbeitungsspuren in *eigenen* Texten. In diesem Zusammenhang sei auf Grésillons Unterscheidung zwischen »Papierarbeitern« und »Kopfarbei-

von Inskriptionen (zum Beispiel Laborprotokolle) in andere Inskriptionen (zum Beispiel wissenschaftliche Artikel) geht. Hier stehen Latours Inskriptionen in funktionaler Analogie zu dem, was Jäger als »transkriptive Weiterverarbeitung« bezeichnet (Jäger [Anm. 76], S. 46).

84 Vgl. hierzu Anthony Grafton und Lisa Jardine: »Studied for Action«: How Gabriel Harvey Read His Livy, in: *Past & Present* 129 (1990), S. 30–78, S. 30, wo der Leseprozess als zielorientierte Aktivität ausgezeichnet wird.

85 Vgl. hierzu den interessanten Ansatz von Nicolas Pethes: Actor-Network-Philology? Papierarbeit als Schreibszenen und Vorgeschichte quantitativer Methoden bei Jean Paul, in: *Medienphilologie. Konturen eines Paradigmas*, hg. von Friedrich Balke und Rupert Gaderer, Göttingen 2017, S. 199–224 sowie den von Irmgard Wirtz und Magnus Wieland herausgegebenen Tagungsband: *Paperworks. Literarische und Kulturelle Praktiken mit Schere, Leim, Papier*, Göttingen 2017.

86 Grésillon (Anm. 27), S. 23.

87 Vgl. Jäger (Anm. 76), S. 46.

tern« verwiesen: Während bei Kopfarbeitern »relativ wenige Schreibspuren auf dem Papier erhalten sind, da sie erst spät im Produktionsprozess zur Feder [oder zur Schreibmaschine] greifen«, halten Papierarbeiter fest, »was ihnen durch den Kopf schiesst«. ⁸⁸ So lassen sich bei »prozessorientierten« Papierarbeitern immer schon »textartige Gebilde« finden, »die dann in endlosen Revisionen und Um-Schreibvorgängen« schließlich zu einem publikationsreifen Text führen. ⁸⁹ Damit wird hier in der Beschreibungssprache der Schreibprozessforschung noch einmal *das* explizit gemacht, was zu Beginn als mögliche Sichtweise auf Lesespuren vorgeschlagen wurde, nämlich dass diese Verkörperungen kommentierender Papierpraktiken sind: Papierpraktiken, in denen epistemische oder poetische Zirkulations- und Rückkopplungsdynamiken zum Ausdruck kommen. ⁹⁰

Meines Erachtens liegt es nahe, Grésillons und Latours Konzepte der ›Papierarbeit‹ zusammenzudenken – und die Kategorie des Papierarbeiters (respektive der Papierarbeiterin) nicht nur auf Schreibprozesse, sondern auch auf Leseprozesse anzuwenden. So sind die Anstreichungen Thomas Manns in den Büchern seiner Bibliothek Inskriptionen, die zu Indizien für eine bestimmte Form der Papierarbeit im Rahmen des Leseprozesses werden. Insofern spielt Papierarbeit, verstanden als »Aktivität des Schreibens auf Papier und der Inskription«, ⁹¹ eine zentrale Rolle in allen möglichen Operationen von Produktionsprozessen – und zwar weniger was das Papier als Trägermaterial betrifft, sondern vielmehr was die Aktivität der Inskription betrifft, die, etwa bei digitaler Textarbeit, auch ohne Papier stattfinden kann. In eben diesem Sinne stellt Latour fest, dass »das meiste, was wir Verbindungen im Geist zuschreiben, [...] durch [das] erneute Mischen von Inskriptionen erklärt werden kann«. ⁹² Möglicherweise haben wir es hier mit einer Reprise von Barthes' »mêler les écritures« zu tun, ⁹³ wobei ich vorschlagen möchte, das ›Mischen‹ bei Barthes und Latour nicht nur auf Geschriebenes zu beziehen, sondern auch auf Geschriebenes, das gelesen wurde. Mit anderen Worten, das, was Latour als ›Mischen von Inskriptionen‹ bezeichnet, lässt sich meines Erachtens auch auf *Lesespuren* anwenden, sodass diese als *Leseschreibspuren* thematisch werden.

88 Grésillon (Anm. 27), S. 16.

89 Ebd.

90 Latour (Anm. 13), S. 296.

91 Ebd., S. 262.

92 Ebd., S. 286.

93 Barthes (Anm. 41), S. 43.

V Ausblick: Ein Vierphasenmodell von Lese- und Schreibproduktivität

Im Vorangegangenen habe ich versucht, Schreibprozessforschung und Schrifttheorie, Schreibprozessforschung und Zeichentheorie, Editionstheorie und *Actor-Network*-Theorie miteinander ins Gespräch zu bringen. Dabei wurde deutlich, dass die Frage nach den produktiven Lesespuren vor dem Hintergrund produktiver Schreibprozesse zu stellen ist. Lesespuren sind Indizien von Mobilisierungs- und Rückkopplungsprozessen, die Aktivitäten des Lesens in Aktivitäten des Schreibens transformieren – und umgekehrt. Bleibt zu fragen: Was heißt in diesem Zusammenhang Produktivität? Wie hängen Lesen und Schreiben, Text-Werdung und Gedruckt-Werden, Avant-Text und Text zusammen? Ich möchte ein Modell literarischer Produktionsprozesse vorschlagen, das insgesamt vier Phasen umfasst:

(1) Der Protagonist der *Lesephase* ist – wenig überraschend – der *Lecteur*. Er liest Bücher – und macht sich mitunter Notizen. Diese Notizen kann er an den Rand der Bücher, die er liest, schreiben. Er kann aber auch ein Notizheft oder Karteikarten benutzen. Die Anmerkungen und Anstreichungen im Buch sind genauso Lesespuren einer produktiven Lektüre wie die Notizen und Exzerpte auf einer Karteikarte. Im Fall von Anstreichungen oder Anmerkungen im Buch hat man es mit Lesespuren als Inskriptionen zu tun. Diese Inskriptionen können eine Markierungsfunktion haben, wenn sie

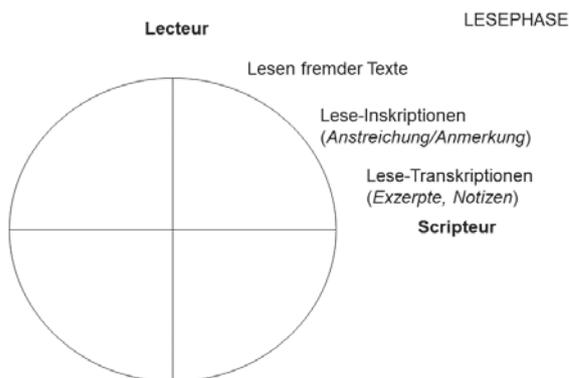


Abb. 3: Phase 1

Textstellen zur produktiven Weiterverarbeitung markieren: Dann handelt es sich bei den Inskriptionen um Indices, die die Textstelle im Vorgriff auf eine künftige intertextuelle Bezugnahme markieren. Heißt: in der Phase des Avant-Textes werden fremde Texte durch bestimmte Indices als *künftige Prätexte* einer intertextuellen Bezugnahme ausgezeichnet. Diese Inskriptionen können als Spuren einer produktiven Lektüre – etwa im Rahmen eines Rechercheprojekts – gedeutet werden. In eben diesem Sinne stehen in dieser Phase Lesespuren als *avant-textuelle Inskriptionen* an der Schnittstelle von Leseprozessen und Schreibprozessen.

(2) Der Protagonist der *Schreibphase* respektive des Schreibprojekts ist der *Scripteur*. Er oder sie produziert Inskriptionen in Form von Skizzen und Entwürfe, die dann in vielen Schritten der transkriptiven Weiterverarbeitung (Stichwort Rückkopplungsschleife) überarbeitet, umgeschrieben und gekürzt werden. Die Schreibphase ist also eine Phase inskribierender und transkribierender Produktivität. In diese Phase fällt auch das Umarbeiten von Exzerpten zu Textbausteinen, also das, was man im Anschluss an Barthes und Latour als Mischen der Schriften respektive als Mischen der Inskriptionen bezeichnen könnte. Allerdings muss man die eigenen Inskriptionen durchgelesen haben, um zu wissen, wie und mit was man sie ›mischen‹ soll. Insofern kann man sagen: Die Schreibphase zeichnet sich dadurch aus, dass der *Scripteur* Inskriptionen produziert, die er als *Ego-Lecteur* liest und anschließend transkriptiv überarbeitet.

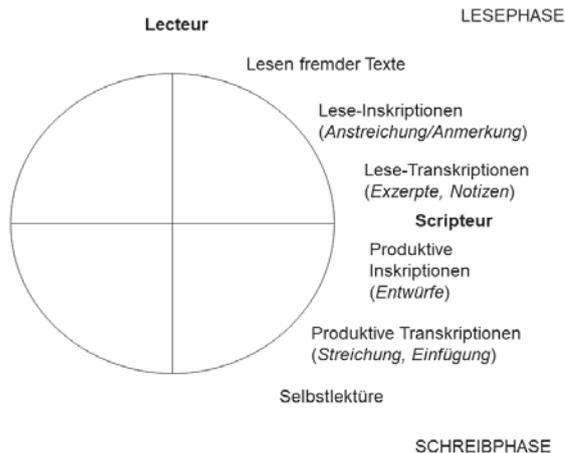


Abb. 4: Phase 2

(3) Vor dem Akt des Druckens, der die Phase der Textwerdung abschließt (und damit die Phase des Avant-Text beendet), liegt die Phase des ›Bald-Etwas-Publiziert-Haben-Werdens‹. Im Rekurs auf Roger Chartier möchte ich diese Phase der Textwerdung als *Publikations-Phase* bezeichnen, in der der *Scripteur* sich schon als *Auteur* fühlt, obwohl er noch nicht gedruckt wurde. Es handelt sich sozusagen um die Phase des *Proto-Autors*. Sein Schreibprojekt wurde einem Verlag zur Veröffentlichung angeboten und akzeptiert. Womöglich hat ein Lektor – sprich: ein professioneller Leser – die Entwürfe gelesen und hat Ratschläge zur Überarbeitung gegeben. Nun schreibt der Proto-Autor schon im Horizont eines konkreten Publikationsprojekts. Unter Umständen kommt es auch in dieser Phase noch dazu, dass neue Inskriptionen entstehen: zum Beispiel neue Passagen und Kapitel, weil der Lektor dies vorgeschlagen hat. Eben weil diese Phase ganz unter dem Vorzeichen der kommenden Publikationsreife steht, finden hier viele Prozesse der Überarbeitung statt, die mit der letzten Korrekturfahne und dem *imprimatur* ihr Ende finden. Auch dabei entstehen Lesespuren. Für diese Phase kann man sagen: In Erwartung der Publikation wird der Proto-Autor zum Protagonisten einer Phase professionalisierter Produktivität.

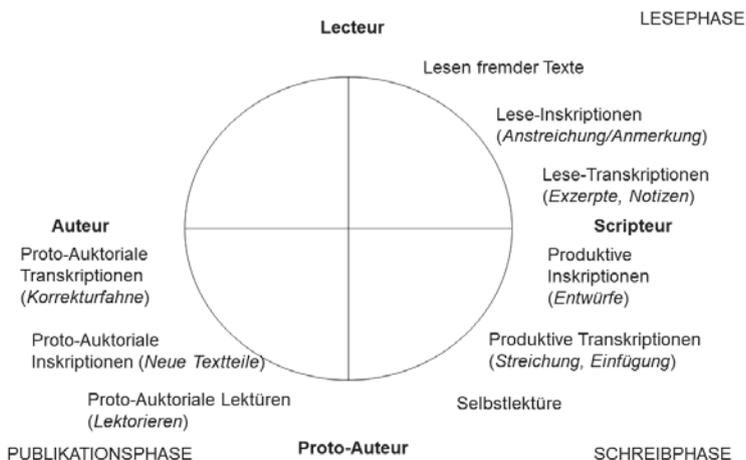


Abb. 5: Phase 3

(4) Nachdem nun sehr ausführlich über die Phasen vor der Veröffentlichung gesprochen wurde, stellt sich die Frage: was geschieht eigentlich, nachdem der Text gedruckt ist? Der Proto-Autor – die Proto-Autorin – bereitet sich

nun darauf vor, als Autor – als Autorin – am Literaturbetrieb teilzunehmen. Wir befinden uns offensichtlich in der *Post-Publikationsphase* respektive in einer Phase des *Après-Textes*. Diese Phase beginnt wieder mit einem Akt auktorialer Selbstlektüre, in der der Autor erste Druckfehler in seinem Buch entdeckt, die er verärgert anstreicht – es entstehen also erneut Lesespuren, diesmal in Form von *Après-Inskriptionen*. Dann wird die Autorin von ihrem Verlag auf Lesereise geschickt – sie soll aus ihrem Buch vorlesen – und macht daher Anmerkungen in ihrem Buch. Ihre Anstreichungen werden zu *Vorlesespuren*. Nach der Lesung wollen etliche Anwesende die Bücher der Autorin kaufen, und bitten um ein signiertes Exemplar: Es entstehen erneut Inskriptionen, die man eventuell als *après-epitextuelle* Schreibspuren bezeichnen könnte. Die Phase der *Après-Textualität* zeichnet sich dadurch aus, dass der Autor nun zum Protagonisten einer Vermarktungs-Strategie geworden ist – es handelt sich mit anderen Worten um eine Phase professionalisierter Post-Produktivität. Bis irgendwann die Idee für ein neues Buch entsteht – dann beginnt der Kreislauf wieder von vorne.

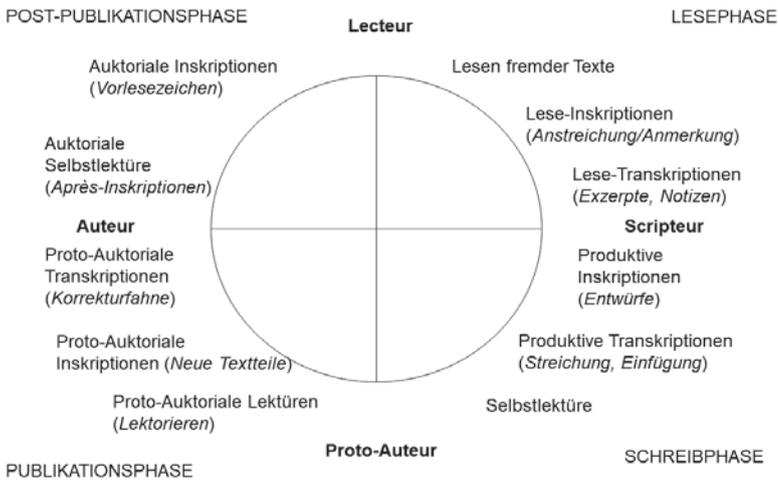


Abb. 6: Phase 4

Magnus Wieland

Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs

Angestrichene Stellen entpuppen sich verdächtig oft als die unbedeutendsten, leider oft als die, die sich, auch ohne Anstreichung, ganz besonders leicht einprägen lassen.

Wolfgang Holbein: *Zur Pathologie der Randanstreichungen*

Annotation: Kritische Vorbemerkung

Autorenbibliotheken bergen ein Versprechen. Sie wecken die Hoffnung, durch das Studium der Leseexemplare und Lektürespuren einen privilegierten Zugang zum schöpferischen Prozess zu erhalten und die Genese eines Werks quasi ad fontes nachzuverfolgen. Diese Erwartungshaltung wird von der doppelten Prämisse geleitet, dass es sich bei auktorialen Lesepraktiken um produktive oder kreative Lektüren handelt und dass sich diese auch materiell sichtbar im jeweiligen Leseexemplar niederschlagen. Zweifellos finden sich solche Beispiele von Büchern als rege bearbeiteter Inspirationsquelle, und solche Exemplare werden gerne auch prominent vorgezeigt.

Der Umgang mit Autorenbibliotheken in toto lehrt indes auch, dass solche Vorzeige-Exemplare eher die Ausnahme darstellen. Philippe Arbaizar spricht diesbezüglich vom »mythe des bibliothèques d'écrivains« und zweifelte schon in den Anfängen des marginalen Forschungsgebietes daran, dass sich aus Lektürespuren eine »philosophie de la création« ableiten lasse, da sich mitunter für den Autor nachweislich wichtige Bücher gar nicht in seiner Bibliothek auffinden oder diese entgegen allen Erwartungen keine Markierungen enthalten.¹ Und selbst wo sichtbare Lesespuren vorkommen, sind sie häufig kaum signifikant, weil es sich bloß um flüchtige Graphismen handelt, deren Zeichencharakter höchst prekär ist. Solche »Border Lines«, wie ich sie nennen möchte, befinden sich in zweifacher Hinsicht am »Rande

1 Philippe Arbaizar: *La bibliothèque de l'écrivain*, in: *Les bibliothèques au XX^e siècle 1914–1990*, hg. von Martine Poulain, Paris 1992 (*Histoire des bibliothèques françaises* 4), S. 10–31; hier S. 11 u. S. 26. Ähnlich argumentiert auch Dirk Werle: *Autorschaft und Bibliothek*, in: *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen 2018 (*Kulturen des Sammelns. Akteure – Objekte – Medien*, Bd. 2), S. 33.

des Sinnzusammenhangs: Zum einen ist damit ihr Ort an den Rändern des typographischen Textkontinuums auf einer Druckseite bezeichnet, zum anderen ist damit auch ihre semantische Unschärfe gemeint, welche es oft erschwert, einen direkten Sinnzusammenhang zu erschließen. Es handelt sich in diesen Fällen weniger um *Annotationen* im klassischen Sinne, das heißt: um verbale Randanmerkungen, sondern um reichlich diffuse und schwer entzifferbare *Inskriptionen*.²

Systematisch-historischer Teil: Von der Annotation zur Inskription

Solche ›Border Lines‹ scheinen insbesondere ein Phänomen des 20. und 21. Jahrhunderts zu sein, was mit der Veränderung auf dem Buchmarkt wie auch mit veränderten Lesegewohnheiten zusammenhängt. Bücher werden im Laufe der Zeit zusehends erschwinglicher, weil sie günstiger produziert werden, was sowohl Einfluss auf die Buchqualität als auch auf das Kauf- und Leseverhalten hat. Tendenziell werden weitaus mehr Bücher gekauft als tatsächlich gelesen; zugleich sinkt mit den Preisen auch die Achtung vor dem Objekt, was wiederum zu breitflächigen oder nachlässigen Formen der Anstreichung führen kann, auch deshalb, weil die billig produzierten (Taschen-)Bücher oft nicht mehr mit einem großzügigen Satzspiegel ausgestattet sind, der ausführliche Randkommentare erlauben würde.

Im Rückblick auf die Buchgeschichte ließe sich diese Entwicklung tentativ so umschreiben, dass die Annotationen zusehends *inskriptiv* werden. Das heißt: Sie vermindern ihren verbalen Charakter und treten als materielles Ereignis hervor. Die skrupulösen und substanziellen Randbemerkungen, die das Gelesene in einen erweiterten Sinnzusammenhang stellen, weichen vermehrt graphischen Spuren, deren semantische Bezugnahmen oft nur schwer zu erschließen sind. Diese Entwicklung lässt sich anhand von vier Phasen oder vier Epochen illustrieren, in denen jeweils eine bestimmte Art der Annotation vorherrschend war. Diese Einteilung ist – wie jeder Versuch einer Systematisierung – natürlich hochgradig streitbar, dient hier aber in erster Linie als heuristisches Modell einer qualitativen Veränderung von

2 Zu diesem Terminus und seinen semiologischen Implikationen siehe den Beitrag von Uwe Wirth in diesem Band. Für das hier entwickelte Verständnis ist vor allem der Umstand relevant, dass Inskriptionen »unabsichtliche Zeicheneffekte« mit sich führen, die im Unterschied zu Annotationen oder Transkriptionen »nicht lesbar« sein müssen, dem Sinnbildungsprozess also auch Widerstände entgegensetzen können.

Lesespuren im Laufe der Zeit. Damit ist jedoch nicht impliziert, dass sich die Phänomene nahtlos ablösen, vielmehr finden sich frühere Formen auch später noch. Das Modell will lediglich den historischen Moment markieren, wo der Wandel im Medium Buch neue Annotationspraktiken evoziert.

1) Integrale Annotation in der mittelalterlichen Buchkultur: Vor der Erfindung des Buchdrucks waren Annotationen noch keine allographen Zusätze, sondern integraler Bestandteil der handgeschriebenen Codices: Die Annotation gehört mit zur Komposition des Textes dazu. Der Text, den die gelehrten Mönche in den Skriptorien kopierten, wurde von ihnen während der Abschrift mit erläuternden Anmerkungen versehen. Dabei sah man bei der Anfertigung der Schriften (Inkunabel und auch Kodex) breite Randspalten an den Außenrändern vor. Sie dienten für nachträgliche handschriftliche Einträge. Jeder Abt eines Klosters behielt sich nämlich vor, die Heilige Schrift nach seiner Auffassung oder Auslegung anders zu interpretieren. Und das konnte man am einfachsten auf den breit angelegten äußeren Randspalten.³

2) Systematische Annotation: Mit der Verbreitung des Buchdrucks systematisiert sich im Laufe der humanistischen Gelehrtenkultur der Umgang mit Texten zu einer durch Lehrbücher auch weitgehend codifizierten Annotationspraxis: »l'humaniste est fondamentalement un annotateur de livres«.⁴ Die Marginalien und Merkzeichen dienen der wissenschaftlichen Auswertung und Strukturierung von gedruckten Texten, die nach dem Muster von *loci communes* oder rhetorischen *Topoi* vorgenommen wird. Annotiert wird, was im Hinblick auf spezifische Materien »notabil« ist, weshalb die markierten Inhalte auch »notabilia« genannt wurden.⁵ Die annotierende Lektüre diente demnach dem Sammeln von Text- und Belegstellen zur Verwendung für die eigene Textproduktion. Über die Technik des Annotierens wurde auf diese Weise ein Buch ins nächste transformiert. Für diese Phase der systematischen Annotation ist auf William H. Shermans Studie über

3 Claudine Moulin: »Zwischenzeichen«. Die sprach- und kulturhistorische Bedeutung der Glossen, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, Bd. 2, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Berlin und New York 2009, S. 1658–1676; sowie Dies.: Rand und Band. Über das Spurenlesen in Handschrift und Druck, in: Marginalien in Bild und Text. Essays zu mittelalterlichen Handschriften, hg. von Patrizia Carmassi und Christian Heitzmann, Wiesbaden 2019, S. 19–59.

4 Jean-Marc Chatelain: Humanisme et culture de la note, in: Le livre annoté, hg. von Jean-Marc Chatelain, Paris 1999 (Revue de la Bibliothèque nationale de France 2), S. 26–36; hier S. 27.

5 Ebd., S. 31.

Used Books im England der Renaissance zu verweisen, der auch schon vereinzelt Beispiele für individuelle Kommentare und Marginalien bringt, wie sie besonders seit dem 18. Jahrhundert typisch werden.⁶

3) Individuelle Annotation: Das 18. und 19. Jahrhundert kann als eigentliche Blütezeit der Marginalie bezeichnet werden. 1832 wurde nicht nur der Begriff »Marginalia« durch Samuel Taylor Coleridge geprägt, die Marginalie avancierte nachher gerade zu einem literarischen Genre. Neben Coleridge hat etwa auch Edgar Allan Poe seine Randanmerkungen zu Büchern publiziert. Paul Valéry wiederum publizierte dann seinerseits Anmerkungen zu den Marginalien von Poe in Buchform. Die Marginalie fungierte in erster Linie also nicht mehr wie bei den Humanisten als persönliches Textverarbeitungssystem (als Gedächtnisstütze und Merkzeichen), sondern war, wie H. J. Jackson in seiner Studie zur Marginalie ausführt, »prepared for someone else to read«.⁷ Das hängt auch damit zusammen, dass Bücher damals noch stärker in Freundeskreisen zirkulierten und deshalb die Marginalien mitunter spezifisch adressiert waren. Man wollte sich durch scharfsinnige Annotation gegenüber anderen als möglichst geistreicher Leser profilieren. Nach Jackson zeichnen sich solche persönlichen Marginalien durch folgende Merkmale aus: »economy, because of constraints of space, and wit, for related reason; an individual voice, because marginalia in the past few centuries have become increasingly personal«.⁸

4) Habituelle Annotation: Die Personalisierung der Annotation verstärkt sich, wobei sich die individuelle Buchbearbeitung im Laufe des 20. Jahrhunderts von ihrer dialogisch-kommunikativen Funktion zu einer habituellen Praxis wandelt. Und hier beginnen die eigentlichen »Border Lines«. Denn die Gewohnheit führt dazu, dass Bücher in erster Linie für sich selbst bearbeitet werden, wobei sich »non-interpretive markings«⁹ und non-verbale Merkzeichen wie Unterstreichungen und Anstreichungen häufen, die einzelne Stellen graphisch hervorheben, ohne inhaltlich darauf zu reagieren. Entsprechend bleibt oft ungewiss, wie solche rein graphischen Markierungen

6 William H. Sherman: *Used Books. Marking Readers in Renaissance England*, Philadelphia 2008.

7 H. J. Jackson: *Marginalia. Readers Writing in Books*, New Haven und London 2001, S. 227.

8 Ebd., S. 209 f.

9 Catherine C. Marshall: *Annotation. From paper books to the digital library*, in: *Proceedings of the 2nd ACM International Conference on Digital Libraries (1997)*, S. 131–140; hier S. 139: »Readers make many kinds of non-interpretive markings, including the elusive kinds of highlighting and underlining that mark progress through a difficult text as the reader focuses his or her attention.«

zu bewerten sind, was sie zu bedeuten haben und welcher Stellenwert ihnen im Lektüreprozess überhaupt zukommt, insbesondere dort, wo sie gehäuft auftreten, wie etwa wenn ganze Textflächen mit Anstreichungen oder dem Leuchtstift markiert werden, was angesichts der materiell wertlosen Bücher oft ohne große Sorgfalt geschieht. Darin sieht Jackson einen wesentlichen Unterschied zur Marginalie des 18. und 19. Jahrhunderts: »Finally we hope to see signs of mental life in the annotator. It may be the absence of vital signs, not just unsightliness, that makes yellow highlighter so discouraging.«¹⁰ Das Buch im 20. Jahrhundert ist kein gesellschaftlicher Luxusartikel mehr, sondern ein gleichermaßen gewöhnliches wie persönliches Arbeitsinstrument, das vollkommen frei und oft eben auch nur ephemeral inskribiert wird.

Hugo Loetscher bestätigt aus eigener Erfahrung den unklaren Status solch habitueller Inskriptionen. Er bezeichnet die angestrichenen Stellen in seinen Büchern als »melancholische Anthologie verpasster Gedanken«. Obwohl oder gerade weil er beim Akt des Lesens eifrig anstreicht, fallen die meisten Markierungen dem Vergessen anheim:

Natürlich kommt man lange nicht auf alle Stellen zurück, die man sich am Rande gemerkt hat. Der Grossteil geht mit den Büchern in das Exil – auf die Bücherbretter. Welche Verbannung und welcher Vorratsraum stellt eine Bibliothek in dieser Hinsicht dar. Und welche Überraschung, wenn man ein Buch herausnimmt. ›Merkwürdig, das fand man einmal bemerkenswert! – Richtig, wie konnte man sich auch nicht mehr an diesen Satz erinnern.‹ Fremde Notierungen, als begegnete man einer Jugendfreundin. [...] Was einmal leidenschaftlich notiert wurde, ist eine beiläufige Notiz geworden.¹¹

Loetscher verweist damit auf die Relativität und Kontingenz vieler Inskriptionen, die über den Moment ihrer situativen Entstehung keine weitere Bedeutung haben, mit dem Effekt, dass er sich in den Lesespuren selbst als fremde Person gegenübertritt.¹² Eine Erfahrung, die ansatzweise schon

10 Jackson (Anm. 7), S. 210.

11 Hugo Loetscher: Mit dem Bleistift gelesen, in: Du Nr. 12 (1960), S. 59–60; hier S. 60. Ähnliche Vorbehalte äußert auch Javier Marías: Lesen mit dem Stift, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (15. 10. 2008), S. 33: »In anderen Fällen kann ich mich zwanzig Jahre später nicht mehr daran erinnern, was ich mit einer Unterstreichung einmal gemeint haben könnte.«

12 Ebd., S. 60: »Wie man sich selbst überrascht beim Durchsehen eigener Notierungen, so machen einen die Notierungen anderer neugierig. Seien es Bücher, die man entlehnt hat, oder antiquarische Bücher. Die Lektüre ist gebrochen, reflektiert, indem man

Edgar Allan Poe artikuliert, als er sich wünschte, »es mög' eine fremde Hand gewesen sein, welche dermaßen gehaust hatte in diesen meinen Büchern«. ¹³

Eine solche Begegnung mit allographen Lesespuren entspricht exakt der Position des Erforschers von Autorenbibliotheken. Mit Niklas Luhmann ließe sich von einer Beobachterposition zweiter Ordnung sprechen: Als Leser von Leseexemplaren befindet man sich in der Position eines Beobachters zweiter Ordnung. Das heißt: Man kann beobachten, welche Beobachtungen ein Autor am gelesenen Buch angestellt hat, wobei ›beobachten‹ bei Luhmann in Rekurrenz auf das Formenkalkül von Spencer Brown auch ›markieren‹ bedeutet. Beobachten heißt immer eine Unterscheidung treffen: »Draw a distinction.« In Luhmanns Worten: »Der Beobachter zweiter Ordnung beobachtet [...] Unterscheidungen, und zwar Unterscheidungen, mit denen die Beobachter erster Ordnung [...] etwas hervorheben.« ¹⁴ Wer Stellen in einem Buch markiert, hebt graphisch und materiell etwas im Text hervor, indem er – wiederum in der von Luhmann verwendeten Terminologie von Spencer Brown – einen *marked space* (die annotierte Stelle) von einem *unmarked space* unterscheidet. Während der Autor als Beobachter erster Ordnung den *unmarked space* als blinden Fleck aus seiner Wahrnehmungsperspektive notwendig ausschließt, lässt sich für den Beobachter zweiter Ordnung genau diese Unterscheidung wieder beobachten. Gemäß Luhmann ist diese Beobachterperspektive zweiter Potenz auch mit einem Wechsel von Was-Fragen zu Wie-Fragen verbunden: ¹⁵ Wo für den Autor zumindest im momentanen Akt der Lektüre entscheidend sein mag, *was* er im Text markiert; stellt sich für den Beobachter eines solchen Annotationsverhaltens immer auch die Frage, *wie* markiert wurde resp. wird. (Das gilt – als Beobachter seiner selbst – mitunter auch für den Lesenden, wenn er bspw. eine bestimmte Annotationsmethodik ausbildet oder reflektiert.) Damit erweitert sich der Skopus von einem allein inhaltlich motivierten Interesse an den markierten Stellen zu einem allgemeinen Verständnis über den habituellen Umgang mit Büchern. Dabei gerät auch der *unmarked space* in den Blick, also derjenige Bereich, der keine sichtbaren Lesespuren trägt, was Luhmann zufolge eine Transformation von Latenzen in Kontingenzen bedeutet. ¹⁶ In Bezug auf Autorenbibliotheken lässt sich das

nicht nur einem Buch, sondern auch gleichzeitig einem Leser folgt, der dieses Buch schon las.«

13 Edgar Allan Poe: Marginalien, in: Das gesamte Werk in zehn Bänden, hg. von Kuno Schumann, Hans Dieter Müller, Olten und Freiburg i. Br. 1976, Bd. 10, S. 715 f.

14 Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1995, S. 149 f.

15 Ebd., S. 147.

16 Ebd.

so verstehen: Dass die Mitberücksichtigung der materiell nicht markierten Textoberflächen (i.e. was dasteht, aber nicht markiert ist) die markierten Stellen in ihrer Relevanz relativieren, insofern sie als kontingente Lektüre erscheinen, die zu einem anderen Zeitpunkt unter anderen Voraussetzungen auch anders hätte ausfallen können. Überlieferungshistorisch betrachtet ergibt sich eine solche Kontingenz auch im Verhältnis der fehlenden zu den vorhandenen Büchern in einer Autorenbibliothek.

Exemplarischer Teil: Fünf Autoren lesen Proust

Mir scheint Luhmanns Konzeptualisierung ein geeignetes Instrumentarium an die Hand zu geben, wie zumindest methodisch mit Negativbefunden in Autorenbibliotheken umzugehen sei bzw. wie diese in eine Analyse von Lese Spuren zu integrieren sind, die sich von einer rein textgenetisch orientierten Perspektive lösen will. Diese eher theoretischen Überlegungen sollen nun mit einer Reihe von Beispielen unterfüttert werden, wobei die Beobachterposition zweiter Ordnung dadurch erweitert wird, dass nicht bloß das Leseverhalten *eines* Autors isoliert betrachtet wird, sondern quasi komparatistisch mit anderen Autoren. Als Vergleichsobjekt benötigt man dafür ein Werk, das in mehreren Autorenbibliotheken vorhanden ist. Bei einer entsprechenden Suche in den Beständen des Schweizerischen Literaturarchivs (SLA) in Bern ergab sich ein vergleichsweise hoher Parallelbefund bei einem Klassiker der Moderne, bei Marcel Prousts *À la Recherche du temps perdu*, was angesichts seines Umfangs von mehreren Tausend Druckseiten doch erstaunt.

Andererseits erstaunt es auch wieder nicht: Gilt Proust doch als writer's writer und die *Recherche*, die im Kern die Entwicklung des erzählenden Ichs zum Schriftsteller beinhaltet,¹⁷ als eines der Bücher, die man gelesen haben muss. Dies war zumindest die extrinsische Motivation von Matthias Zschokke, der sich unlängst die *Recherche* vorknöpfte und seine Lektüre-Eindrücke im Brief-Essay *Ein Sommer mit Proust* festgehalten hat:

Ich versuche mir die Illusion zu erhalten, ein Schriftsteller zu sein, also zu schreiben. Doch das gelingt mir nicht. Also zwingt mich, wenigstens ein halber zu sein, will heißen: ein Leser. Seit einigen Wochen lese ich – endlich – die *Recherche*. Es war nicht länger vertretbar: Ein Mann

17 Einem Bonmot Genettes zufolge lässt sich die *Recherche* in dem einen Satz zusammenfassen: »Marcel devient écrivain« (Gérard Genette: Figures III, Paris 1972, S. 75).

von mehr als sechzig Jahren, der sich – wenn die Rede auf dieses Werk kommt – mit rotem Kopf aus dem Staub macht, weil er meint, es sei eines von jenen, die man gelesen haben müsse, wenn man nicht als blutiger Ignorant enttarnt werden wolle. Doch was für eine Schinderei! Proust ist nichts für mich. [...] Und ich bin sicher, dass es kein guter Roman ist. Und noch sicherer bin ich, dass ich eines der seltenen Exemplare unter den Lesern sein werde, die diesen Jahrhundertroman ganz gelesen haben. All die fanatischen Beifallsklatscher haben nur zwei oder drei Bände gelesen.¹⁸

Leider hat Zschokke sein Leseexemplar noch nicht dem SLA übergeben, das wäre im vorliegenden Kontext sicher aufschlussreich gewesen. Wir müssen uns deshalb mit den Lesespuren von Rainer Maria Rilke, Ludwig Hohl, Gerhard Meier, Kuno Raeber und Friedrich Dürrenmatt begnügen (und mit diesem Befund zugleich einen maskulinen Bias in Kauf nehmen).

1. Beispiel: Beginnen wir mit Rilke, der als Entdecker von Proust in Deutschland gilt. Kaum war der erste Band der *Recherche* erschienen, als der Dichter im Februar 1914 an Hedwig von Bodien vom »unbeschreiblichen Reichtum von Einfällen, seelischen Analogien und intimen Freuden« schreibt und so seiner Faszination für Proust Ausdruck verleiht.¹⁹ Im selben Jahr empfiehlt Rilke seinem Verleger Anton Kippenberg auch, Proust ins Deutsche zu übersetzen.²⁰ Den meisten Bänden der *Recherche* aus Rilkes Besitz ist diese Begeisterung nicht anzusehen, denn sie tragen keine sichtbaren Lesespuren. Insgesamt besaß Rilke fünf Bände der in der NRF erschienenen französischen Ausgabe der *Recherche*, auffälligerweise alle in doppelten Exemplaren, die er sich jeweils zeitnah zum Erscheinungstermin anschafft.

18 Matthias Zschokke: Ein Sommer mit Proust, Göttingen 2017, S. 39.

19 Rainer Maria Rilke: Briefe in sechs Bänden, Bd. 3: Briefe aus den Jahren 1908–1914, hg. von Ruth Sieber-Rilke, Carl Sieber, Leipzig 1939, S. 370 (Nr. 142).

20 Bereits am 3.2.1914 schrieb er an seinen Verleger Anton Kippenberg, den damaligen Inhaber des Insel-Verlages: »Ein *sehr* bedeutendes Buch ist da, Marcel Proust, Du côté de chez Swann (chez Bernard Grasset), ein unvergleichlich merkwürdiges Buch von einem neuen Autor; sollte eine Übersetzung angeboten werden, wäre sie unbedingt zu nehmen; freilich, 500 Seiten des eigensten Ausdrucks und zwei ebensostarke Bände stehen bevor!« (Rainer Maria Rilke: Briefwechsel mit Anton Kippenberg, hg. von Ingeborg Schnack, Renate Scharffenberg, Frankfurt a. M. und Leipzig 1995, Bd. 1, S. 480 [Nr. 345]).

1921 beginnt er kurz nach dem Kauf mit der Lektüre des Bands *Guermantes* und vermerkt auf dem Vorsatzpapier: »lu le 23 et 24 mai, malheureusement jusqu'à fort tard dans la nuit«. ²¹ Rilke, der gerne auch betont, wenn er in einen Schreibrasch gerät, wird offenbar von einem Lesefieber gepackt und liest das Buch fast in einem Zuge durch. Dabei hält er sich auch nicht mit einem Stift auf: Das Exemplar enthält keinerlei Annotationen oder Anstreichungen. Das kann als Beleg genommen werden, dass gerade besonders intensive Lektüren nicht zwingend Spuren hinterlassen. Negativbefunde wie fehlende Annotationen müssen daher nicht unbedingt auf Desinteresse beruhen, sondern können im Gegenteil gerade auch Anzeichen höchster Faszination sein.

Ein leicht anderes Bild vermittelt das Exemplar des sechsten Bandes der *Recherche*, obschon auch hier die Diskrepanz zwischen Lektüreerlebnis und Lesespur bestätigt wird. Im Februar 1924 beginnt Rilke mit der Lektüre des eben erschienenen Band 6 (*La Prisonnière*). Diesmal liest er nicht in einem Zug, sondern etappenweise, wobei er sich Lektüredaten und Seitenzahlen akribisch auf dem Vorsatz markiert. Hier bietet sich auch eine Erklärung für das Phänomen der Doppelexemplare. Das eine Exemplar liest Rilke vom 24. Februar 1924 bis zum Mittwoch, den 27. Februar. Tags darauf reist er ab nach Paris ²² und beginnt die Lektüre nochmals von vorne, allerdings im Zweitexemplar, das offenbar als Reiseexemplar diente und das nun auch stärkere Bearbeitungsspuren aufweist. Offenbar erlaubt die Zweitlektüre eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Text. Am 3. März beendet Rilke die Lektüre zum zweiten Mal und schreibt wenige Tage später an die Fürstin Taxis: »Ein Capitel: ›Der Tod Bergotte's‹ gehört zu den großen Abschnitten der Litteratur überhaupt.« ²³ Interessanterweise ist just diese Stelle im Buch gar nicht angestrichen oder hervorgehoben, vielmehr hat eine andere Passage Rilkes Aufmerksamkeit derart erregt, dass er sie schon vorne beim Lesedatum als »la très importante page 234« hervorhebt. ²⁴ Die Passage ist denn auch diejenige, die im gesamten Buch am stärksten bearbeitet wurde (Abb. 1).

21 Rainer Maria Rilke: Handschriftliche Anmerkung in: Marcel Proust: *À la Recherche du Temps perdu*, Tome IV: *Le côté de Guermantes II (Sodome et Gomorrhe I)*, 3ième éd. Paris 1921 [Sign. SLA Rilke Muz 32].

22 Ingeborg Schnack: Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes 1875–1920. Erweiterte Neuausgabe, hg. von Renate Scharffenberg, Frankfurt a. M. 2009, S. 872.

23 Brief vom 7. März; zit. n. ebd., S. 874.

24 Rainer Maria Rilke: Handschriftliche Anmerkung in: Marcel Proust: *À la Recherche du Temps perdu*, Tome VI: *La Prisonnière (Sodome et Gomorrhe III)*, 19ième éd. Paris 1923 [Sign. SLA Rilke Muz 31].

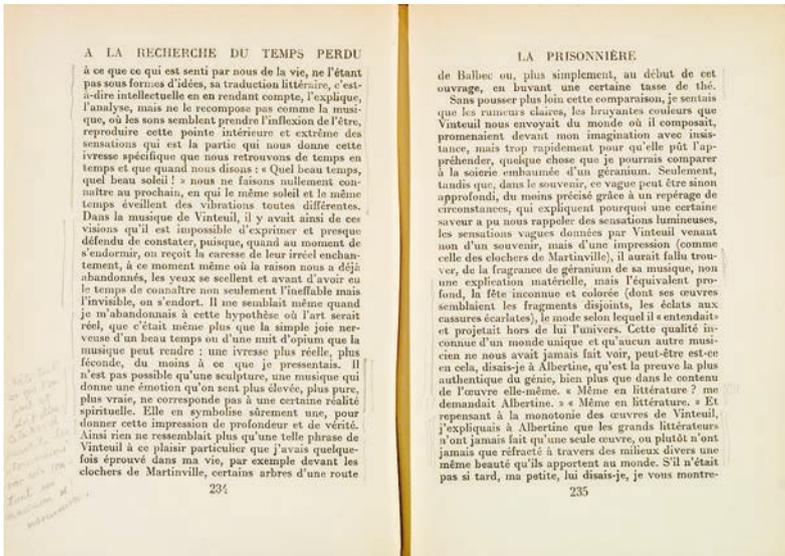


Abb. 1: »la très importante page 234« in Rilkes Leseexemplar von Proust.

Der Ich-Erzähler schildert dort die Empfindung, welche die Sonate des Komponisten Vinteuil in ihm ausgelöst hat: Es ist eine ekstatische, aber auch zugleich höchst individuelle Erfahrung, die sich nicht mitteilen lässt: »Dans la musique de Vinteuil, il y avait ainsi de ces visions qu'il est impossible d'exprimer et presque défendu de constater.«²⁵ Denn, wie es im Text weiter heißt, entsprechen diese Erfahrungen einer höheren spirituellen Wirklichkeit: »Il n'est pas possible qu'une sculpture, une musique qui donne une émotion qu'on sent plus élevée, plus pure, plus vraie, ne corresponde pas à une certaine réalité spirituelle. Elle en symbolise sûrement une, pour donner cette impression de profondeur et de vérité. Ainsi rien ne ressemblait plus qu'une telle phrase de Vinteuil à ce plaisir particulier que j'avais quelquefois éprouvé dans ma vie, par exemple devant les clochers de Martinville, certains arbres d'une route

Diese im Übrigen einzige längere Annotierung – sonst wiederholt Rilke nur sporadisch Stichworte am Rande – affirmiert das Gelesene und erklärt ferner auch, weshalb Rilke sonst auf große Kommentare verzichtet: weil er offensichtlich diese Art der nicht-kommunizierbaren ästhetisch-ekstatischen Wahrnehmung teilt und sie wohl auch bei der Lektüre von Proust so erlebte.

25 Ebd., S. 234.

26 Ebd.

27 Rilke: Handschriftliche Anmerkung, ebd.

Darauf deutet auch eine weitere mehrfach ausgeführte Anstreichung in der Fortsetzung der zitierten Passage hin, als Albertine den Ich-Erzähler fragt, ob diese »qualité inconnu d'un monde unique«, welche die Musik Vinteuils und sein Genie allgemein auszeichne, auch für die Literatur gelte, worauf dieser antwortet: »Même en littérature.«²⁸ Rilke findet bei Proust offenbar ein ästhetisches Konzept bestätigt, das er literarisch selbst vertritt – und dem auch eine Rezeptionsweise entspricht, die sich nicht schriftlich niederschlägt, weil die Intensität des Lektüreerlebnisses gar nicht adäquat inskribiert werden könnte. Die Begeisterung des Lesers materialisiert sich in diesem Fall nur selten am Textrand. Rilkes Proust-Lektüre wäre demnach weitgehend ein Beispiel für fehlende Marginalien, die weder auf Desinteresse geschweige denn Nichtlektüre hindeuten.

2. Beispiel: Ludwig Hohl liest Proust wie Rilke in der französischen Originalausgabe, überliefert ist allerdings nur der zweite Band *À l'Ombre des jeunes Filles en fleurs* in der 18. Auflage von 1919. Im Unterschied zu Rilke ist dieser stark bearbeitet. Ob sich Hohl den Band während seines Aufenthalts in Paris von 1924–1928 gekauft hat, lässt sich schwer sagen. Sehr wahrscheinlich erfolgte die Lektüre aber später, als sich der Autor in Genf niedergelassen hatte. Ein Indiz dafür ist, dass er das Buch offenbar nicht allein liest, sondern zusammen resp. gleichzeitig mit seinem Freund André Ronai, der während des Zweiten Weltkriegs in Genf Zuflucht findet. Auf die gemeinsame Lektüre schließen zwei Annotationen in Hohls Exemplar. Auf Seite 161 notiert er: »Ende des 1. Bandes in Ro's Ausgabe.« Und am Schluss des Buches notiert er Hohl erneut: »= 2 Bd. 142 in Ro's Ausgabe.«²⁹

Den Lesespuren nach war Hohls Auseinandersetzung mit Proust ebenso von Euphorie getragen wie bei Rilke, nur dass sich diese in der Schreiblesepraxis ganz anders artikuliert. Einer Notiz zufolge las Hohl die *Recherche* auch nicht in einem rauschhaften Durchgang, sondern langsam und minutiös: »Proust muß man beim Lesen wirklich *lesen*.«³⁰ Bei Hohl ist eine starke materielle Bearbeitung des Textes immer Ausdruck einer intensiven Auseinandersetzung, unabhängig davon, wie das Leseurteil ausfällt.³¹ Was ihm

28 Ebd., S. 235

29 Ludwig Hohl: Handschriftliche Anmerkung, in: Marcel Proust: *À la Recherche du Temps perdu*, Tome II: *À l'Ombre des jeunes Filles en fleur*, 18^{ième} éd. Paris 1919, S. 161 u. S. 250 [Sign. SLA-Hohl-D-06–3.1.b-82].

30 Ludwig Hohl: Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung, Berlin 2014, S. 236 f.

31 Ebd., S. 234: »Viele Leute meinen, die Bücher seien da, daß man Sorge dazu trage.« / »Besser, daß die Bücher schön bleiben, als daß man liest.«

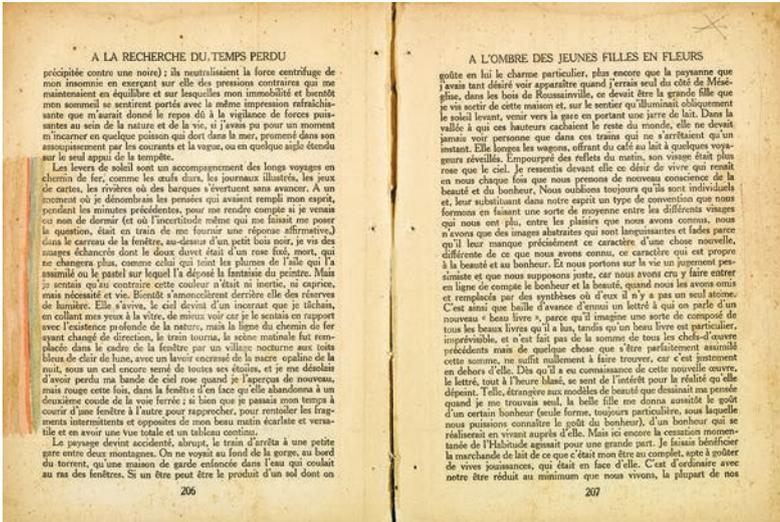


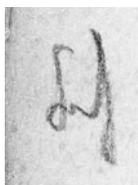
Abb. 2: Der Regenbogen in Hohls Leseexemplar von Proust.

missfällt, das reißt er gelegentlich direkt aus dem Buch; was ihm besonders gefällt, behandelt er hingegen mit fast buchkünstlerischer Sorgfalt – wie hier eine Passage aus der Recherche, die mit einem regenbogenartigen Spektrum versehen wird, mit der Hohl auf das im Text evozierete Kolorit reagiert (Abb. 2):

[...] dans le carreau de la fenêtre, au-dessus d'un petit bois noir, je vis des nuages échanrés dont le doux duvet était d'un rose fixé, mort, qui ne changera plus, comme celui qui teint les plumes de l'aile qui l'a assimilé ou le pastel sur lequel l'a déposé la fantaisie du peintre.³²

Neben solchen ornamentalen Inskriptionen, die Ausdruck einer emphatischen Textzuwendung sind, deren Bedeutung aber oft unklar bleibt, ist für Hohl typisch, dass er fremde Texte in erster Linie auf seinen eigenen Denkkosmos und Bücherkanon hin liest. Deshalb finden sich auch in der Recherche Querverweise auf ihm wichtige Autoren, wie bspw. Spinoza; es

32 Hohls Leseexemplar von Proust (Anm. 29), S. 206; dort ist ferner auch vom »ciel rose«, vom »village nocturne aux toix bleus de clair de la lune« sowie »de la nacre opaline de la nuit« die Rede. Gemäß mündlicher Auskunft von Clément Fradin handelt es sich bei dieser Passage um eine klassische Schullektüre in französischen Gymnasien. Es ist jedoch zu bezweifeln, dass Hohl die Bekanntheit dieser Passage bewusst und sie deshalb ausschlaggebend war für die farbige Markierung.



finden sich aber auch Stellen, die er direkt mit seiner Sigle markiert. Gemäß H. J. Jackson gehört der Besitzervermerk zur gewöhnlichsten Form der Annotation.³³ Normalerweise erfolgt der Besitzervermerk auf der Titelseite und nicht wie hier mitten im Buch. Hohl will offenbar nicht das Buch als physisches Objekt als sein Eigentum markieren, sondern den Gedanken an der ›signierten‹ Stelle für sich beanspruchen, zu seinem geistigen Eigentum erklären. Deshalb versieht er ihn mit seiner Sigle. Was wie ein ›unfriendly takeover‹ in der Nähe zum Plagiat aussieht, entspricht jedoch Hohls poetischem Verständnis, das zwischen Lesen und Schreiben keinen kategorischen Unterschied kennt und deshalb auch Zitate aus Fremdtexen zum eigenen Werk zählt, sofern sie mit seiner Denkweise übereinstimmen.³⁴

Hohl verknüpft damit sein eigenes Werk direkt mit der Lektüre, wie auch an zwei weiteren Passagen ersichtlich wird, die mit »Die Elfen« annotiert sind. Hohl verweist damit auf einen Abschnitt in seiner frühen Publikation *Nuancen und Details*.³⁵ Es handelt sich also um einen inversen intertextuellen Verweis: Die Stelle bei Proust ist weder Auslöser noch gedankliche Inspiration, vielmehr erkennt Hohl darin retrospektiv einen Bezugspunkt zu seinem Prosastück »Die Elfen«, das von der Macht der menschlichen Vorstellung- oder Einbildungskraft handelt. Wie bei Rilke ist die annotierte Stelle deshalb besonders bemerkenswert, weil sie gewissermaßen Hohls eigene Lektürepraxis reflektiert:

Mais qu'on songe plutôt à tant d'écrivains qui, mécontents du morceau qu'ils viennent d'écrire, s'ils lisent un éloge du génie de Chateaubriand, ou évoquant tel grand artiste dont ils sont souhaité d'être l'égal [...], se remplissent tellement de cette idée de génie qu'ils l'ajoutent à leurs propres productions en repensant à elles, ne les voient plus telles qu'elles leur étaient apparues d'abord, et risquant un acte de foi dans la valeur de leur œuvre se disent: »Après tout!«³⁶

33 Jackson (Anm. 7), S. 19: »Ownership marks are far and away the commonest form of annotation.«

34 Hohl (Anm. 30), S. 230: »Jedenfalls ist wirkliches Lesen dem Schreiben näher als alles andere.« Siehe dazu auch Werner Morlang: Ludwig Hohl als Leser, in: Ludwig Hohl »Alles ist Werk«, hg. von Peter Erismann, Rudolf Probst und Hugo Sarbach, Frankfurt a. M. 2004, S. 193–203, insb. S. 200 mit der Bemerkung, dass Hohl »das Zitieren in die Nähe des kreativen Schreibens« rücke.

35 Ludwig Hohl: *Nuancen und Details*. Frankfurt a. M. 1975, S. 51–53.

36 Proust (Anm. 29), S. 51.

Proust formuliert hier eine fast schon parodistische Inspirationstheorie, derzufolge der Fremdeinfluss aus der Lektüre nicht etwa zum kreativen Stimulans, sondern zur Selbsttäuschung über das eigene kreative Vermögen wird. Wie bei Rilke so ergibt sich auch hier bei Hohl ein merkwürdiger Echoeffekt, der das Gelesene zugleich in einen Kommentar zur Lektüre verdoppelt. Zumindest gleicht Hohls Aneignung von Proust partiell dem an dieser Stelle beschriebenen Prinzip, eine fremde Genialität dem eigenen Text zu unterlegen. Nur dass Hohl dieses Prinzip gewissermaßen auf rekursive Weise praktiziert: Er liest in den Text von Proust seine eigene Genialität hinein – und markiert jene Stellen, an denen sie Bestätigung findet.

Bei Hohl lässt sich somit beobachten, was beim Fokus auf eine rein produktive Lektüre oft übersehen wird: Dass Autoren bei der Lektüre nicht bloß zu neuen Ideen angeregt werden, sondern oft auch eigene Ideen in den Büchern wiedererkennen. Denn eine Lesebiographie erfolgt selten synchron zur Entstehung eines Werks, vielmehr ist davon auszugehen, dass nicht allein im Vorfeld der Werkentstehung, sondern auch nach Werkabschluss einem Autor plötzlich Bücher in die Hände geraten, die zwar thematisch höchst relevant sind, aber nicht mehr produktiv einbezogen werden können, und deshalb die Intertextualität weniger durch inhaltliche Bezugnahmen als durch graphische Inskriptionen markieren.

3. Beispiel: Gerhard Meier las die *Recherche* in gemischten Ausgaben, teilweise in den Bänden der edition suhrkamp von 1978, ergänzt durch die Bände der deutschen Erstausgabe bei Suhrkamp und Rascher. Der letzte Band des Romanzyklus ist bei Meier erstaunlicherweise nicht vorhanden, zumindest nicht überliefert, denn nach eigenen Angaben habe er die *Recherche* viermal gelesen: zweimal von hinten nach vorne und zweimal von vorne nach hinten.³⁷ Für Gerhard Meier, der sich »unter den deutschsprachigen Gegenwartsautoren [...] am unverschlüsseltesten zu Proust bekannt hat«,³⁸ gehört die *Recherche* zum engen persönlichen Kanon: zu seiner – wie es Peter Hamm einmal formulierte – »existenzielle[n] Grundausstattung«.³⁹ Sein erstes Lektüreerlebnis war ähnlich rauschhaft wie dasjenige Rilkes. Im

37 Gerhard Meier/Werner Morlang: Das dunkle Fest des Lebens. Amrainger Gespräche. Köln, Basel 1995, S. 365.

38 Rainer Moritz: Kein Murks. Gerhard Meiers Proust-Aneignung, in: Neue Zürcher Zeitung (14./15. 6. 1997), S. 66.

39 Peter Hamm: Im monochromen Zeitenraum, in: Die Zeit (5. 4. 1996), zit. n. Gerhard Meier: Werke, Bd. 4: Ob die Granatbäume blühen. Nachträge, verstreute Texte und Materialien, hg. von Werner Morlang, S. 298–303; hier S. 300.

Gespräch mit Werner Morlang schildert er sein Erweckungserlebnis mit folgenden Worten:

Bei Proust bedurfte es ungefähr zwanzig Jahre, bis ich mich getraute, ein Buch von ihm zur Hand zu nehmen, und da half erst noch der Zufall mit. Ich durfte 1971 im Pro Helvetia-Haus in Carona (Tessin) einen Arbeitsurlaub verbringen, und dort befand sich in der Bibliothek die siebenbändige Ausgabe der »Suche nach der verlorenen Zeit«. Nachdem ich meine Hemmungen überwunden hatte, griff ich eines Nachts den letzten Band heraus und las dann die zweite Hälfte des Buches, also den Schluß des Riesenromans, bis in den Morgen hinein. Das war für mich eines der großen Leseerlebnisse, ich war ganz, ganz berauscht.⁴⁰

Angeblich hat Gerhard Meier seitdem über Jahrzehnte jeden Tag vier Seiten Proust gelesen, also eine rituelle, man könnte fast sagen monastische Lektüre gepflegt, die durch ein verlangsamtes Lesetempo sich intensiv in die Mikrostrukturen des Textes einliest. Den Büchern ist beides anzusehen: der regelmäßige Gebrauch ebenso wie die fast sakrale Zuwendung zum Text. Äußerlich wirken die Bücher stark abgenutzt und zerlesen, während der Text inwendig kaum bis gar keine Lesespuren aufweist. Das kann als besondere Ehrfurcht vor dem Text aufgefasst werden, der nicht durch irgendwelche Inskriptionen beschmutzt oder entweiht werden soll. Hier scheint – gerade gegenteilig zu Hohl – die Unversehrtheit des Textes Zeichen höchster Wertschätzung zu sein. Was Meier von der Lektüre als Merkstelle festhalten will, notiert er lediglich mit feinen Bleistiftstrichen hinten ins Buch: mit inhaltlichem Stichwort und der entsprechenden Seitenzahl. Über alle Bände der *Recherche* verteilt, nicht alle tragen Lesespuren, sind es insgesamt 18 Stellen, die auf diese Weise hervorgehoben sind, wovon fünf zusätzlich auf der entsprechenden Seite durch einen feinen seitlichen Bleistiftstrich markiert sind – wie zum Beispiel die Beschreibung von Odettes Chrysanthemen,⁴¹ die als Zitat dann auch direkt in eine Lektüreszene von Meiers Tetralogie *Baur und Bindschädler* einfließt.⁴²

Im Stil einer solchen Blütenlese sind praktisch alle intertextuellen Bezüge bei Gerhard Meier beschaffen: Es sind direkte Zitate und deshalb »auf

40 Meier/Morlang (Anm. 37), S. 365.

41 Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit II: Im Schatten junger Mädchenblüte*, übers. v. Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M. und Zürich 1960, S. 253.

42 Gerhard Meier: *Baur und Bindschädler. Roman*, Bern 1987, S. 348. Der gesamte dritte Teil des Romans, aus dem auch die zitierte Stelle stammt, steht unter einem Motto von Proust.

den ersten Blick nichts mehr als nette Versatzstücke«,⁴³ die der Autor vom einen Buch ins andere überträgt, und dabei nicht irgendwie verarbeitet, sondern – wie so oft bei Meier – in direkte Lese-Szenen einbettet. Insofern erstaunt es nicht, dass hier eine hohe Kongruenz zwischen Intertext und Inskription, d. h. zwischen Proust-Zitaten im Werk und Markierungen im Lesetext, zu beobachten ist. Was sich Gerhard Meier in seinen Exemplaren hervorhebt, findet sich als offen markierte Zitat-Montagen auch so in seinem Werk wieder. Die Autorenbibliothek bietet insofern keinen Mehr- bzw. Erkenntniswert gegenüber dem literarischen Text. Die Inskriptionen verhalten sich weitgehend redundant zu Meiers Zitationsweise, sie führen materiell bloß zur Evidenz, was aus der Fiktion schon bekannt ist. Aus diesem Grund machen die Proust-Bände aus Meiers Besitz fast den Anschein präparierter Leseexemplare, weil sie so exakt auf das literarische Werk abgestimmt sind und dadurch die fiktionalen Lektüreszenen in der Lebenswelt des Autors spiegeln. Somit wäre die Autorenbibliothek bei Gerhard Meier weniger als Quelle, sondern mehr als Verdoppelung seiner Poetik zu betrachten, welche die Osmose zwischen Literatur und Leben, das Meiers Schreiben prinzipiell prägt, noch an den Rändern der Bücher fortschreibt. In einem Falle zumindest lässt sich die Nachträglichkeit der Inskription belegen. Es ist auch der einzige Fall, wo die randseitige Anstreichung mit einer Annotation einhergeht: »Urs Stäubli, 12. 2. 91« (Abb. 3).⁴⁴ Dabei handelt es sich um keine Bemerkung zum markierten Text, sondern um einen Verweis auf den Brief des befreundeten Komponisten Urs Stäubli vom 12. Februar 1991, in dem exakt die markierte Stelle zitiert wird. Damit schreibt Meier eine fremde Lektüre nachträglich in sein Lese-Exemplar ein, wie er es vielleicht auch mit den fiktionalen Lese-Szenen gemacht hat.

Wie bei Hohl kehrt sich hier aber das Verhältnis zwischen Lektüre und Schreiben um: Die Bibliothek dient nicht nur oder nicht mehr als Einflussquelle fürs Werk, sondern gleichsam als lebensweltliche Erweiterung des Werks – eine Art Artefakt, das die fiktional beschriebenen Lese-Szenen materiell bestätigt.

4. Beispiel: Wie Gerhard Meier so erklärt auch Kuno Raeber Proust zu einem seiner Säulenheiligen, allerdings nicht öffentlich, sondern vor allem in Brie-

43 Moritz (Anm. 38), S. 66.

44 Meiers Leseexemplar von Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit V: Die Gefangene, übers. v. Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M. und Zürich 1956, S. 237 (Nachlass Gerhard Meier im Schweizerischen Literaturarchiv, Bern).

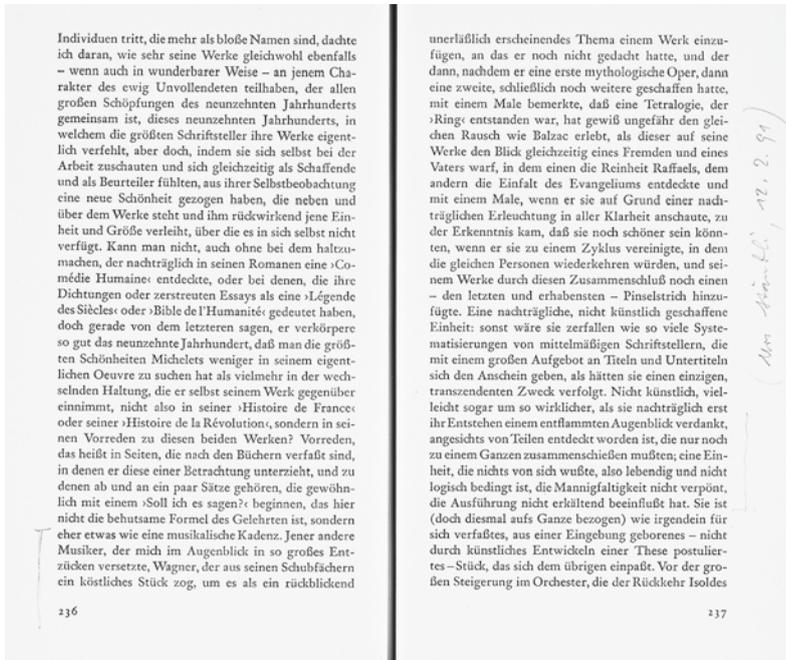


Abb. 3: Das markierte Briefzitat in Gerhard Meiers Leseexemplar von Proust.

fen und Tagebuchaufzeichnungen finden sich verschiedentlich Aussagen, welche der Bewunderung des Autors nachhaltig Ausdruck verleihen. In einer Notiz vom 13. Februar 1956 zählt Raeber »Marcel Proust« u. a. neben Thomas Mann und Ezra Pound zu den »großen Vorbilder[n], die man sich nicht genug einprägen kann«. ⁴⁵ Im Mai desselben Jahres heißt es: »Von Proust zu lernen, nicht genug an ihm zu bewundern: wie jeder Gegenstand, den er anrührt, Poesie wird. Die Welt ist ihm Poesie.« ⁴⁶ Und in einem Brief an Thomas Räber vom 4. November desselben Jahres betont er nochmals, Proust habe ihm bei der Erkenntnis geholfen, »dass es schlechterdings keinen Bereich gibt, in den ich geistig einzudringen imstande bin, den ich, mit der Seele und den Sinnen betreten kann, der nicht zum Gedicht werden könnte, den ich nicht [...] ins Gedicht ziehen kann«. ⁴⁷ Angesichts dieser auch

⁴⁵ Kuno Raeber: Werke, Bd. 6: Aus dem Nachlass I: Tagebücher, Korrespondenz, hg. von Christiane Wyrwa, Matthias Klein, München 2010, S. 221.

⁴⁶ Ebd., S. 226.

⁴⁷ <https://www.kunoraeber.ch/lyrik/index.php/material/briefe/item/6468-an-thomas-raeber-4-11-1954>.

poetologischen Bedeutung, die dem Werk und der Lektüre Prousts beigemessen wird, ist es verwunderlich, wie in Raebers Dichtung entgegen seiner eigenen Wahrnehmung »der Proustsche Einfluss« kaum »spürbar« ist.⁴⁸

So wenig wie sich Raeber öffentlich zum Vorbild Proust bekennt, so wenig sind auch konkrete Anleihen in seinem Werk zu finden. Die einzige Stelle, wo explizit auf die *Recherche* Bezug genommen wird, ist in der postum erschienenen Erzählung *Bilder Bilder*, und dort nicht etwa in poetischer Anspielung, sondern – ähnlich wie bei Gerhard Meier – als Bildungszitat der Figur Lena, um sie als reichlich bemühte Kulturtouristin zu entlarven: »Und Lena, noch bevor sie am Portal der Kirche anlangten, hatte schon, beflissen, die ›Suche nach der verlorenen Zeit‹ zitiert, die Stelle, wo ›The Stones of Venice‹ erwähnt wird.«⁴⁹ Im Unterschied zu Meier zeigt ein Blick in die entsprechende Stelle von Raebers Leseexemplar jedoch: Sie trägt keine Markierung. Es ist also zu vermuten, dass in diesem konkreten Einzelfall die Autorenbibliothek nicht als Quelle für das ohnehin allgemein geläufige Bildungszitat diente; und daraus könnte man schließen, dass Raeber generell nicht in intertextueller Hinsicht angestrichen hat, um sich die Stellen später literarisch anzueignen, sondern um sich als Leser in der *Recherche* zu orientieren. Mit anderen Worten handelt es sich bei Raeber weniger um eine produktive Lektüre, obwohl er mit dem Stift in der Hand gelesen hat.

Im Vergleich zu den anderen untersuchten Autoren weisen die Exemplare von Raeber am meisten Lesespuren auf, allerdings handelt es sich – auch dies im Unterschied zu den anderen Autoren – ausschließlich um non-verbale Merkzeichen. Es handelt sich insgesamt um 133 Stellen, die Raeber mit mal kürzeren, mal längeren, aber stets vertikal geführten Bleistiftstrichen randseitig markiert hat (Abb. 4). Gemessen am Gesamtumfang der *Recherche* ist das natürlich immer noch verschwindend wenig, zeugt aber immerhin von einem relativ konstanten Leseinteresse. H. J. Jackson bezeichnet in seinem Buch *Marginalia* An- und Unterstreichungen als »signs of attention«:⁵⁰ Wer beim Lesen den Stift randseitig mitlaufen lässt, der steuert damit auch seine Aufmerksamkeit bei der Lektüre. Wertet man die Striche zunächst einmal quantitativ aus, dann lässt sich feststellen, dass die Aufmerksamkeit bei Raeber im Laufe der Proust-Lektüre sukzessive gestiegen ist: Finden sich im ersten Band der *Recherche* noch keine Anstreichungen, sind es

48 Raeber (Anm. 45), S. 506.

49 Kuno Raeber: *Bilder Bilder*, in: *Werke*, Bd. 4: *Romane und Dramen*, hg. von Christiane Wyrwa, Matthias Klein, München, Wien 2004, S. 315–552; hier S. 433.

50 Jackson (Anm. 7), S. 28.

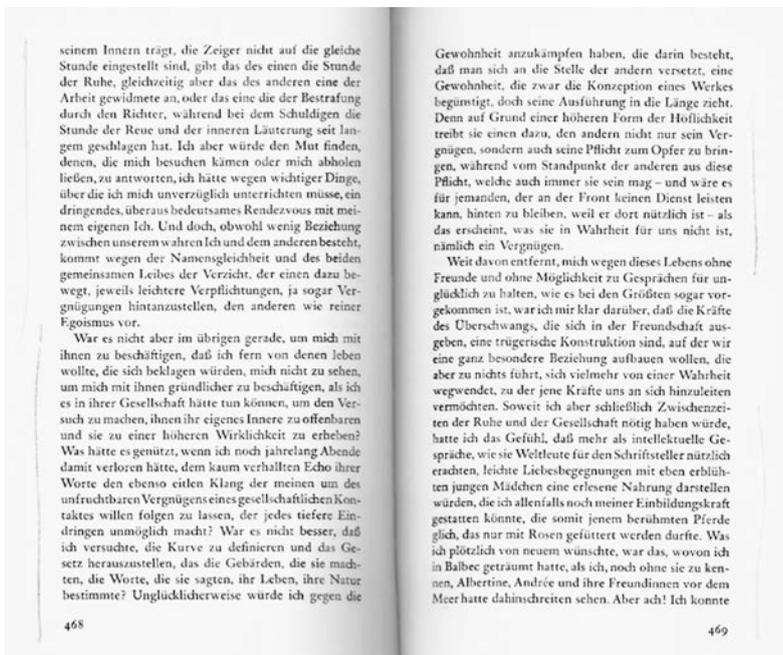


Abb. 4: Kuno Raebers »signs of attention«.

in den nachfolgenden Bänden 5, 18, 15, 24, 27 und im letzten schließlich 44 Anstreichungen (darunter auch zwei Doppelstriche und eine dreifache Markierung).⁵¹

Dass sich die Anstreichungen gegen Ende intensivieren, kann einerseits daran liegen, dass sich die Gewohnheit des Anstreichens fast schon automatisiert hat, dass sie lockerer von der Hand geht; es könnte aber auch am Text liegen,⁵² zumal der letzte Band der *Recherche* überdurchschnittlich viele Kernsequenzen und poetologische Schlüsselstellen enthält. Tatsächlich scheint Raeber, wenn man alle angestrichenen Stellen in Betracht zieht, vorwiegend dort Markierungen vorzunehmen, wo sich der Text in irgendeiner Weise verdichtet. Das können einerseits inhaltliche Verdichtungen sein, wo eine Etappe der Erzählung zusammengefasst oder wo auf das Erzählte

51 Raebers Leseexemplar von Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, übers. von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M. und Zürich 1957 (Nachlass Kuno Raeber im Schweizerischen Literaturarchiv, Bern).

52 Zu entsprechend methodischen Überlegungen eines textinduzierten Annotationsverhaltens siehe den Beitrag von Manuel Bamert in diesem Band.

reflektiert wird; andererseits reagiert Raeber immer auch auf poetologische oder philosophisch-räsonierende Passagen, besonders wo sie ins Sentenzenhafte übergehen.

Was in dieser Statistik nicht berücksichtigt ist, ist die Länge der Anstreichung – zuweilen führt Raeber den randseitigen Strich über mehrere (maximal bis zu vier) Seiten – und ebenfalls nicht die wenigen Mehrfachanstreichungen, die im letzten Band vorkommen: Zwei Stellen streicht Raeber doppelt an (eine davon gekreuzt), eine weitere ist sogar dreifach markiert, was angesichts von Raebers Bearbeitungsverfahren als Emphase gewertet werden muss, wie überhaupt Raebers Anstreichungen stillschweigend das Epitethon ›wichtig‹ mit sich führen. Wichtig jedoch nicht in persönlicher Sicht im Hinblick auf Raebers Werk oder Biographie (mit Ausnahme vielleicht der die Homosexualität betreffenden Stellen). Wie aus dem Kontext hervorgeht, streicht Raeber nahezu konsequent Stellen im Text an, die intersubjektiv als wichtig gelten können. Damit machen Raebers Markierungen zwar die Dynamik des Textes einigermäßen sichtbar, über seine eigenen Leseinteressen teilen sie jedoch kaum etwas mit. Mehr noch verlieren sie sich sogar ins Unspezifische dort, wo die Striche unterschiedslos über mehrere Seiten geführt werden. Will man das Ergebnis auf eine pointierte Bilanz bringen, so ließe sich sagen: Raebers zwar vergleichsweise aktives, aber letztlich doch uniformes, weil stark habitualisiertes Annotationsverhalten hinterlässt zwar viele Spuren, mit denen aber – produktiv besehen – wenig anzufangen ist.

5. Beispiel: Kommen wir abschließend noch zu Friedrich Dürrenmatt als dem speziellsten Beispiel einer Proust-Lektüre in dieser Reihe. Dürrenmatt hat Proust in derselben Ausgabe, der siebenbändigen Übersetzung durch Eva Rechel-Mertens, wie Raeber gelesen. Für Dürrenmatt war ein Spitalaufenthalt im Oktober 1969 nach einem Herzinfarkt Anlass, sich dem Koloss der Weltliteratur zu nähern, da er Zeit in Hülle und Fülle hatte:

»Such dir Bücher für sechs Wochen aus«, forderte er [sc. der Arzt] mich trocken auf. Ich wählte *Fischers Weltgeschichte*, dreißig Bände, worauf wir mit einem Taxi ins Spital fuhren. Ich fühlte mich elend und niedergeschlagen. Mein Sohn war inzwischen nach Neuchâtel gefahren und mit dem Nötigen schon wieder zurück, unter anderem auch einige Bände Proust, ich hatte ihn bis jetzt nie zu Ende lesen können.⁵³

53 Dürrenmatt: Vallon de l'Ermitage, in: Gesammelte Werke, Bd. 7: Essays, Gedichte, Zürich 1996, S. 923–970; hier S. 957 f.

Dieser Aussage zufolge handelt es sich also nicht um den Erstkontakt mit der *Recherche*; auch geht daraus hervor, dass Dürrenmatt – der ja nur einige Bände im Spital hatte – die *Recherche* sehr wahrscheinlich nicht zu Ende gelesen hat. Lesespuren finden sich nur ganz wenige und die lassen eher auf Desinteresse schließen. Dürrenmatt besaß zwar die gleiche Ausgabe wie Kuno Raeber, hat sie aber nicht mit derselben Konsequenz durchgearbeitet: Auf der Innenseite des vorderen Deckels von Band 1 notiert sich Dürrenmatt mit Bleistift zwei wichtige Stellen, diejenige über Prousts Romanverständnis und die berühmte Passage mit den beiden Kirchtürmen von Martinville, die intradiegetisch den ersten literarischen Versuch des erzählenden Ich darstellen. Das deutet zumindest noch auf ein partielles inhaltliches Interesse hin, das sich dann während der weiteren Lektüre aber verflüchtigt. Anstelle von Inhaltsangaben findet sich in Band 3 an derselben Stelle die Bemerkung: »Gefühl sich ständig unter Sachers zu befinden«, und: »Deckmotive«. ⁵⁴ Dürrenmatt gibt hier offenbar einen allgemeinen Leseindruck wieder, der sich auf Prousts Spiel mit Doppeldeutigkeiten und Anspielungen, die gerade im dritten, relativ zähen Band, der das aristokratische Salonleben mit seinen zahlreichen Fallstricken und Verstrickungen beschreibt, sehr gehäuft auftreten. Ist dieses Votum bereits als Zeichen eines erschwerten Zugangs zum Text zu werten, so signalisiert die Lesespur in Band 4 bloß noch Gleichgültigkeit gegenüber dem Text, weil sie sensu stricto gar keine Lesespur mehr ist: Unter dem Besitzvermerk auf dem fliegenden Vorsatz schreibt Dürrenmatt mit Kugelschreiber ein Dialogfragment aus seinem Mitmacher-Komplex, das offensichtlich keinerlei Bezug zur *Recherche* aufweist, also nicht durch die Lektüre angeregt ist (Abb. 5). ⁵⁵

54 Friedrich Dürrenmatt: Handschriftliche Anmerkung, in: Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit III: Die Welt der Guermantes, Frankfurt a. M. und Zürich 1955 [Sign. SLA-FD-D-01-WZ-P-02/05].

55 »Cop: Sie sind schliesslich gezwungen Reklame zu machen

Boss: Blosser Gerüchte

Cop: Die ganze Stadt spricht von ihrer Tätigkeit

Boss: Die Polizei sollte nicht alles glauben«

Friedrich Dürrenmatt: Handschriftliche Annotation, in: Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit IV: Sodom und Gomorra, Frankfurt a. M. und Zürich 1955 [Sign. SLA-FD-D-01-WZ-P-02/06].

Zur Textgenese des *Mitmacher*-Komplexes allgemein siehe Ulrich Weber: Dürrenmatts Spätwerk. Die Entstehung der »Mitmacher«-Krise. Eine textgenetische Untersuchung, Frankfurt a. M., Basel 2007.

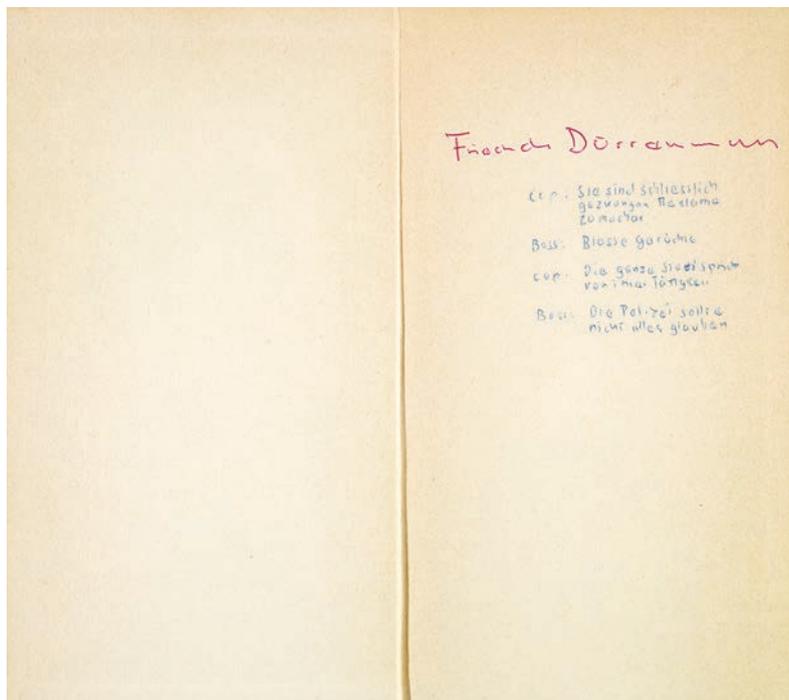


Abb. 5: Die *Recherche* als Dürrenmatts persönliches Notizbuch.

Die Marginalie befindet sich weniger als nur am Rande des Sinnzusammenhangs, sie sagt sich gänzlich davon los. Vielmehr ist Dürrenmatts Nonchalance im Umgang mit dem Text – dass er einen Klassiker der Weltliteratur gerade mal als besseres Notizbuch für eigene Zwecke verwendet – Ausdruck seines Selbstverständnisses als Schriftsteller, selbst wenn man relativierend in Betracht zieht, dass im Spital womöglich gerade kein anderes Notizblatt vorhanden war: Dürrenmatt pflöpft dem Klassiker den eigenen Einfall auf. Für die Annotation selber spielt der Kontext ihrer Niederschrift keine Rolle: der Zusammenhang zwischen Notiz und Notizträger ist gänzlich arbiträr. Insofern ist die Inskription von Dürrenmatt Beispiel einer Marginalie jenseits des Sinnzusammenhangs. Von einer produktiven *Lektüre* kann hier jedenfalls nicht gesprochen werden.

Schlussbemerkung: Inskription und Impression

Ich komme zum Schluss respektive zu den Schlüssen, die man aus dieser Beispielreihe ziehen kann. Aus textgenetischer Sicht ist das Ergebnis weitgehend enttäuschend ausgefallen: Der einzig überraschende Fund eines Entwurfs bei Dürrenmatt steht gänzlich arbiträr zum Ort seiner Inskription und ist deshalb als Annotation wenig aussagekräftig. Jedenfalls handelt es sich nicht um einen aus der Lektüre generierten Einfall. Solche direkt aus der Lektüre empfangenen Ideen sind auch in den anderen vier Beispielen nicht zu finden. Rilkes Inskriptionen gehen über die Affirmation des Textes nicht hinaus, Hohls Bearbeitungsspuren sind ebenfalls stark identifikatorisch, diejenigen von Gerhard Meier weitgehend redundant bzw. identisch mit den bekannten Intertexten, den nonverbalen Anstreichungen von Kuno Raeber fehlt wiederum eine über die Werkrezeption erkennbare produktive Ausrichtung.

Dennoch scheint mir die Untersuchung nicht gänzlich ergebnislos, gerade wenn wir sie aus der Perspektive einer vergleichenden Beobachtung zweiter Ordnung betrachten, welche auch Negativbefunde als Aussagewert mitberücksichtigt. Die Lese-Exemplare verraten in dieser Hinsicht zwar wenig über Proust als mögliche Einflussquelle, dafür umso mehr über das Selbstverständnis der Proust lesenden Autoren: Wie sie sich im Klassiker verorten, wie sie sich zu ihm verhalten, wie sie sich in die Bücher einschreiben und welche Auswahl sie dabei treffen, wie sie den Text markieren oder (um nochmals Luhmann zu bemühen) in einen *marked space* und einen *unmarked space* unterteilen. Und diese Beobachtungen sind mitunter aufschlussreicher als rein intertextuelle Nachweise. Dirk van Hulle greift in diesem Zusammenhang auf das Konzept der »cultural negotiation« zurück und überträgt es auf die Interpretation von Lesespuren in Autorenbibliotheken.⁵⁶ Lesen, verstanden als kulturelle Unterhandlung, bedeutet zugleich weniger und mehr, als Texte bloß zur Grundlage der eigenen Textproduktion zu nehmen und nach verwertbaren Informationen und Zitaten zu durchforsten.⁵⁷ Weniger deshalb, weil das Konzept auch niederschwellige

56 Dirk van Hulle: *Modern Manuscripts. The extended Mind and creative Undoing from Darwin to Beckett and beyond*, London 2014, S. 5: »an author's personal library, his notes and multiple drafts are a valuable aspect of both the context and the author's self-presentation, and therefore constitute an important element in his cultural negotiation«. Van Hulle bezieht sich dabei auf ein Konzept von Luc Herman, Bart Vervaeck: *Narrative Interest as Cultural Negotiation*. In: *Narrative* 17/1 (2009), S. 111–129.

57 Zur Bibliothek als Navigationsraum siehe auch die dazu grundlegende Studie von Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln 2000.

Lektüren einschließt, die sich nicht produktionsästhetisch auswirken; mehr deshalb, weil dadurch Faktoren der Lesemotivation in den Blick geraten, die nicht allein schreibprozessural und teleologisch bestimmt sind.

Insofern sind Lesespuren nicht zwingend nur Befunde einer produktiven Lektüre, sondern zunächst einmal materielle Indizien einer vielschichtigen Verhandlung mit dem gelesenen Text, die Aufschluss darüber geben können, wie ein Autor diesen Text in seinem kulturellen Horizont verortet, ohne dass damit bereits eine Verwertungsabsicht verbunden sein muss. Im Gegensatz zur Erwartung einer produktiven Lektüre, die gemeinhin an Autorenbibliotheken gerichtet wird, fungiert hier der fremde Text in erster Linie weniger als Inspirationsquelle, aus der neue Ideen generiert werden, denn als Projektionsfläche oder besser vielmehr Inskriptionsfläche, in welcher sich der lesende Autor einschreibt.⁵⁸ Das gilt noch, wie ich zu zeigen versucht habe, für Gerhard Meier, der zwar direkt Zitate aus der *Recherche* ins eigene Werk übernimmt, aber gerade dadurch seine annotierten Proust-Bände als lebensweltliche Erweiterung der fiktionalen Lese-Szenen installiert.

Will man diese Beobachtung verallgemeinern, so ließe sich sagen, dass dasjenige, was sich materiell in die Bücher einschreibt, nicht immer kongruiert mit dem, was den Büchern entnommen wird. Oder nochmals anders formuliert: Was den stärksten Eindruck im Leser hinterlässt, muss – eben gerade weil sich der Eindruck direkt im Lesegedächtnis festsetzt – gar nicht eigens angestrichen werden. Genau ein solches Lektüreverständnis wird nicht zuletzt in der *Recherche* entwickelt – die ja nicht zuletzt auch ein Buch der Transformation von Lektüre in Literatur ist. An entscheidenden Lese-Szenen wird die ästhetische Prägung des erzählenden Ichs vorgeführt, und im gesamten Roman werden über 300 Autornamen erwähnt. Die *Recherche* besitzt in diesem Sinn fast den Charakter einer imaginären Bibliothek, gerade auch weil die reale Autorenbibliothek des Autors Marcel Proust nicht überliefert ist.⁵⁹ Man kann in diesem Verschwinden des materiellen Buchs eine Parallele zum Lektüreverständnis sehen, wie es in der Bibliotheksszene am Schluss der *Recherche* zum Ausdruck kommt. Der Ich-Erzähler befindet sich in der mit luxuriösen Prachtausgaben ausgestatteten Bibliothek

58 Insofern wären Autorenbibliotheken zunächst weniger als eine Sammlung von Intertexten anzusehen, sondern als Interaktionsraum für die jeweilige Positionierung und Modellierung von Autorschaft, zumal es mit Dirk Werle zu bedenken gilt, dass eine Bibliothek »in erster Linie Bücher und nicht Texte enthält« und deshalb auch eine Verortung des Besitzers zwischen seinen Buchobjekten voraussetzt. Vgl. Werle (Anm. 1), S. 31.

59 Jürgen Ritte: In Prousts Bibliothek, in: Marcel Proust. Zwischen Belle Epoque und Moderne, hg. von Reiner Speck, Michael Maar, Frankfurt a. M. 1999, S. 71–76; hier S. 72.

des Prinzen von Guermantes und sinniert über den Sinn der Bibliophilie, die sich auf *impressions originales*, also auf die Jagd nach kostbaren Erstaussgaben, kapriziere. In einer sprachspielerischen Wendung bekennt der Erzähler, dass es ihm als Leser nicht um solche Erstdrucke, sondern um die ersten Eindrücke (auf Französisch ebenfalls: *impressions originales*) gehe, die er von Büchern empfangen habe.

Die Erstaussgabe eines Werkes wäre für mich kostbarer gewesen als die anderen, aber ich hätte unter ›Erstaussgabe‹ die verstanden, in der ich dies Werk zum ersten Male las. Ich würde nach ›Originalausgaben‹ [*impressions originales*] suchen, das heißt nach denjenigen, aus denen ich von diesem Buch einen originalen Eindruck [*impression originale*] erhalten hatte, denn die folgenden Eindrücke sind das ja nicht mehr.⁶⁰

Diese Passage unterstreicht einerseits den Wert von Autorenbibliotheken, wie sie andererseits auch auf ihre Grenzen hinweist. Autorenbibliotheken sind in der Regel keine bibliophilen Sammlungen, der Wert ihrer Bücher besteht nicht im antiquarischen Sammelwert, sondern ergibt sich durch ihre Provenienz aus dem Lebens- und Werkzusammenhang eines Autors, auch wenn diese Provenienz häufig immateriell bleibt und sich nicht in den Büchern selber inskribiert. So schreibt Proust weiter auch: Die »Geschichte meines eigenen Lebens« würde »für mich nicht an das materielle Exemplar geheftet sein, sondern an das Werk«,⁶¹ wie es aufgrund des ersten Eindrucks (*impression originale*) in Erinnerung geblieben ist.

Damit liegt ein notwendiger Komplementärbegriff zu demjenigen der Inskription vor: die Impression als dasjenige, was sich bei der Lektüre dem Leser einprägt, was aber nicht zwingend mit dem übereinstimmen muss, was dem Buch bei der Lektüre eingeschrieben wird. Nicht immer kongruieren die ›Inscriptions‹ mit den empfangenen ›Impressions‹.⁶² Die

60 Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit VII: Die wiedergefundene Zeit, übers. von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Zürich 1957, S. 315.

61 Ebd., S. 314.

62 Es stellt sich deshalb die Frage, ob analog zur Unterscheidung von Daniel Ferrer zwischen *bibliothèque matérielle* und *bibliothèque virtuelle* auch zwischen *inscriptions matérielles* und *inscriptions virtuelles* unterschieden werden müsste, um damit gerade den Lektüreeinflüssen, die sich nicht materiell belegen lassen, zumindest in der Theorie mitzuberechnen. Man könnte auch von latenten und manifesten Inskriptionen sprechen, um die Unterscheidung terminologisch wieder an Luhmann und den Latenzbereich des *unmarked space* anzuschließen.

Beispiele haben jedenfalls gezeigt, dass das Fehlen von Annotationen nicht zwingend auf Nichtlektüre oder Desinteresse hindeutet. Es kann im Gegenteil auch immaterieller Beleg für höchste Leseintensität, die so gebannt verläuft, dass der Griff zum Stift bloß hinderlich wäre, oder eine besondere Ehrfurcht vor dem Text sein, die sich jegliche graphischen Eingriffe verbietet. Die These ließe sich abschließend sogar so weit forcieren, dass sich die wirklich produktive Lektüre nur selten in Inskriptionen niederschlägt, dass sich der durch Literatur empfangene Einfluss *gerade nicht* materiell belegen lässt, weil er oft unbemerkt bzw. unbewusst erfolgt oder – wenn Harold Blooms Theorem der Einflussangst in Betracht gezogen wird – von Abwehr- und Verdrängungsmechanismen begleitet ist, die alle keine Spur im Text hinterlassen, sondern unterschwellig weiterwirken.

Wer Einflussforschung betreiben will, ist mit Autorenbibliotheken mitunter schlecht beraten. Was wir von Autorenbibliotheken in erster Linie erfahren können, ist lediglich, welche Spuren die Besitzer in ihnen hinterlassen und wie sie sich lesend selbst darin eingeschrieben haben. Welche Eindrücke sie jedoch produktiv aus ihnen empfangen haben, ist eher im Hinblick auf ihr eigenes Werk als im Rückblick auf die Autorenbibliothek zu beantworten.

Manuel Bamert

Gelesenes Gedrucktes

Textzentrierte Erklärungsansätze zur Entstehung von Lesespuren

Im Jahr 1954, ein Jahr vor seinem eigenen Ableben, verfasste Thomas Mann zum 50. Todestag von Anton Tschechow einen Essay über den russischen Schriftsteller. Wie üblich protokollierte Mann einige seiner vorbereitenden Lektüren für diese Arbeit in seinem Tagebuch, so beispielsweise am 13. Juni: »Las Abends Tschechows packende Erzählung ›Krankenstation N°6.«¹ Seine Lektüre fand indes nicht nur im Tagebuch und später im Essay ihren Niederschlag. Der Tagebucheintrag hat auch eine physische Entsprechung in Manns überliefertem Bücherbesitz, wo die Novelle in einer Ausgabe von 1952 tatsächlich einige Lesespuren aufweist² – und sich damit in guter Gesellschaft befindet: In den Bänden von Thomas Manns Nachlassbibliothek haben sich mehr als 51.600 mit Stiften angefertigte Anstreichungen, 48.300 Unterstreichungen, 21.900 Korrekturen, 5700 Marginalien, 2900 Ausrufezeichen, 2400 Kreuze und 1400 Fragezeichen erhalten. Und das sind nur die häufigsten Zeichenformen. Im Rahmen des Digitalisierungs- und Forschungsprojekts *Produktive Lektüre* an der ETH Zürich wurden in dieser Nachlassbibliothek insgesamt über 143.500 Gebrauchsspuren erfasst.³

1 Thomas Mann: Tagebücher 1953–1955, Frankfurt a. M. 1995, S. 239.

2 Anton Tschechow: Krankenstation Nr. 6 und andere Erzählungen, Berlin 1952, in: Thomas-Mann-Archiv (TMA), Thomas Mann 4286.

3 Das vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierte Projekt besorgte von 2016 bis 2019 die digitale Erschließung der Gebrauchs- und Lesespuren in Thomas Manns Nachlassbibliothek, die sich im TMA der ETH-Bibliothek Zürich befindet. Die Grundlage der genannten quantitativen Angaben ist ein in diesem Projekt entstandenes Konvolut von 4178 XML-Dateien, wobei jede Datei einem physischen Bibliotheksexemplar entspricht. Die Dateien enthalten die exemplarspezifischen bibliographischen Metadaten und die in einem XML-Editor erfassten Phänomene mitsamt Transkriptionen. Nicht in der Datenbasis enthalten sind dabei alle Einheiten der Nachlassbibliothek mit Publikationsjahr 1956 oder später sowie zwei Bände von Jacob und Wilhelm Grimms *Deutsches Wörterbuch* (Signaturen im TMA: Thomas Mann 3850:5 und Thomas Mann 3850:8), deren Erfassung aufgrund extrem vieler Lesespuren (vermutlich alle von fremder Hand) zum Zeitpunkt der Auswertung noch nicht abgeschlossen war. Wenige weitere Exemplare waren zum Zeitpunkt der Erstellung der Datenbasis noch in Überarbeitung; diese Exemplare habe ich bereits einbezogen, da dort nur noch minimale Veränderungen zu erwarten waren. Für diese wie für alle anderen Einheiten ist der Bearbeitungsstand vom 3. 6. 2019 ausschlaggebend.

Nicht jede dieser Spuren ist eine *Lesespur*. Auch andere Praktiken als Lektüren haben in diesem Bestand ihre Spuren hinterlassen, institutionelle An- und Enteignungen etwa.⁴ Gerade von den genannten Zeichenformen lassen sich aber die meisten Phänomene eindeutig auf eine Lektüre des Textes zurückführen, in dessen unmittelbarer Nähe auf der Buchseite sie sich befinden. Allein die Größenordnung der Zahlen lässt darum erahnen, welches Forschungspotential noch in diesem Bestand steckt. Bislang wurde der Bestand erst im Rahmen punktuell fokussierter Untersuchungen ausgewertet, und Lesespuren tauchen damit auch in der literaturwissenschaftlichen Forschung meist nur am Rande auf: in Fußnoten.⁵

Untersucht man nun nicht nur einzelne annotierte Bände und deren Lesespuren, sondern gleich den kompletten Bibliotheksbestand, lassen sich in der Summe der Mikrophanomene bestimmte Makrostrukturen erkennen. Auf allen Ebenen des Bestands – das heißt: Bibliothek, Buch und Seite – kann man bestimmte Bereiche ausmachen, die stärker annotiert sind als andere. So verteilen sich die erfassten Phänomene in der Bibliothek auf nur 64 Prozent der Bibliotheksexemplare. Mindestens 1500 Einheiten enthalten gar keine entsprechenden Spuren. Auf der Ebene der einzelnen Bücher ist die Verteilung nicht gleichmäßiger; auch in annotierten Büchern war in der Regel auf den meisten Seiten niemand mit Stiften zugange. Und wo doch solche Spuren vorliegen, sind jeweils nicht die ganzen Seiten davon betroffen, sondern bestimmte Bereiche. Es stellt sich darum die Frage, warum einige Texte oder Textteile stärker annotiert sind als andere. Warum hat Mann gerade in Tschschows Novellenband Lesespuren hinterlassen, in anderen Büchern hingegen nicht? Und warum auf jenen Seiten und an jenen Stellen, wo sie sich nun befinden?

4 Zur wechselvollen Geschichte des Bestands und zu den enteigneten Exemplaren vgl. Anke Jaspers: Stempel, Schilder, Signaturen. Exemplargeschichten und die Bibliothek von Thomas Mann, in: IASL 46, 2021. Die Bibliothek besteht neben Büchern auch aus Zeitschriften, Typoskripten, Briefen und Weiterem. Wenn nachfolgend verallgemeinernd von Büchern die Rede ist, sind andere Medien in der Regel mitgemeint.

5 Ein Beispiel für eine eingehendere Auseinandersetzung mit Manns Lesespuren ist Franziska Stürmer: »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«. Thomas Manns *Doktor Faustus* und die Shakespeare-Biographie von Frank Harris, Würzburg 2014. Auch Yahya Elsaygha und Elisabeth Galvan haben sich wiederholt mit Manns Lesespuren beschäftigt, etwa in Yahya Elsaygha: Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns *Betrogene* im Kontext, Berlin, New York 2010, und in Thomas Mann: Fiorenza Gedichte Filmentwürfe. Kommentar, Frankfurt a. M. 2014. Alle drei, Stürmer, Elsaygha und Galvan, fokussieren indes jeweils nur wenige, spezifische Bände aus der Nachlassbibliothek.

Die Hypothese, die ich in diesem Beitrag diskutieren möchte, ist die, dass die Texte selbst einen bedeutenden Einfluss auf die Entstehung von Lesespuren und damit auf deren Verteilung haben. Dazu gehe ich zunächst auf die Frage ein, welchen Erkenntniswert Bücher *ohne* Lesespuren haben. Anhand der Beispielfaktoren *Materialität* und *Textsortenzugehörigkeit* plädiere ich anschließend dafür, die Entstehung von Lesespuren nicht nur unter Berücksichtigung der Leser_innen zu deuten, sondern auch die Relevanz von textuellen Eigenschaften zu bedenken, woraus ich resultierend ein textzentriertes Modell zur Entstehung von Lesespuren ableite.

Die (Un-)Sichtbarkeit von Lektüren

Die Verteilung der Lesespuren in Manns Nachlassbibliothek (und nicht nur dort) folgt spezifischen Mustern. Am einfachsten zu erkennen und auch zu erklären sind diese Muster auf Seitenebene. *Wo* die Spuren hinterlassen werden, hängt hier direkt von den materiellen Gegebenheiten ab, da der typographische Weißraum einer Buchseite die Annotationsmöglichkeiten bestimmt. Mit Susanne Wehde lässt sich die Ebene der Buchseite untergliedern in makro-, meso- und mikrotypographische Textstrukturierungsebenen, namentlich den Satzspiegel, den Zeilenverbund und das Wortbild.⁶ Es ist offensichtlich, dass insbesondere Satzspiegel und Zeilenverbund das Hinterlassen von intentionalen Lesespuren direkt beeinflussen. Zwischen den Zeilen ist in der Regel wenig Weißraum, deswegen finden sich dort meist nur Unterstreichungen; wo mehr Platz ist, zum Beispiel am Seitenrand, können auch größere Zeichen entstehen.⁷ Der bekannteste Begriff der Lesespurenforschung, die *Marginalie*, trägt diese Information bereits im Namen.

Komplexer sind die Verteilungsmuster auf der Ebene ganzer Bücher oder Bibliotheken. Zwar gilt natürlich, dass viele Bücher in Privatbibliotheken

6 Vgl. Susanne Wehde: *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*, Tübingen 2000, S. 108.

7 Man kann den unbedruckten Rand rund um gedruckte Texte in diesem Sinn als materielle Entsprechung der Textränder sehen, auf deren Notwendigkeit für den Textzugang Jacques Derrida hingewiesen hat. Erst dank dem Weißraum um den Drucktext herum ist demnach ein Zugang zum Text überhaupt möglich – auch für den an der Lektüre beteiligten Stift. Vgl. zur Paratextualität und Parergonalität bei Gérard Genette und Derrida Uwe Wirth: *Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität*, in: *Deixis. Vom Denken mit dem Zeigefinger*, hg. von Heike Gfrereis und Marcel Lepper, Göttingen 2007 (Marbacher Schriften. Neue Folge, Bd. 1), S. 181–195; hier S. 189 ff.

schlicht darum keine Lesespuren aufweisen, weil sie nie gelesen wurden. Vom Umstand, dass nicht gelesene Bücher keine Lesespuren tragen können, darf man aber nicht den Umkehrschluss ziehen, dass *alle* Bücher ohne Lesespuren *nicht* gelesen wurden.⁸ Hat man einen Text ohne Lesespuren vor sich, gibt es im Hinblick auf eine einzelne Person drei Möglichkeiten: a) die Person hat den betreffenden Text nicht gelesen, b) die Person hat den Text gelesen, aber nicht in der vorliegenden Ausgabe und c) die Person hat die vorliegende Textausgabe *spurlos* gelesen.

Systematisch eruieren könnte man Manns spurlos gebliebene Lektüren nur über ein umfassendes Verzeichnis seiner effektiven Lektüren, was sich über die zahlreichen Lektürezeugnisse in Tagebüchern und Briefen sowie über die Ergebnisse der Quellenforschung immerhin ansatzweise erstellen ließe, und – weit unrealistischer – über ein Verzeichnis der konkreten Textausgaben, die ihm im Laufe seines Lebens zur Verfügung standen. Über einen Abgleich dieser Verzeichnisse ließe sich dann so etwas wie eine Karte der (Un-)Sichtbarkeit von Manns Lektüren erstellen. Ohne dieses unerreichbare Desiderat hingegen bleibt jedes *argumentum ex silentio* im Sinne von »keine Lesespur bedeutet: keine Lektüre« notwendigerweise prekär und höchstens in Einzelfällen zulässig.

Tatsächlich lassen sich umgekehrt in Manns Bibliothek Texte identifizieren, die er mit hoher Wahrscheinlichkeit in den erhaltenen Ausgaben gelesen hat und die dennoch keine oder fast keine Lesespuren aufweisen. Ne-

8 Diese »Regel« stellt Elsaghe indes für Mann auf, um sie dann mit einer Ausnahme sogleich explizit wieder zu entkräften: »Ein Exemplar des Buchs steht sogar in Thomas Manns Nachlaßbibliothek. Es weist aber keine einzige Lesespur auf. Das wäre in der Regel, wie schon angedeutet, ein stichhaltiges Indiz dagegen, daß Thomas Mann es kannte oder zumindest unmittelbar zur Kenntnis nahm. Nur gibt es, wie ebenfalls gesagt, von dieser Regel eine erwiesene Ausnahme; und diese betrifft ausgerechnet ein anderes Buch Neumanns, das Thomas Mann im Zusammenhang mit der Betrogenen nach seinem eigenen Zeugnis aufmerksam gelesen hat, ohne darin doch auch nur eine einzige Spur zu hinterlassen.« Siehe Elsaghe, Krankheit und Matriarchat (Anm. 5), S. 216 f. Das erste von Elsaghe erwähnte Buch ist Erich Neumann: Ursprungsgeschichte des Bewußtseins, Zürich 1949, in: TMA, Thomas Mann 4569; bei der angesprochenen Ausnahme handelt es sich um Apuleius: Amor und Psyche. Mit einem Kommentar von Erich Neumann, Zürich 1952, in: TMA, Thomas Mann 2706. In Elsaghes Nachfolge reproduziert sich die Regel dann zum *argumentum ex silentio* bei Matthias N. Lorenz, wenn dieser schreibt: »Der Thomas Mann-Forscher Yahya Elsaghe geht generell davon aus, dass das Fehlen von Lesespuren bei Thomas Mann eine Nicht-Rezeption impliziert.« Siehe Matthias N. Lorenz: Distant Kinship – Entfernte Verwandtschaft. Joseph Conrads »Heart of Darkness« in der deutschen Literatur von Kafka bis Kracht, Stuttgart 2017, S. 216.

ben dem Neumann-Beispiel, das bereits Yahya Elsaghe genannt hat (siehe Anm. 8), ist da zum Beispiel eine auf das Jahr 1905 vordatierte Novellensammlung von Herman Bang, die nur zwei Anstreichungen aufweist – eine ungefähr in der Mitte der rund 100-seitigen fünften Novelle und eine gegen Ende der sechsten und letzten.⁹ Die fast gänzliche Spurlosigkeit dieser Bang-Lektüren ist nicht nur deswegen bemerkenswert, weil der dänische Schriftsteller gemäß Heinrich Detering »zu den wichtigsten literarischen Anregern des jungen Thomas Mann« gehörte,¹⁰ sondern vor allem auch, weil der betreffende Band durch einen handschriftlichen Besitzvermerk von Mann aus dem Jahr 1904 effektiv als frühes Besitztum gekennzeichnet ist.¹¹

Oder da ist, um ein anderes Beispiel zu nennen, Henrik Pontoppidans zweibändiger Roman *Totenreich*, den Mann wohl am 26. Oktober 1920 beim Münchner Buchhändler Heinrich Jaffe bestellt hat.¹² Am 29. Dezember desselben Jahres vermeldet er im Tagebuch: »Habe jetzt Pontoppidans ›Totenreich‹ begonnen, das mich fesselt.«¹³ Was Mann als fesselnde Lektüreerfahrung beschreibt, hat in den Büchern materiell kaum Spuren hinterlassen. Nur zwei Textstellen im zweiten Band sind von Hand angestrichen, alle anderen Seiten – inklusive des gesamten ersten Bands – weisen keinerlei Annotationen auf.

Ähnlich verhält es sich mit den Büchern von Robert Faesi, mit dem Mann über mehrere Jahre hinweg intensiven Kontakt pflegte.¹⁴ Faesi, der als Germanist verschiedentlich über Mann publizierte, war auch selbst schriftstellerisch tätig, und neben Fachliteratur, Lyrik und einer Rede haben sich in Manns Nachlassbibliothek denn auch zwei seiner Romane erhalten. *Die*

9 Herman Bang: *Excentrische Novellen*, Berlin 1905, in: TMA, Thomas Mann 907.

10 Thomas Mann: *Essays I. 1893–1914*. Kommentar, Frankfurt a. M. 2002, S. 539. Zum Einfluss von Herman Bang auf Mann vgl. überdies Claudia Gremler: »Fern im dänischen Norden ein Bruder«: Thomas Mann und Herman Bang. Eine literarische Spurensuche, Göttingen 2003, darin insbesondere S. 65 ff.

11 Die Erzählungen *Franz Pander* und *Charlot Dupont* konnte Thomas Mann schon vor der Erscheinung des Novellenbands gekannt haben, da sie bereits 1898 beziehungsweise 1899 in der *Neuen Deutschen Rundschau* erschienen sind. Eine der Anstreichungen befindet sich in *Charlot Dupont*, die zweite in *Ihre Hoheit*, einer Novelle, die im betreffenden Band wie die Übrigen zum ersten Mal in der deutschen Fassung abgedruckt wurde. Vgl. Gremler: Fern im dänischen Norden ein Bruder (Anm. 10), S. 336 f.

12 Vgl. Thomas Mann: *Tagebücher 1918–1921*, Frankfurt a. M. 1979, S. 473.

13 Ebd., S. 476.

14 Mann nennt Faesis Namen in den überlieferten Tagebüchern über 80 Mal, darunter sind etliche Erwähnungen von persönlichen Treffen. Faesi wiederum hat den Briefwechsel zwischen den beiden später publiziert (siehe Anm. 16).

Stadt der Freiheit (1944) und *Die Stadt des Friedens* (1952) sind der zweite und der dritte Teil einer Trilogie,¹⁵ die Mann in verschiedenen Briefen an Faesi kommentiert hat.¹⁶ Gelesen hat Mann diese Romane also aller Wahrscheinlichkeit nach, bloß entsprechende Spuren davon finden sich auch in diesen Bänden fast keine: *Die Stadt des Friedens* enthält eine einzige Anstreichung auf Seite 244, *Die Stadt der Freiheit* trägt im Textblock gar keine Annotation, nur auf einem Blatt im Nachsatz eine längere Notiz. Diese Notiz ist insofern vielsagend, als es sich dabei um Textbausteine handelt, in denen Mann ein Urteil über den Roman skizziert. Sie liest sich als eigentlicher Briefentwurf an Faesi, wie er ebenso gut auf einem anderen Medium stehen könnte.¹⁷ Hier dient sie uns aber als Lesespur der anderen Art, die auf die materialübergreifende Dynamik von Lese- und Schreibprozessen aufmerksam macht: Welche Lesespur wo zu stehen kommt und damit überhaupt noch als solche gilt, wirkt im Einzelfall nicht selten völlig kontingent. Gerade anhand solcher Exemplare, die *fast* keine Lesespuren aufweisen, lässt sich jedenfalls besonders gut erahnen, wie häufig Manns Lektüren in weiteren Büchern materiell wohl gänzlich (lese-)spurlos blieben.

Die Entstehung von Lesespuren

Wenn selbst in *gelesenen* Texten Lesespuren unterschiedlich verteilt vorkommen, sich also in einigen viele von ihnen finden, in anderen hingegen fast keine, dann lässt sich die eingangs gestellte Frage nach den Gründen für die Unterschiede noch akzentuieren: Welche Prinzipien und Instanzen sind überhaupt an der Entstehung von Lesespuren beteiligt?

Die bisherige Forschung analysiert Lesespuren meist unter der Prämisse einer starken Abhängigkeit der Spur von der lesenden Person. Lesespuren werden demnach oft als Ausdruck einer individuellen Affektion oder Intention verstanden und ihre Entstehung wird dementsprechend auch perso-

15 Robert Faesi: *Die Stadt der Freiheit*, Zürich 1944, in: TMA, Thomas Mann 3721; Robert Faesi: *Die Stadt des Friedens*, Zürich 1952, in: TMA, Thomas Mann 3728.

16 Siehe dazu die Briefe vom 23.8.1942, 14.6.1946 und 2.12.1952 in: Thomas Mann, Robert Faesi: *Briefwechsel*, Zürich 1962, S. 48 ff., 68 f. und 99 f.

17 Ob Faesi jenes ausführliche Urteil von Mann je vernahm, ist unklar, denn in der Antwort auf Faesis briefliche Nachfrage war Mann ziemlich kurz angebunden: »Die Stadt der Freiheit« – Respekt und Glückwunsch! Soviel Wissen, soviel Urteil – und dabei soviel kreative Unbefangenheit und Frische. Es ist selten und bewundernswert.« Siehe ebd., S. 68.

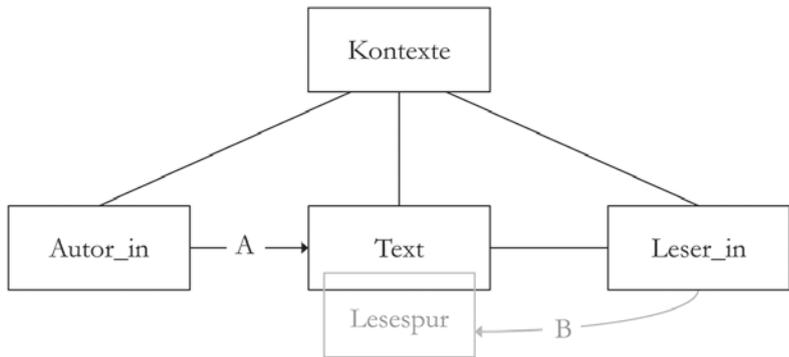


Abb. 1: Eigene Darstellung, basierend auf Tilmann Köppes *Modell der literarischen Kommunikation* (siehe Anm. 19).

nenzentriert gedeutet. Typische Erklärungsansätze für die Entstehung von Lesespuren sind zum Beispiel ein besonderes Interesse oder eine gesteigerte Aufmerksamkeit der lesenden Person an der betreffenden Textstelle.¹⁸ Diese Fokussierung ist insofern naheliegend, als Lesespuren in materieller Hinsicht immer *durch* eine Person entstehen. Doch sollte eine umfassende Lesespurenforschung nicht auf diese Sichtweise beschränkt bleiben.

Ähnlich, wie sich ein literarischer Text über einen alleinigen Bezug auf den Autor oder die Autorin nicht adäquat analysieren lässt, so tut gerade eine literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Lesespuren gut daran, auch deren Entstehung komplexer zu denken und neben der lesenden Person die Bedeutung weiterer Instanzen zu prüfen. Oder im *Modell der literarischen*

18 In diesem Sinne argumentierte schon Wladimir S. Ljublinski, ein Pionier der Lesespurenforschung, wenn er über Voltaires Marginalien schrieb: »Wertvoll ist dieses Material deshalb, weil es dem Forscher neue, ausgiebige Beweise für die wirkliche Denkweise Voltaires liefert, für seinen Geschmack, seine Neigungen und seine Antipathien [...]. Bei aller Polemik in den Publikationen Voltaires [...] sind diese Randbemerkungen allein imstande, uns die komplizierte und widerspruchsvolle Persönlichkeit des Philosophen von Ferney restlos zu offenbaren.« Siehe W. S. Ljublinski: Randbemerkungen Voltaires, in: *Voltaire-Studien*, hg. von W. S. Ljublinski, Berlin 1961 (Schriftenreihe der Arbeitsgruppe zur Geschichte der deutschen und französischen Aufklärung, Bd. 14), S. 75–144; hier S. 76 f. In ähnlich psychologischem Duktus argumentieren in neuerer Zeit noch Dirk van Hulle und Wim van Mierlo, die in Lesespuren einen »direct link to the mind of the reader« suchen, vgl. Dirk van Hulle, Wim van Mierlo: *Reading Notes*. Introduction, in: *Reading Notes*, hg. von Dirk van Hulle und Wim van Mierlo, Amsterdam, New York 2004 (Variants, Bd. 2/3), S. 1–6; hier S. 3.

Kommunikation nach Tilmann Köppe (siehe Abb. 1)¹⁹ veranschaulicht: So, wie die Interpretation eines Textes nicht allein über die Relation A (Autor_in → Text) erfolgen kann, sondern den Einbezug verschiedener Achsen erfordert, so lassen sich die Lesespuren, wenn man sie in dieses Modell integrieren möchte, auch nicht allein über die Relation B (Leser_in → Lesespur) verstehen.

Im Mittelpunkt soll deswegen nachfolgend eine andere spezifische Relation stehen, und zwar der Zusammenhang zwischen Lesespuren und der Charakteristik der Texte, in deren Umfeld diese sich befinden. Es geht demnach um die Beziehung zwischen den zwei Instanzen, die sich im Modell (nicht nur) graphisch überlagern. Dazu gehe ich auf zwei spezifische textuelle Eigenschaften ein: Materialität und Textsortenzugehörigkeit.

Materialität

Spricht man im Rahmen der Lesespurenforschung von *Texten* beziehungsweise *gelesenen Texten*, kommt man um deren materielle Dimension nicht herum, denn gelesen und annotiert werden nie Texte in einem abstrakten Sinn, sondern immer *konkrete* Texte.²⁰ Im Fall von Manns Nachlassbibliothek sind das fast ausschließlich *gedruckte* Texte, wodurch sich für das Verhältnis zwischen der Instanz des Textes und der Instanz der Lesespur eine spezifische materielle Konstellation ergibt. Das Material, an dem sich die Lesespuren manifestieren, ist auf Papier *gedruckter* Text – bezüglich der materiellen Machart von Spuren, die mit Stiften angefertigt wurden, gibt es in der deutschen Sprache hingegen eine terminologische Lücke.

Ein begriffliches Pendant zu ›gedruckt‹ gibt es für die Erzeugnisse von Stiften nicht. Während ›von Hand angefertigt‹ zu unspezifisch ist (auch ein Druck kann ja von Hand angefertigt sein), zielen die Begriffe ›handschriftlich‹ und ›geschrieben‹ mit ihrem expliziten Schriftbezug auf die falsche Kategorie. Wer in Bibliotheken nach Lesespuren sucht, wird mit größter

19 Tilmann Köppe: *Literatur und Wissen. Zur Strukturierung des Forschungsfeldes und seiner Kontroversen*, in: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*, hg. von Tilmann Köppe, Berlin, New York 2011 (*Linguae & litterae*, Bd. 4), S. 1–28; hier S. 2.

20 Zur Unterscheidung von abstrakten (beziehungsweise »virtuellen«) und konkreten Texten, vgl. Heiko Hausendorf, Wolfgang Kesselheim, Hiloko Kato u. a. (Hg.): *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*, Berlin, Boston 2017, darin insbesondere S. 84–96.

Wahrscheinlichkeit auch auf solche *Stiftspuren* stoßen, die nicht als Schrift – jedenfalls nicht als alphabetische Schrift – zu bezeichnen sind, zum Beispiel Unter- und Anstreichungen oder Kritzeleien. Die formale Gemeinsamkeit von handschriftlichen Zeichen wie Notizen mit Unter- und Anstreichungen ist darum nicht das verwendete Zeichensystem, ihre *Schriftlichkeit*, sondern das Medium ihrer Produktion beziehungsweise die daraus erfolgende Art ihrer Materialität. Ich nenne das: ihre *Stiftlichkeit*.

Tatsächlich basieren implizit alle Bemühungen der bisherigen Lesespurenforschung, dichotomisch zwischen *Marginalien* und *Merkzeichen* (beziehungsweise ›geschriebenen‹ und ›stummen‹ Marginalien oder Ähnlichem) zu unterscheiden, auf dem simplen Problem, dass man es neben schriftlichen Lesespuren fast immer auch mit solchen zu tun hat, die nicht schriftlicher Art sind, aber ebenfalls mit Stiften angefertigt wurden.²¹ Diese formale Differenz ist der Grund, warum ich begrifflich und analytisch auch zwischen *Stiften* und *Schreibwerkzeugen* unterscheidet: Mit dieser Unterscheidung soll betont werden, dass viele Lesespuren durch Gegenstände entstehen, mit denen sich schon *verbo* mehr machen lässt als schreiben. So ist ein Schreibwerkzeug ein technischer Gegenstand, in dem, terminologisch und praktisch, in erster Linie das Potential zum Schreiben steckt. Ein Stift hingegen ist bereits etymologisch ein anderer Fall. Im Althochdeutschen bedeutete ›stift‹, ›steft‹ so viel wie »Pflock, Dorn, Zapfen«, im Mittelhochdeutschen »Stachel, Dorn, oberstes Ende, Spitze, Stengel«,²² eine etymologische Verwandtschaft mit *steif* ist wahrscheinlich.²³ Daraus entwickelten sich die zwei heutigen Bedeutungen »kleines stäbchenförmiges Metall- oder Holzteil mit

21 Die Unterscheidung zwischen Marginalien und Merkzeichen findet sich zum Beispiel prominent im *Thesaurus der Provenienzbegriffe*. Vgl. T-PRO Thesaurus der Provenienzbegriffe, in: ProvenienzWiki: https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe (Zugriff am 23.7.2019). Die ältere Unterscheidung zwischen ›geschriebenen‹ und ›stummen‹ Marginalien geht auf die russisch-französische Voltaire-Forschung ab der Mitte des 20. Jahrhunderts zurück. Sie verbreitete sich später in zahlreichen Variationen auch in der deutschsprachigen Forschungslandschaft, zuletzt als Gegensatzpaare »textliche oder sprechende« versus »graphische oder stumme Marginalien« in Marcel Atze: *Libri annotati. Annäherung an eine vernachlässigte Spezies: Hand- und Arbeitsexemplare*, in: *Lesespuren – Spurenlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von sprechenden und stummen Annotationen*, hg. von Marcel Atze und Volker Kaukoreit, Wien 2011 (Sichtungen, Bd. 12/13), S. 11–51; hier S. 21.

22 ›Stift‹, in: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, hg. von Wolfgang Pfeifer, Berlin 1993 (Bd. 2), S. 1362.

23 Vgl. auch ›steif‹, in: ebd., S. 1352, sowie ›Stift‹, in: Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, hg. von Elmar Seebold, Berlin, Boston 2011, S. 885.

vielfacher Verwendungsmöglichkeit« und »Blei-, Zeichen-, Buntstift«. ²⁴ Der Begriff Stift bezieht sich primär also nicht auf die Schreibfunktion, sondern auf ein Formprinzip. Mit anderen Worten: Dem Stift ist das Schreiben nicht eingeschrieben. Wohl lässt sich mit allen Stiften schreiben, aber es ist oft nicht das einzige – und bisweilen nicht einmal das eigentliche –, wozu sie gemacht sind. Bei Bleistiften etwa entscheidet der Härtegrad darüber, wie gut mit ihnen geschrieben werden kann. Und neonfarbene Textmarker werden prinzipiell für andere Zwecke produziert.

Um es auf eine knappe Definition zu bringen: Ein Stift ist ein länglicher, harter Gegenstand, mit dem auf einer Oberfläche Zeichen produziert, modifiziert oder markiert werden können. Realiter können mit Stift und Schreibwerkzeug damit oft dieselben Gegenstände bezeichnet werden, was aber nicht heißt, dass die beiden Begriffe synonym zu verwenden sind. ²⁵ Stifte haben ein ungleich größeres Potential in der praktischen Verwendung – und im Übrigen auch auf einer metaphorischen und symbolischen Ebene. ²⁶

In materieller Hinsicht ist das Verhältnis zwischen Text und Lesespur in Manns Bibliothek demnach meist eine spezifische Konstellation von *gedrucktem* Text und *stiftlicher* Lesespur. Deutlich machen lässt sich die Spezifik dieser Konstellation im historischen Vergleich. So steht mit dem Begriff der *Glosse* für Lesespuren in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften nicht zufällig ein eigener Terminus bereit. Mit den jeweiligen materiellen und medialen Gegebenheiten gehen je unterschiedliche Lektürpraktiken einher. Eine Glosse ist denn auch materiell *und* funktionell anders als eine Lesespur in Privatbibliotheken der folgenden Jahrhunderte. ²⁷

24 ›Stift‹, in: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (1964–1977), kuratiert und bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache: <https://dwds.de/wb/wdg/Stift> (Zugriff am 23. 7. 2019).

25 Schreibwerkzeuge sind definitorisch auch keine Untergruppe von Stiften, da nicht alles, womit geschrieben werden kann, dem Formprinzip von Stiften entspricht (zum Beispiel Schreibmaschinen).

26 Zu denken ist hier nicht zuletzt wiederum an Manns literarisches Werk. So ist der phallische Symbolgehalt der Bleistifte im *Zauberberg* in der Literaturwissenschaft inzwischen Lexikonwissen. Vgl. Günter Butzer, Gerhard Kurz: Griffel/Feder/Bleistift, in: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer und Joachim Jacob, Stuttgart 2008, S. 138–140; hier: S. 139.

27 Mit der Abgrenzung von Glossen gegenüber neueren Formen von Lesespuren soll selbstverständlich nicht negiert werden, dass es zwischen all diesen Phänomenen auch materielle und funktionelle Kontinuitäten gibt. Die Unterschiede sind jedoch derart ausgeprägt, dass die Glossenforschung mit guten Gründen eine eigene spezialisierte Forschungsrichtung bildet. Einen umfassenden Überblick hierüber bie-

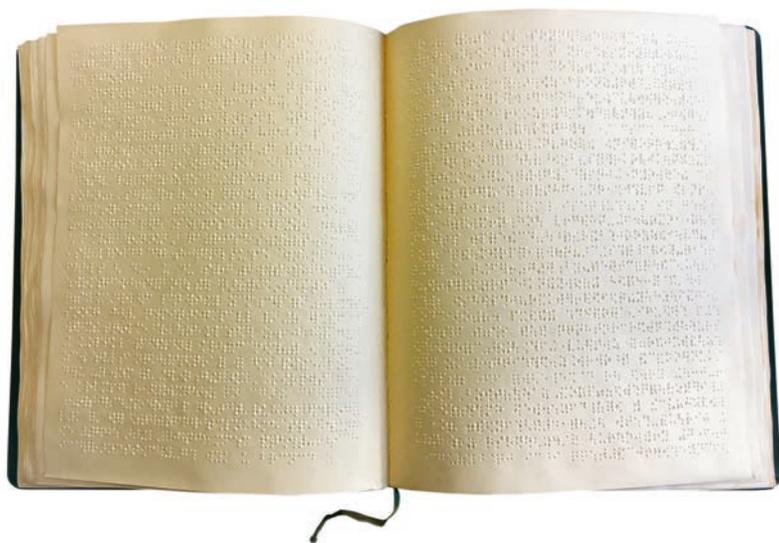


Abb. 2: Eine Ausgabe von *Mario und der Zauberer* in Blindenschrift.
Eigene Aufnahme (siehe Anm. 28).

Spezifisch ist diese Konstellation aber nicht nur im diachronen, sondern auch im synchronen Vergleich. Zeigen kann man das an einem bestimmten Buch aus Manns Nachlassbibliothek, einer Ausgabe von *Mario und der Zauberer* (siehe Abb. 2).²⁸ Das Buch weist keine stiftlichen Lesespuren auf, was wenig erstaunt, denn sein Text ist in Blindenschrift realisiert, also nicht gedruckt, sondern geprägt. Das Lesen mit dem Stift – jedenfalls mit dem

ten Rolf Bergmann, Stefanie Stricker (Hg.): Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, Berlin 2009. Angelehnt an den Begriff des ›modernen Manuskripts‹ hat Magnus Wieland in »Abgrenzung zu historischen Vorformen der Annotation in der Vor- und Frühphase der Druckkultur« die Bezeichnung ›moderne Marginalie‹ vorgeschlagen. Siehe Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden 2015 (Bibliothek und Wissenschaft, Bd. 48), S. 147–173; hier S. 149 f.

28 Der Standort des abgebildeten Originals ist das TMA. Siehe Thomas Mann: *Mario und der Zauberer*. Festschau anlässlich der Einweihung des neuen Hauses und des 60-jährigen Bestehens der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig, 23. April 1954, Leipzig 1954, in: TMA, Thomas Mann 1435 q. In der Nachlassbibliothek befindet sich noch ein zweites Buch in Blindenschrift, auch dieses trägt keine Stiftspuren. Siehe Karl Otto: *Gestern, heute und morgen*, Karl-Marx-Stadt 1954, in: TMA, Thomas Mann 3474.

für Manns Lektüren üblichen *Bleistift* – wäre der Materialität dieses Textes schlicht nicht angemessen.

In Sachen Materialität gilt also: Ob und welche Stiftspuren hinterlassen werden, hängt zum einen vom Material der Unterlage, darüber hinaus aber auch (mit-)entscheidend von der spezifischen Materialisierung des Textes selbst ab. Ob ein zu lesender Text von Hand geschrieben, gedruckt oder geprägt ist, beeinflusst seine – im Wortsinn – manifeste Rezeption maßgeblich.²⁹ Wie wirkmächtig dabei die Rolle der Stifte als *Annotationswerkzeuge* ist, kann man schließlich im Symbol erkennen, über das man noch in digitalen Textverarbeitungsprogrammen die Funktion des farbigen Hervorhebens von Text aktiviert: Es handelt sich dabei um einen stilisierten Textmarker beziehungsweise, wie man in der Schweiz zu sagen pflegt, um einen *Leuchstift*.

Textsorte

Wenn auch die materiellen Eigenschaften eines Textes wiederum die Materialität der Rezeptionsspuren prädisponieren, so vermögen sie andere Aspekte nicht zu erklären. Ich komme deswegen noch auf eine zweite Eigenschaft von Texten zu sprechen, die mit der Verteilung der Lesespuren zusammenhängt. In der Zusammenschau Hunderter gelesener Texte mit und ohne Lesespuren aus Manns Nachlassbibliothek sticht ein bestimmtes Muster besonders heraus: Das Vorkommen von stiftlichen Lesespuren korreliert stark mit der Textsorte des gelesenen Textes. Ausgerechnet (gelesene) Erzählliteratur weist hier oft sehr wenige stiftliche Lesespuren auf – ganz im Gegensatz zu Sachtexten.

Reihenweise stehen in der Nachlassbibliothek Romane ohne oder mit nur wenigen Lesespuren neben Sachbüchern, die sehr stark annotiert sind. Auf der Ebene der Bibliothek ist dieser Befund schwer quantifizierbar, da sich nur bedingt aussagekräftige Vergleichsgruppen erstellen lassen. Besonders

29 Das Insistieren auf der Relevanz der Materialität kann auch als Wille zu einer »Kritik der Dinge« verstanden werden, wie Christoph Hoffmann seine eigenen Untersuchungen von Ernst Machs Notizbüchern nennt, »analog zur historischen Quellenkritik oder zur philologischen Textkritik«. Siehe Christoph Hoffmann: *Umgebungen. Über Ort und Materialität von Ernst Machs Notizbüchern*, in: *Portable Media. Schreibszenen in Bewegung zwischen Peripatetik und Mobiltelefon*, hg. von Martin Stingelin und Matthias Thiele, München 2010 (*Zur Genealogie des Schreibens*, Bd. 12), S. 89–107; hier S. 92.

deutlich ist die Korrelation zwischen Textsorten und der Häufigkeit von Lesespuren dafür innerhalb einzelner Bücher.

Veranschaulichen lässt sich das anhand von Manns Tschechow-Lektüren, zum Beispiel im eingangs erwähnten Novellenband. Zur Vorbereitung für seinen Essay *Versuch über Tschechow* liest Mann in jenem Band nämlich nicht nur die Erzählungen, wie es sein Tagebucheintrag insinuiert. Die stiftlichen Lesespuren belegen in diesem Exemplar noch eine Lektüre der anderen (Text-)Sorte: Schon das vierseitige Vorwort von Friedrich Schwarz weist fünf Stiftspuren auf. In den darauffolgenden Novellen ist es dann durchschnittlich nur noch eine stiftliche Lesespur pro 15 Seiten, in der 88-seitigen Novelle *Krankenstation Nr. 6* selbst sind es acht Stiftspuren.

Noch ungleicher sind die Lesespuren in einem anderen Novellenband von Tschechow verteilt. Auf knapp 500 Seiten vereint Band 1 von Tschechows *Gesammelten Werken in Einzelausgaben* drei Erzählungen sowie ein Nachwort von Armin-Gerd Kuckhoff.³⁰ Besonders die mittlere Novelle mit dem Titel *Eine langweilige Geschichte* hat es Mann angetan. In seinem Essay wird er sie die »teuerste von Tschechows erzählerischen Schöpfungen, ein ganz und gar außerordentliches, faszinierendes Werk« nennen.³¹ Während diese sowie die zwei anderen Erzählungen in Manns Ausgabe insgesamt aber nur zwei Einlagen in Form von Papierstreifen enthalten, weist das rund 20-seitige Nachwort nicht weniger als 30 stiftliche Unterstreichungen, 22 Anstreichungen, zwei Ausrufezeichen und ein Fragezeichen auf.

In den weiteren Tschechow-Ausgaben in Manns Bibliothek sieht es nicht anders aus – und bezeichnenderweise auch nicht in denjenigen in Katia Manns Bibliothek.³² In Katias Ausgabe von Tschechows *Meistererzählungen* finden sich im Inhaltsverzeichnis und im biographischen Vorwort Dutzende stiftlicher Lesespuren (sogar in zwei Farben), im Textteil nur sehr wenige.³³ Und in ihrer *Ariadna*-Ausgabe konzentrieren sich die stiftlichen Lesespuren von Thomas auf das Nachwort.³⁴ Es sind also insbesondere die Vor- und

30 Anton Tschechow: *Kleine Romane*, Berlin 1952, in: TMA, Thomas Mann 4285.

31 Thomas Mann: *Versuch über Tschechow*, in: Thomas Mann: *Reden und Aufsätze 1*, Frankfurt a. M. 1974 (*Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Bd. IX), S. 843–869; hier S. 853.

32 Vgl. dazu auch den Beitrag von Anke Jaspers in diesem Band.

33 Im Inhaltsverzeichnis hat es Bleistift- und blaue Kugelschreiberspuren, im Nachsatz noch Rechnungen in blauer Tinte. Vgl. Anton P. Tschechow: *Meistererzählungen*, Leipzig 1953, in: TMA, Katia Mann 100.

34 A. P. Tschechow: *Ariadna. Sieben Geschichten von der Liebe*, Leipzig s. a. [1951], in: TMA, Katia Mann 102.

Nachworte und weniger die Erzählungen selbst, in denen Lesespuren konzentriert auftreten.

Von den gezeigten Befunden auf eine deterministische Kausalität zwischen Textsorten und Lesespuren zu schließen, wäre dennoch verfehlt. Selbstverständlich erzeugt kein Text seine stiftlichen Lesespuren aus sich selbst. Spurverursachend ist im materiellen Sinn immer eine Person, die den Stift führt. Mit textzentrierten Erklärungsansätzen, wie ich sie hier skizziere, versuche ich denn auch nicht, die Leserinnen und Leser aus ihren Privatbibliotheken zu drängen und theoretisch eine direkte Kausalrelation von der Instanz des Textes zur Instanz der Lesespur zu postulieren. Da Lesespuren, wie es der Name schon sagt, die Spuren von Handlungen sind, sind für weitere Untersuchungen *praxeologische* Ansätze unumgänglich, wobei auch von je individuellen Handlungsweisen auszugehen ist. Gerade hierfür bieten textzentrierte Vorerhebungen freilich einiges Potential. Denn mittels solcher Erhebungen zur Verteilung von Lesespuren lassen sich gewisse *Praktiken* besser erkennen, belegen und verstehen. Textsortenspezifische Lesespuren etwa präsentieren sich in diesem Verständnis als Ausdruck von textsortenspezifischen Lektürepraktiken, und am Vollzug dieser Praktiken sind die Texte – wenn auch passiv, so doch entscheidend – mitbeteiligt.

Den besprochenen Tschechow-Beispielen ist gemeinsam, dass sich die Textsorten, entlang derer sich die Lesespuren verteilen, bereits typographisch voneinander abheben. Darauf, dass diese »makrotypographische[n] Kompositionsschemata« ihrerseits die Textrezeption anleiten, weist auch Wehde hin, die ihren Begriff des *typographischen Dispositivs* just am Phänomen der Textsorte erklärt:

Daß man Textsorten erkennt, bevor man ein einziges Wort des Sprachtextes gelesen hat, ist Indiz dafür, daß ein Text immer zuerst als visuelle Gestalt wahrgenommen wird und erst dann sprachlich-inhaltlich; eine Tatsache, die in der Literaturwissenschaft praktisch gar nicht reflektiert und auf ihre produktions- und rezeptionsästhetischen Konsequenzen befragt wird (beispielsweise für Lesemotivation, Textverständnis und Vertextungsstrategien). [...] Die regelhafte, typographisch dispositive Gliederung eines Textes erzeugt eine wiedererkennbare Form, die maßgeblich Einfluß auf die Leseweise und den Lektüreprozeß eines Textes hat. Dispositive Textmerkmale beeinflussen den rezeptiven Zugriff auf einen Text nachhaltig – sie ›konditionieren‹ unsere Lektüre.³⁵

Verstärkt wird die Wirkung der typographischen Dispositive in unseren Beispielen noch dadurch, dass die untersuchten Texte ihre Textsortenzugehörigkeit auch sprachlich eindeutig zu erkennen geben. Sie sind zum Beispiel entsprechend überschrieben oder durch römische Paginierung oder eine zusätzliche Autorschaftsangabe vom Primärtext abgehoben. Die Tschechow-Beispiele sind jedenfalls Belege für die je unterschiedlichen Wirkungsweisen von Textsorten in der Entstehung von Lesespuren.

Am 14. Juni 1954, einen Tag nach dem eingangs zitierten Eintrag, notierte Mann in sein Tagebuch »Lese Tschechow, um etwas über ihn sagen zu können.«³⁶ Spuren hinterlassen haben derweil eher seine Lektüren über Tschechow. Zumindest im materiellen Sinn las Mann faktuale Texte anders als Erzählliteratur. Die hohe Dichte an stiftlichen Lesespuren in faktualen Texten deutet darauf hin, dass das Lesen mit dem Stift bei Mann primär eine *epistemische* Praxis war. *Um etwas sagen zu können*, war er auf Wissen über Tschechow angewiesen, und sein Stift scheint dem epistemischen Versprechen von faktualen Texten gefolgt zu sein, Wissen in Form leicht abrufbarer Informationen bereitzuhalten.

Aus dieser Perspektive sind Unterstreichungen, Ankreuzungen und Marginalien auch nicht bloß Hinweise auf textstellenspezifische Aufmerksamkeit des Lesenden. Die Aufmerksamkeit ist hier vielmehr als *epistemische Tugend* zu verstehen, die durch das Lesen mit dem Stift immer schon antizipiert wird.³⁷ Wer mit dem Stift liest, ist per se aufmerksam – oder möchte es zumindest sein.

Stiftliche Lesespuren sind, wie ich vorschlagen möchte, als Reaktionsprodukte verschiedener Wissensformen zu verstehen. In der epistemischen Praxis der Lektüre mit dem Stift reagiert demnach das Wissen beziehungsweise das Nichtwissen der Lesenden mit dem Wissen beziehungsweise Nichtwissen der Texte. Unterstreichungen können so zum Beispiel als Segmentierung eines linearen Textes in Informationselemente verstanden werden. Und Korrekturen als Gesten eines überlegenen Lesendenwissens. Stiftliche Lesespuren werden damit als Spuren spezifischer Wissensrelationen erkennbar.

In welche Richtung diese Argumentation zielt, wird noch etwas klarer, wenn man den Blick von den Vor- und Nachworten auf weitere Sachtexte

36 Mann: Tagebücher 1953–1955 (Anm. 1), S. 239.

37 Zum Begriff der epistemischen Tugend siehe Andreas Gelhard, Ruben Hackler, Sandro Zanetti (Hg.): *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts*, Tübingen 2019.

richtet, namentlich auf Zeitungen. Mit Zeitungsartikeln verhält es sich – vermeintlich – ganz anders als mit den bisher betrachteten Texten. »People do not annotate newspapers«, schreibt H. J. Jackson sehr kategorisch in ihrer wegweisenden Studie *Marginalia*, und man möchte dem zunächst zustimmen, da es der üblichen Zeitungslektüre tatsächlich nicht entspricht, die Artikel während des Lesens zu annotieren.³⁸ Möglicherweise ist das so, weil die Zeitung als Medium nur bedingt zur Konservierung taugt, stiftliche Lesespuren in vielen Fällen hingegen gerade dazu dienen, den mit den Texten verbundenen Lektüreakt zu materialisieren und zu konservieren. Jacksons Aussage trifft aber nicht so pauschal zu, wie sie gemacht wurde.

In Manns Nachlassbibliothek und erst recht in seinen weiteren Nachlassmaterialien gibt es durchaus Zeitungsartikel, an die Stifte gelegt wurden. Mann, der stark nach dem Prinzip des projektförmigen Schreibens gearbeitet hat, legte für literarische und essayistische Vorhaben Konvolute an, für die er verschiedene, für das aktuelle Unterfangen relevante Materialien zusammentrug. In diesem Zusammenhang hat Mann Zeitungen bisweilen wirklich als Sachtexte gelesen und, im Sinne epistemischer Lektüren, auf ihren Informationsgehalt hin ausgewertet. Die Artikel wurden dabei nicht nur zu Zeitungsausschnitten verarbeitet, wie sie Anke te Heesen in ihrer einschlägigen Studie beschrieben hat, sondern in einigen Fällen eben auch mit dem Stift bearbeitet.³⁹ Die Zeitungsausschnitte wurden bei Mann auf diese Weise zu gedruckten und, mitsamt den Annotationen, stiftlich erweiterten Exzerpten.⁴⁰

Noch öfter als mit Notizen ergänzt, wurden die Zeitungsausschnitte darüber hinaus mit bloßen stiftlichen Markierungen versehen. Artikel, die zu Ausschnitten verarbeitet wurden, sind in Manns Nachlassbibliothek und -materialien geradezu regelhaft mit Farbstiften angekreuzt, angestrichen oder umrahmt. Ein medial besonders verwickelter Fall ist ein von Gottfried Bermann Fischer an Mann überreichtes Geschenkbuch mit gesammelten Kritiken zum ersten Band der *Joseph-Tetralogie*. Das Buch enthält 42 fein säuberlich eingeklebte Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften. Viele

38 H. J. Jackson: *Marginalia. Readers writing in books*, New Haven, London 2001, S. 14 f.

39 Wer die Bildbeispiele bei te Heesen genau anschaut, wird übrigens erkennen, dass auch die dort präsentierten Zeitungsausschnitte in vielen Fällen Stiftspuren aufweisen. Vgl. Anke te Heesen: *Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne*, Frankfurt a. M. 2006.

40 Einen Eindruck von Manns Arbeitsweise vermitteln etwa die umfangreich erhaltenen Materialien zur Entstehung der *Joseph-Tetralogie*. Vgl. diesbezüglich beispielsweise die Materialmappe *A-I-Mat. 4a (I)* im TMA, die zahlreiche Ausschnitte aus Broschüren und Tageszeitungen mit stiftlichen Unterstreichungen enthält.

der Ausschnitte tragen stiftliche Markierungen (siehe Abb. 3).⁴¹ Ob man auch diese Phänomene als *Annotationen* bezeichnen möchte, hängt in erster Linie vom entsprechenden Begriffsverständnis ab.⁴² Stiftspuren sind die Markierungen derweil allemal.

Welche Spuren dabei von Mann selbst und welche womöglich von Leuten aus seinem Umfeld hinterlassen wurden oder gar erst im Rahmen archivarischer Praktiken anfielen, ist dabei in den vielen Fällen, in denen es sich um bloße Markierungen und nicht um schriftliche Stiftspuren handelt, oft ebenso schwer zu beurteilen wie für unsere Belange unerheblich. Zentral für stiftliche Markierungen auf Zeitungsausschnitten ist, dass sie von Praktiken zeugen, die einerseits mit der sehr spezifischen Lektüresituation zusammenhängen, in der sie entstanden sind, und andererseits mit der materiellen und medialen Besonderheit dieser Texte. Wenn Zeitungen annotiert werden, dann zum einen, weil es *Sachtexte* sind, wie sie auch in Büchern stehen könnten; wenn sie angekreuzt, angestrichen oder umrahmt werden, dann zum anderen aber meist gerade weil es *keine Bücher* sind: Zeitungsartikel wurden bei Mann dann mit Farbstiften markiert, wenn sie zu Zeitungsausschnitten verarbeitet werden sollten. Entsprechende Buchausschnitte hingegen haben sich nie als eigenständiges »Papierobjekt« (te Heesen) etabliert und sind mir bei Mann denn auch keine bekannt. Um Bücher in Informationshappen zu zerlegen, nahm man zu seiner Zeit neben dem Stift gewöhnlich nicht die Schere, sondern Zettel und Zettelkästen oder dann andere Bücher zur Hand: Notizbücher.⁴³

41 Die Abbildung entstammt der digitalen Datenbank zu Manns Nachlassbibliothek, der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des TMA. Siehe Die Geschichten Jaakobs, [s.l.] 1933, in: Datenbank Thomas Mann Nachlassbibliothek, Thomas Mann 5030, Bild 30 (Zugriff am 23. 7. 2019). Vgl. zu diesem Exemplar auch Thomas Mann: Joseph und seine Brüder I. Kommentar, Frankfurt a. M. 2018, S. 221 f. Trotz sorgfältiger Recherche konnten die Rechteinhaber von Hans Flemming nicht ermittelt werden. Berechtigte Ansprüche werden nach den üblichen Honorarsätzen nachträglich vergütet.

42 In dieser vorgeblich rein terminologischen Frage steckt das Potential für eine eigenständige, disziplinenübergreifende Forschungsdebatte. Die Diskussion, ob es sich auch bei bloßen Markierungen um *Annotationen* handelt, wurde in der Lesespurenforschung – bei freilich sehr diversen Vorstellungen – bisher noch kaum ausdiskutiert. Auf dem funktionalistischer orientierten Feld der (Computer-)Linguistik und der *Human-Computer Studies* ist der Dissens teilweise immerhin explizit benannt, siehe dazu zum Beispiel die Abgrenzung der Gruppe um Daniela Fogli gegenüber einem anderen Annotationsverständnis: Daniela Fogli, Giuseppe Fresta, Piero Mussio: On electronic annotation and its implementation, in: Proceedings of the working conference on Advanced visual interfaces, hg. von Maria Francesca Costabile, New York 2004, S. 98–102; hier S. 98.

43 Vgl. spezifisch zu Thomas Manns Notizbüchern Svetlana Efimova: Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur, Paderborn 2018.

Die Geschichten Jaakobs
(Hans Flemming)

Zehn Jahre norddeutscher, niederdeutscher Zähigkeit, Gründlichkeit und visionärer Leidenschaft setzte dieser ganz episch ausgebreitete Mensch bereits an ein Werk, das man füglich sein Lebenswerk wird nennen können. Zehn lange Jahre, während die Welt brandete, versank er in die Tiefe der Zeiten und den Anfang der Anfänge „Jaakobs Geschichten“ liegen vor. Für 1934 wird „Der junge Joseph“ angekündigt. Der dritte, abschliessende Roman „Joseph in Aegypten“ — „folgt“, wie der Verlag mitteilt. Wann wird er folgen? Erstaunliches Ringen um ein Thema und einen Stoff, fast der Einsatz eines gereiften Menschenlebens — faustisch, oder wenn man in biblischen Vergleichen verharren will — wie jenes Ringen Jaakobs mit dem marmorharten Gotteswesen, eine lange Nacht hindurch, da er vor Laban flüchtete.

Die Zeit ist hastend, drängend, sie ist mit sich selbst beschäftigt, sie liegt in eigenen Geburtswehen. Der Dichter verlangt Sammlung, Musse, Entfässerung von der Gegenwart, Hinabtauchen in mythische Vergangenheit — er verlangt jene „Höllenfahrt“ auch vom Leser, die er selbst in seinem Vorwort und Vorspiel antritt. „Wir kosten vom Tode und seiner Erkenntnis, wenn wir als erzählende Abenteurer in die Vergangenheit fahren, daher unsere Lust und unser bleiches Bangen.“ — Seien wir ehrlich: das Bangen wird bei dem heutigen Leser grösser sein als die Lust — jedenfalls wird er für eine ernsthafte Konzeption ebensoviel Monate nötig haben, wie der Dichter Jahre zur Niederschrift. Endlose Grübeleien. Wo lag eigentlich das Paradies? Und wie und welcher Gestalt waren die biblischen Engel? Man kommt schwer durch das Vorwort und schwer darüber hinweg. „Jaakobs Geschichten“ — das sind keine anderen als die bildhaftesten Ueberlieferungen des Alten Testaments. Im Anfang des Buches ist Jaakob schon ein hoher Greis, der Zwiesprache hält

Abb. 3: Ausschnitt einer Seite aus dem Geschenkbuch von Bermann Fischer, mit Farbstiftspuren auf einem eingeklebten Zeitungsausschnitt (siehe Anm. 41).

Ein textzentriertes Modell und ein Ausblick

Dem kognitiven Prozess des Lesens folgend könnte ein textzentriertes Entstehungsmodell von Lesespuren so aussehen wie in Abbildung 4 dargestellt. Das Lesen ist dabei als gegenseitige Bewegung vom lesenden Subjekt zum Objekt und zurück zu verstehen. Im Kern basiert das Modell damit auf dem einfachen Argument, dass Texte Einfluss auf ihre Rezeption haben – und insofern eben auch auf die Entstehung von Lesespuren.

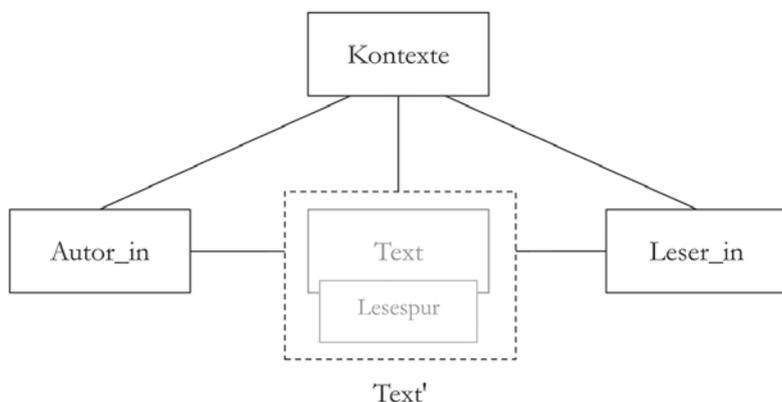


Abb. 4: Eigene Darstellung, basierend auf Tilmann Köppes *Modell der literarischen Kommunikation* (siehe Anm. 19).

Was dabei entsteht, also der Verbund aus (gedrucktem) Text und (stiftlicher) Lesespur, kann man aus einer texttheoretischen Perspektive schließlich als neuen Text' auffassen. Wie im Modell dargestellt, ist auch der Text' in Relation zu allen Instanzen der literarischen Kommunikation zu setzen. Nur ist die Leser_in-Funktion hier neu zu konfigurieren: Indem sich die Rezeption des (gedruckten) Textes materiell manifestiert, ist die Leser_in-Instanz auch im materiellen Sinn an der Produktion von Text' beteiligt.

Ist man im Anschluss an die vorhergehenden Abschnitte von der Materialität und den Textsorten erst einmal zu spezifischen Lektürepraktiken gekommen, kann man diesen Weg schließlich auch wieder zurückverfolgen. Die gelesenen Texte können nun daraufhin untersucht werden, welche Lektürepraktiken sich an ihnen manifestiert haben. Zwar beeinflussen die Texte das lesende Subjekt, in seinen Lektürepraktiken ist dieses den Texten aber nicht strikt unterworfen. Epistemische Lektürepraktiken beispielsweise

müssen nicht auf Sachtexte beschränkt sein. Ausnahmen von den Praxisregeln sind zu erwarten und können ihrerseits analytisch fruchtbar sein. Wo befinden sich *welche* und *wie viele* Lesespuren – und wo nicht?

Dabei kann im Einzelfall wiederum gerade der Blick auf die Textsorte bedeutend werden. Der wissenschaftlichen Beachtung lohnen nun alle Lektüren, sichtbar gewordene wie spurlos gebliebene. Hat Mann die Bibel eher wie einen Sachtext oder wie Erzählliteratur gelesen? Welche Zeitungsartikel wurden zu Zeitungsausschnitten? Welche Sachtexte wurden kaum mit dem Stift gelesen? Und warum hat er in Platens *Lyrik* – und vor allem in *Platens Lyrik* – so viele stiftliche Ankreuzungen hinterlassen?

Im Fokus ist mit diesen Fragen nun nicht mehr nur das positivistische Erkenntnisinteresse, *was* gelesen wurde, sondern auch, *als was* etwas gelesen wurde. Und das kann immerhin ein erster Schritt sein hin zur Beantwortung der ungleich offeneren, zentralen Frage der literaturwissenschaftlichen Lesespurenforschung, *wie* gelesen wurde.

Mike Rottmann

Verstehendes Entziffern eines ›historisierten‹ Papierarbeiters

Methodische und responsive Reflexionen zur Erschließung,
Edition und Kommentierung von Friedrich Nietzsches
nachgelassener Bibliothek

Hermeneutik und Kritik.
Dies sind Künste, zu deren Ausbildung
die Praxis mehr als die Theorie beiträgt.¹

I.

Den Ausgangspunkt dieses Beitrags bildet die Arbeit an einem binationalen Forschungsprojekt, das unter dem Titel ›Nietzsches Bibliothek. Digitale Edition und philosophischer Kommentar‹ (BibNietzsche) firmiert und seit Frühjahr 2016 unter Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der französischen Agence nationale de la recherche (ANR) am Philosophischen Seminar der Universität Freiburg und am Institut des Textes et Manuscripts Modernes (ITEM) der École normale supérieure in Paris umgesetzt wird. Auf der Grundlage einer kooperativen Arbeitsteilung von philosophisch und literaturwissenschaftlich ausgebildeten Kommentatoren einerseits, editionsphilologisch und philosophisch kompetenten Informationswissenschaftlern andererseits besteht das konkrete Ziel dieses Projekts darin, die bereits grundlegend durchgeführte Erschließung von Friedrich Nietzsches nachgelassener Bibliothek weiter voranzutreiben,² indem die in ihr enthaltenen Bücher vollständig digitalisiert und grundlegend kommentiert werden. Sowohl die Faksimiles aller 430.000 Seiten der rund 1400 Bände umfassenden Bibliothek als auch die Kommentare werden

1 Friedrich August Wolf's Encyclopädie der Philologie. Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre von 1798–1799 herausgegeben und mit einigen literarischen Zusätzen versehen von S. M. Stockmann, Leipzig 1831, S. 161.

2 Nietzsches persönliche Bibliothek, hg. von Giuliano Campioni, Paolo D'Iorio, Maria Cristina Fornari, Francesco Fronterotta, Andrea Orsucci, Renate Müller-Buck, Berlin, New York 2003. Vgl. auch Paolo D'Iorio: La biblioteca digitale di Nietzsche, in: *Le opere dei filosofi e degli scienziati. Filosofia e scienza tra testo, libro e biblioteche*, hg. von Franco Meschini, Firenze 2011, S. 215–219.

auf der Internetseite ›nietzschesource.org‹ bereitgestellt sowie miteinander verknüpft und ergänzen damit das bereits bestehende Angebot dieser Forschungsplattform, die unter dem Markennamen ›HyperNietzsche‹³ schon heute eine *Digitale Kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe* (eKGWB) sowie die *Digitale Faksimile-Gesamtausgabe* (DFGA) der Originalmanuskripte und Originaldrucke aus Nietzsches Nachlass zur Verfügung stellt.⁴ Um dem bestehenden Spezialisierungsgrad wie auch dem Umfang des Korpus gleichermaßen gerecht zu werden, betraut die Arbeitsgruppe einschlägig ausgewiesene Experten mit der Verfertigung einzelner Kommentare, die auch als Aufsätze über die auf ›nietzschesource.org‹ verfügbare Zeitschrift *Studia Nietzscheana* zu beziehen und damit zitationsfähig sind.

Mit der Kommentierung von Lektüren und Leseprozessen ergänzt dieses Projekt außerdem das Programm der ›Freiburger Forschungsstelle Nietzsche-Kommentar‹, die – getragen von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften – seit 2008 einen *Historischen und kritischen Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken* (NK) erarbeitet.⁵ Während der NK von den autorisierten Werken Nietzsches ausgeht und im Zuge eines linearen Textstellenkommentars »nicht nur Quellen und Querbezüge erschließen, sondern exemplarisch versuchen« will, »die Bücher *als Bücher* zu verstehen«,⁶ schlagen die Kommentatoren der nachgelassenen Büchersammlung den umgekehrten Weg ein, indem sie die durch vielfältige Spuren sichtbar werdenden, folglich evidenten, wenn auch damit keineswegs schon verstandenen Leseprozesse in Verbindung zu bringen suchen mit Nietzsches vielfältiger Textproduktion. Diese hat ihren Ausdruck sowohl in den nachgelassenen, unzählige Schreibprozesse abbildenden Notaten als selbstverständlich

3 HyperNietzsche. Modèle d'un hypertexte savant sur Internet pour le recherche en sciences humaines. Questions philosophiques, problèmes juridiques, outils informatiques, hg. von Philippe Amblard und Paolo D'Iorio, Paris 2000, ferner Paolo D'Iorio: Nietzsche on New Paths. The HyperNietzsche Project on Open Scholarship on the Web, in: Friedrich Nietzsche. Edizioni e interpretazioni, hg. von Maria Cristina Fornari, Pisa 2006, S. 475–496.

4 Vgl. Paolo D'Iorio: The Digital Critical Edition of the Works and Letters of Nietzsche, in: *The Journal of Nietzsche Studies* 40 (2010), S. 164–174.

5 Vgl. Barbara Neymeyr, Jochen Schmidt, Andreas Urs Sommer: Das Projekt eines Nietzsche-Kommentars in sieben Bänden, in: *Information Philosophie* (Dezember 2008), S. 124–127, ferner Andreas Urs Sommer: Nietzsche kommentieren. Perspektiven und Probleme, in: *Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften* 2010, Heidelberg 2011, S. 163–166.

6 Andreas Urs Sommer: Ein philosophisch-historischer Kommentar zu Nietzsches »Götzen-Dämmerung«: Probleme und Perspektiven, in: *Perspektiven der Philosophie* 35 (2009), S. 45–66; hier S. 50.

auch in den schließlich veröffentlichten Werken gefunden. Da weder der NK noch ›BibNietzsche‹ auf eine dezidierte Einbeziehung des vielfältigen, nach Maßgabe der Editionsfrage und, *for better or worse*, »umstandslos zitierfähigen« Nachlass verzichten, unterliegt die Legitimität dieses Vorhabens jenseits aller Auf- oder Abwertungsrhetorik der normalwissenschaftlichen Einzelfallprüfung nach Maßgabe textkritischer Reflexivität, argumentativer Plausibilität und des Erkenntnisgewinns.⁷ Dabei geht es vor allem darum, im Zuge ›holistischer‹ Interpretationen ganzer Werke oder Werkzusammenhänge die argumentative Funktionsstelle und damit die Deutungsperspektive auszuweisen, die der Diskussion von Quellen und Einflüssen, Lektüre- und Schreibprozessen, schließlich intertextueller Strukturen und Darstellungsformen zukommt.⁸

Mit seiner ausdrücklichen Konzentration auf die von Nietzsche verfassten und komponierten Bücher nimmt der NK gleichwohl dezidiert Stellung zu einer grundsätzlichen Kontroverse, die in ebenso lebendiger wie leidenschaftlicher Ausprägung fortgesetzt⁹ um die Frage der Gewichtung, der Verhältnisbestimmung und der interpretatorischen Relevanz von Nachlass und Werk kreist und mit der Beurteilung beider Korpora nach Maßgabe ihrer in-

7 Siehe hierzu die immer noch verbindlichen Ausführungen von Michael Kohlenbach, Wolfram Groddeck: Zwischenüberlegungen zur Edition von Nietzsches Nachlaß, in: Text. Kritische Beiträge 1 (1995), S. 21–39; hier S. 27. Von der ungebrochenen Aktualität ›alter neuer Fragen‹ zeugt das Programm einer Tagung, die vom 8. bis 10. November 2018 unter dem Titel »Nietzsches Nachlass – Probleme und Perspektiven der Edition und Kommentierung« bei der Heidelberger Akademie der Wissenschaften stattfand. Eine Dokumentation der Tagungsbeiträge befindet sich in Vorbereitung.

8 Diesen theoretischen Aspekt hat Claus Zittel in seiner Dissertation, mit der er außerdem für »eine genaue Prüfung der Relevanz der Darstellungsform für den Status und Gehalt der in ihm enthaltenen Einzelaussagen« eingetreten ist, genauer ausgeführt: Das ästhetische Kalkül von Friedrich Nietzsches *Also sprach Zarathustra*, Würzburg ²2011, insb. S. 58–63 und passim. Vgl. auch Marcus Andreas Born, Axel Pichler: Text, Autor, Perspektive. Zur philosophischen Bedeutung von Textualität und literarischen Inszenierungen in: *Jenseits von Gut und Böse*, hg. von Marcus Andreas Born und Axel Pichler, Berlin, Boston 2013, S. 15–46.

9 Vgl. z. B. Marcus Andreas Born, Axel Pichler: Vom Nachlass nichts Neues? Fragen zum Umgang mit Nietzsches Notaten, in: *Nietzsches Architekturen des Wissens*, hg. von Renate Reschke (Nietzscheforschung 22), Berlin, Boston 2015, S. 115–125. Einen nachhaltigen Impuls setzte auch der einschlägige Artikel von Claus Zittel: Nachlaß 1880–1885, in: *Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hg. von Henning Ottmann, Stuttgart, Weimar ²2011, S. 138–142, insbesondere durch folgende Feststellung: »Den veröffentlichten Schriften eignet [...] qua Form ein Reflexionsgrad mehr als den nachgelassenen Aufzeichnungen.« (S. 139).

haltlichen und formalen, und das heißt: philosophischen und ästhetischen Qualität(en) eng verbunden ist:

Aber gerade eine unvoreingenommene Betrachtung des Nachlasses lehrt darüber, dass Nietzsche tatsächlich die Mehrzahl seiner Gedanken schliesslich seinen zum Druck beförderten Schriften anvertraut hat, so dass wir schwerlich umhinkommen, in diesen gedruckten Büchern die Hauptsache von Nietzsches intellektueller Hinterlassenschaft zu sehen. Daraus lässt sich unmittelbar der Aufruf »Zurück zu Nietzsches Büchern!« ableiten und damit die Aufforderung, zu Nietzsches Büchern *als Büchern* zurückzukehren.¹⁰

Die zitierte Forderung wird mit der Umsetzung von ›BibNietzsche‹ insofern noch umfassender eingelöst, als auch die zweite Bedeutungsebene dieser Parole eine Annahme erfährt. Denn die heute in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek der Klassik Stiftung Weimar verwalteten Buchbestände Nietzsches werden als Interpretamente¹¹ ausgewiesen und mit dem Anspruch verbunden, durch die wägende Analyse sowohl der Schreib- als auch der Lesepraxis,¹² sowohl der Werke als auch des Nachlasses eine insofern

10 Sommer: Ein philosophisch-historischer Kommentar (Anm. 6), S. 49. Vgl. auch die Feststellung von Enrico Müller: Nietzsche-Lexikon, Paderborn 2020, S. 257: »Der Glaube, dem Philosophen Nietzsche in seinem Nachlass näher zu kommen, weil er dort, anders als im veröffentlichten Werk, oftmals selbst die thetische Sprache der klassischen Philosophie spricht, führt gleichwohl in die Irre. Jede Verständnisbemühung hat beim Werk anzusetzen, denn allein im Werk gelangen Form und Inhalt seines Philosophierens zur Deckung.«

11 Mit dieser Voraussetzung wird außerdem auf Material zugegriffen, dass seit 1988 in der Sektion »Beiträge zur Quellenforschung« der *Nietzsche-Studien* gleichsam ›un- ausgelegt‹ mitgeteilt wird; die dort eingegebenen Beiträge teilen i. d. R. unkommentierte Funde mit und zeigen an, dass einzelne Stellen (Sätze, Abschnitte oder ganze ›Aphorismen‹ im Werk oder im Nachlass) auf ›Quellen‹ zurückgehen, die parallel zum Nietzsche-Text abgedruckt werden. Die konkrete Form der Umsetzung bleibt in diesem Genre ungeklärt. In vielen Fällen handelt sich um schwer nachvollziehbare Parallelisierungen, die oft eine präzise Kenntnis des Inhalts zur Voraussetzung haben. Vgl. die Übersicht von Benjamin Alberts: Beiträge zur Quellenforschung. Register zu den Bänden 17–40, in: Nietzsche-Studien 40 (2011), S. 456–531. Eine Ausnahme bildet z. B. Maurizio Scandella: Zur Entstehung einiger Verweise auf Spinoza in Nietzsches Schriften anhand der Quellen und des Hefes M III, in: Nietzsche-Studien 43 (2014), S. 173–183.

12 Durch die neueren Arbeiten insbesondere von Paolo D'Iorio, Axel Pichler, Hubert Thüring, Beat Röllin und zuletzt Tobias Brückner ist es der Nietzscheforschung ersicht-

vorurteilsfreiere Interpretationspraxis zu ermöglichen, als sie einen Beitrag zur Verfügbarkeit aller Segmente des Nietzscheschen Œuvre auf einem vergleichbaren wissenschaftlichen Niveau leisten. Es liegt auf der Hand, dass die Qualität der wissenschaftlichen Erschließung (in Form von Edition und Kommentar) wie auch der Repräsentation einerseits Konsequenzen für forschungsinterne Annahme zeitigt und dadurch Einfluss nimmt auf die Ausbildung von Erkenntnisinteressen und die (Vor-)Struktur von Interpretationen.¹³ Der dadurch erzeugte historische und hermeneutische Relativismus markiert dabei nicht nur nebenbei eine starke philosophische Position, die sich strategisch auch in der Methodologie spiegelt.¹⁴ Nicht zuletzt mit seinem Bekenntnis zur Philosophiegeschichte, die nicht »als antiquiert und einer systematisch ambitionierten Philosophieverwaltungswissenschaft hinderlich« aufgefasst, sondern als Ressource zur Freilegung eines »Irritationspotential[s]« aufgewertet wird, erklären sowohl NK als auch »BibNietzsche« ihre Neigung, mit der erbrachten Forschung auch eine Stellungnahme zu Prämissen der disziplinären Ordnungen abzugeben.¹⁵ Damit verbindet sich die Erwartung, den gesamten intellektuellen, wissenschaftsgeschichtlichen und literarischen, folglich nicht nur – im engeren Sinn – philosophischen Kontext umfassender auszuleuchten und im Einzelfall sehr viel präziser bestimmen zu können: Zurück also auch zu Nietzsches Büchern als den von Nietzsche gelesenen Büchern, die künftig allen Interpreten zuverlässig erschlossen zur Verfügung stehen sollen.

lich gelungen, an die differenzierte Schreibprozessforschung anzuschließen und sich, unterschiedlich akzentuiert und zum Teil in kritischer Abgrenzung, mit den Ansätzen der *Critique génétique* auseinanderzusetzen.

- 13 Vgl. zu dieser Position Mike Rottmann: Nietzsche erhaschen oder der verbotene Blick in die Werkstatt. Der Nachlass als historische und hermeneutische Herausforderung, in: Nietzsches Architekturen des Wissens (Anm. 9), S. 127–137.
- 14 Dieser Aspekt ist durchaus erkannt worden, vgl. die Rezension von Paul Bishop in: *Journal of Nietzsche Studies* 46 (2015), S. 132–137; hier S. 135: »[T]here is another, more strategic reason for approaching Nietzsche's writings, and particularly such sensitive works as his late ones, in their historical context. For such an approach allows one to contextualize, and thereby gain distance from, Nietzsche's ›intellectual extremism‹, inasmuch as contextualization is a form of relativization [...]. The implicit argument here is that a reflective commentary can allow access to works that might otherwise be simply too controversial.«
- 15 Andreas Urs Sommer: Was bleibt von Nietzsches Philosophie?, Berlin 2018 (Lectioes Inaugurales, Bd. 19), S. 16. Vgl. auch ders.: Philosophiegeschichte als Problem. Überlegungen im Anschluss an einige Neuerscheinungen zur Theorie der Philosophiegeschichte, in: *Philosophische Rundschau* 55 (2008), S. 55–65.

Die sich hieraus ergebende Ausweitung des Horizonts und die Annahmen zur interpretatorischen Relevanz könnte man nun stillschweigend vollziehen und auf eine wohlmeinende Annahme derer, die sich dafür interessieren, setzen; doch es ergibt auch für die Kommentatoren Sinn, die schon im Titel dieses Beitrags anklingenden Prinzipien und Prämissen, Erwartungen und Intentionen einmal gründlicher zu explizieren, um eine ernsthafte Diskussion in einem an Kontroversen reichen Feld zu ermöglichen. Das ist sinnvoll, weil zutrifft, was ein Rezensent 2014 zur Charakterisierung des *status quo* festgestellt hat: »Die Frage nach einem adäquaten interpretativen Zugang zu Nietzsches Werken hat sich trotz intensiver Forschungen in diesem Bereich als nach wie vor ungelöstes Problem herausgestellt.«¹⁶ Hinzu tritt das Interesse, diverse wissenssoziologische Effekte eines solchen Vorhabens zu dokumentieren. Der vorliegende Beitrag versteht sich somit als Einladung zur Diskussion und unternimmt es, soweit es die bislang vorliegenden Ergebnisse erlauben, Beispiele aus der Arbeit an Edition und Kommentar heranzuziehen.

II.

Flankierend zur Umsetzung der Edition und Kommentierung von Nietzsches Bibliothek als den ausgewiesenen Projektzielen lassen sich mindestens drei weitere Bereiche bestimmen, die nicht Teil des eigentlichen Kerngeschäfts sind und dennoch Aufmerksamkeit verdienen, da sie es ermöglichen, zu Grundfragen und Kernproblemen der Nietzscheforschung in ein Verhältnis zu treten. Das Forschungsprojekt befindet sich nur dann in einem angemessen ›kommunikationsfähigen‹ Zustand, wenn nicht nur die positiven Ergebnisse – Edition und Kommentar – in die Spezialdisziplin(en) einfließen, sondern sich gelöste oder auch nur verhandelte Probleme von übergeordnetem Interesse in ein Verhältnis zu vergleichbaren wissenschaftlichen Vorhaben setzen lassen, die gegenwärtig an verschiedenen Orten betrieben werden. Die drei angesprochenen Felder lassen sich bezeichnen als ›wissenschaftstheoretische Standortbestimmung‹, ›methodische Verständni-

16 Marcus Andreas Born: Zur Methode der Interpretation von Nietzsches späten Aphorismen-Büchern, in: Nietzsche-Studien 43 (2014), S. 260–274; hier S. 260. Diese Einschätzung teilen Andrea Christian Bertino und Werner Stegmaier: Einleitung [zur 19. Nietzsche Werkstatt Schulpforta: »Methoden der Nietzsche-Interpretation«], in: Frauen: ein Nietzsche-Thema? – Nietzsche: Ein Frauenthema, hg. von Renate Reschke (Nietzscheforschung NF 19), Berlin 2012, S. 265–267.

gung« sowie ›Responsivität und Selbstkritik«. Wissenschafts- und interpretationsgeschichtliche Informationsgewinnung, wissenschaftstheoretische Reflexion, die Ausbildung einer Arbeitsmethodologie sowie die Bereitschaft, Kritik möglichst emphatisch anzunehmen und dialektisch auf sie zu reagieren, bilden, so meine ich, das notwendige Hintergrundgeschehen eines solchen Projekts, das sich auf diese Weise auf verschiedenen Ebenen einer kritischen Evaluierung der eigenen Prämissen unterzieht und auch bereit ist, Nachteile des eigenen Handelns zu konstatieren.¹⁷ Diese abstrakten, zugleich aber als maßgeblich behaupteten Aufgabenfelder sind prinzipiell ebenso miteinander verzahnt, wie es die praktischen, bereits umrissenen Herausforderungen und Handlungsfelder bei der Edition und Kommentierung sind.¹⁸

Im Folgenden bestimme ich die Aufgabenfelder näher und skizziere ihre gegenseitige Verschränkung, um anschließend einige Überlegungen zur methodischen Problemlage in ihrem Verhältnis zu ideenpolitischen Ansprüchen anzuführen. Eingehendere Reflexionen zur Geschichte dieser wissenschaftlichen Perspektive, zu ihren Dynamiken, forschungsinernen Konsequenzen und zur Bedeutung kritischer Einwände sind an anderer Stelle erfolgt: Am Beispiel eines von Henning Ritter geäußerten Verdachts, demzufolge in Mazzino Montinaris Buch *Nietzsche lesen*¹⁹ »schon so etwas wie ein Kult der reinen Lektüre«²⁰ vorgelegen habe, waren die theoriegeschichtlichen Implikationen der Perspektive ›Nietzsche als Leser‹ aufzuklären und darüber hinaus der historische Ort näher zu bestimmen, von dem aus und in Angrenzung zu konkurrierenden Methoden jener Prämisse Bedeutung beigemessen worden ist, derzufolge sich Nietzsches philosophische Produktion noch auf andere Weise analysieren lassen könnte, als es die dominanten Interpretationen bis dato unternommen hatten.²¹ Ritters 1997

17 Helmut Heit: Quellenforschung als positive Wissenschaft? Nutzen und Nachteile im Umgang mit Nietzsches Autorenbibliothek, in: *Nietzsche als Leser*, hg. von Hans-Peter Anschütz, Armin Thomas Müller, Mike Rottmann und Yannick Souladié, Berlin, Boston 2021 (*Nietzsche-Lektüren*, Bd. 5) (im Druck), benennt drei zentrale Gefahren: »Lektüren-Euphorie«, »Lektüren-Reduktion« und »Lesespuren-Positivismus«.

18 Vgl. z. B. Martin Carrier: Wissenschaftsgeschichte, rationale Rekonstruktion und die Begründung von Methodologien, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 17 (1986), S. 201–228.

19 Mazzino Montinari: *Nietzsche lesen*. Berlin, New York 1982.

20 Henning Ritter: *Fremde Feder. Friedrich Nietzsches Lektüren*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (12. Februar 1997), Nr. 36, S. N5.

21 Dazu ausführlich Mike Rottmann: »Kult der reinen Lektüre«? Zu Geschichte, Dynamik und Potential einer Forschungsperspektive (in Vorb.).

geäußerte Vermutung, ein »solches Ersetzen des Denkens durch das Lesen« sei vor allem einer »verbreiteten Zeitströmung« entgegengekommen, lässt ihn eine Position entfalten, mit der auch gegenwärtig zu rechnen ist; denn er konstatiert, die »Entdeckung eines neuen Nietzsche: des Lesers Nietzsche« habe einen gänzlich alternativ konstruierten Autor hervorgebracht, »dem neben [!] dem Philosophen offenbar eine Anerkennung gebührte«. Diesen Einwurf Ritters sollte man indes positiv werten, denn er macht auf Grundfragen aufmerksam, die durch diese Stellungnahme zutage gefördert und damit überhaupt erst diskussionsfähig werden: Wie verhält sich die Selbstverständlichkeit des Lesens für die Arbeitspraxis des Philosophen²² zu Formen der Selbstbeschreibung dieser Disziplin? Warum fällt es offensichtlich schwer, dieser (nicht nur, aber auch) historischen Tatsache eine Forschungsrelevanz zuzubilligen und durch einen Vertrauensvorschuss zu lizenzieren, ohne dabei argwöhnisch zu wittern, das übergreifende Interesse ziele nicht auf eine lediglich ergänzende Verbesserung bestehender Kenntnisse durch die Hinzunahme einer weiteren Dimension, sondern diene vielmehr dem Zweck, methodisch nur durch eine Mode angeleitet auf das Autorverständnis einwirken zu wollen? Ein Zugriff auf ›Nietzsche als Papierarbeiter‹ als der hier zu profilierenden Dimension wird freilich nur möglich, wenn die Bereitschaft gegeben ist, die textkritische Konstitution der Werke Nietzsches zu durchschauen. Die analytische Auseinandersetzung mit Nietzsches Nachlass trägt zur Schärfung der Unterscheidung von ›Kopfarbeiter‹ und ›Papierarbeiter‹ maßgeblich bei²³ und erzwingt ein Bewusstsein für die Dimension des Archivs jenseits der politischen Aufladung, die im Fall Nietzsches bisweilen eine Verlagerung der Aufmerksamkeit zur Folge hat.²⁴

Kurioserweise kann die leitende Perspektive auch eine konträre Wirkung entfalten, die sich etwa zeigt, wenn man eine zunächst im ›Marketplace‹ von ›amazon.de‹ publizierte, enthusiastische und phasenweise ausgesprochen sympathische Rezension einer Nietzsche-Monographie des italienischen Philosophen Maurizio Ferraris in die Betrachtungen einbezieht. Erstaunt und zugleich begeistert zeigte sich der Rezensent Andreas Kemmerling, seines Zeichens renommiertes Mitglied der analytischen Philosophie in Deutschland und Mitglied der begleitenden Kommission der Heidelberger Akademie zum NK, über die von Ferraris mitgeteilte Information, Nietzsche

22 Vgl. z. B. Jonas Pfister: *Werkzeuge des Philosophierens*, Stuttgart 2015, insb. S. 198–221.

23 Siegfried Scheibe: *Varietendarstellung in Abhängigkeit von der Arbeitsweise und der Überlieferung*, in: *Textgenetische Editionen*, hg. von Hans Zeller und Gunter Martens, Tübingen 1998, S. 168–176; hier S. 173 ff.

24 Ulrich von Bülow: *Papierarbeiter. Autoren und ihre Archive*, Göttingen 2018.

habe »für Zarathustras Anschauungen nach Unterstützung in der Wissenschaft [gesucht] und [...] sich dafür durch die wissenschaftliche Literatur [gewühlt]«, und sogar schon in der Basler Zeit »beabsichtigte [er], sein System und seine Schlüsselbegriffe [...] auf eine wissenschaftliche Basis zu gründen«. Ferraris fasse zusammen, dass Nietzsche »[s]ein ganzes Leben lang versuchte [...], die naturwissenschaftliche Lücke, die der ausschließlich humanistischen Bildung, die er in Pforta erfahren hatte, zu danken war, zu schließen«. ²⁵ Diese gleichwohl seit Langem bekannten »historical facts« ²⁶ erlaubten es Kemmerling »to see his philosophical ambitions under a new light«, denn der umfassend um Einsicht ringende Autodidakt Nietzsche nötigt Respekt ab:

As a solitary autodidact he seriously tried to keep up to date over a long period; evidently he wasn't satisfied with popular »accessible« writings. It is known for example that he engaged with the writings of Cantor, Helmholtz and Mach. [...] I regarded him highly as an exceptionally gifted wordsmith whose condescending *Kulturkritik* appealed to me, except when he from time to time ventured into philosophy – and then often seemed to lose control. Blasé as I was (a young philosopher), I nevertheless read him occasionally – mostly on vacation, as a kind of hammock-literature. ²⁷

Kemmerlings Einschätzung ist nun bemerkenswert, weil sie nicht nur nachvollziehbar macht, dass – und auf welche Weise – mit kontroversen Grundverständnissen von Philosophie zu rechnen ist, sondern weil sie offenbart, dass sich Nietzsches Texte selbst kenntnisreichen Lesern nicht umstandslos offenbaren. In Nietzsches Texten sind Einflüsse wirksam geworden, die entschlüsselt werden müssen. Damit ist ein wesentliches Potential der Bibliotheksforschung bezeichnet, dem schon Mazzino Montinari höchste Bedeutung beigemessen hat: »So [...] wäre uns Nietzsches Lektüre von

25 Vgl. Maurizio Ferraris: *Nietzsches Gespenster. Ein menschliches und intellektuelles Abenteuer*, Frankfurt a. M. 2016, S. 43–47, 133 f., 224–226, 239 f.

26 Vgl. nur Thomas H. Brobjer: *Nietzsche's Reading and Knowledge of Natural Science: An Overview*, in: *Nietzsche and Science*, hg. von Gregory Moore und Thomas H. Brobjer, Aldershot 2004, S. 21–50. Dass schon ein klassischer Interpret wie Karl Löwith Mitte der 1920er Jahre der Frage nachgegangen ist, ob Nietzsche Helmholtz gelesen habe, und was dieser Befund bedeutet, zeige und diskutiere ich in: »Kult der reinen Lektüre?« (Anm. 17).

27 In: *Rivista di estetica* 65 (2017), S. 197–202; hier S. 198.

Ferdinand Brunetière, *Le roman naturaliste* (Paris 1884), unbekannt geblieben, wenn wir das von ihm mehrfach glossierte und mit Unterstreichungen gespickte Exemplar aus seiner Bibliothek nicht hätten.«²⁸ Es liegt auf der Hand, dass Verweise und Reaktionen auf spezifische Problemlagen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heute selbst bei genauer Lektüre und bestmöglicher historischer Kenntnis nicht mehr unmittelbar zu entschlüsseln sind. Das hängt auch mit dem großen Spektrum der von Nietzsche konsultierten Wissensgebiete zusammen.²⁹ Es erfordert ein Höchstmaß an interdisziplinärem Engagement und Einarbeitungsbereitschaft, will man sich etwa in die Lage versetzen, die gerade in ihrem Zusammenspiel sinnfälligen Einflüsse von Dostojewskis ›Les Possédés‹ und Julius Wellhausens ›Prolegomena zur Geschichte Israels‹ auf einen spezifischen Aspekt der Philosophie Nietzsches nachzuvollziehen.³⁰

Der Tatbestand, dass einschlägige Signale und textinterne Hinweise auf Vorlagen oft außerordentlich schwierig zu entziffern und damit nur in einem weiten Sinn als intertextuell zu definieren sind, ist verschieden bewertet worden. Man kann ihn den kompositionellen Besonderheiten zurechnen und auf Autorentscheidungen zurückführen, muss dies aber nicht zwangsläufig. Nietzsche hat Gedanken und Argumentationsfiguren anderer, die ihm durch die Lektüre von Texten zur Kenntnis gelangten, konsequent in seine eigene Terminologie übersetzt und sich dabei selten auf vollständige Wiedergabe des ohnehin zu Transformierenden konzentriert, stattdessen vor allem arrangiert und seine eigene Position herausgestellt, bisweilen exzentrisch. Die folgenden Beispiele zu Nietzsches Drossbach- und Emerson-Lektüren führen diesen Sachverhalt vor und korrespondieren mit älteren Vorschlägen, Nietzsches Prosastil unter dem Gesichtspunkt des Wortschatzes zu analysieren. Anders als etwa Peter Pütz diesen Aspekt für ein Verständnis der Dichtung Nietzsches namhaft gemacht und reserviert hat,³¹ erweisen sich Nietzsches terminologische Entscheidungen in Kenntnis sei-

28 Mazzino Montinari: Aufgaben der Nietzsche-Forschung heute. Nietzsches Auseinandersetzung mit der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: Nietzsche heute. Die Rezeption seines Werks nach 1968, hg. von Sigrid Bauschinger, Susan L. Cocalis und Sara Lennox, Bern, Stuttgart 1988, S. 137–148; hier S. 139.

29 Vgl. die Sektion »Lektüren, Quellen, Einflüsse« mit Beiträgen von »Altes Testament« über »Naturwissenschaft« bis »Sprachphilosophie« sowie den Artikel »Nietzsches Bibliothek« in: Nietzsche-Handbuch (Anm. 9), S. 364–426, 59–50.

30 Vgl. Yannick Souladié: Die Eingeweide Gottes. Wellhausen als Hauptquelle der nietzscheanischen Kritik der göttlichen Vorstellung des Christentums, in: Nietzsche als Leser (Anm. 17).

31 Peter Pütz: Friedrich Nietzsche, Stuttgart²1975, S. 41–46.

ner Lektüren als relevant für das gesamte Werk und alle Textsorten.³² Eine Möglichkeit, den gesamten Prozess von der Auswahl der Lektüre über das eigentliche Lesen und die Eintragung von Lesespuren, das Herausschreiben und die Verarbeitung von Auszügen bis zur Konstitution eines eigenen Textes und dessen Publikation begrifflich einzufassen, besteht darin, alle Elemente als zusammengehörige Aspekte der Praxis des Exzerpierens zu beschreiben.³³

In vorläufiger Absehung von der Frage, ob philologischer Positivismus oder der Poststrukturalismus (das insinuiert Ritter ja) den ›Leser Nietzsche‹ erzeugt und damit den Philosophen ›entstellt‹, oder ihn demgegenüber überhaupt erst satisfaktionsfähig (Kemmerling) gemacht hätten, geht es mir im Folgenden um einen anderen Aspekt. Infrage steht nämlich außerdem und ganz grundsätzlich, ob die avisierten, von den Forschungsförderungsinstitutionen akzeptierten Projektziele und zumal das geplante methodische Vorgehen umfassend so umsetzbar sind wie geplant, oder ob sich im Vollzug der praktischen Arbeit die Notwendigkeit ergibt, an der einen oder anderen Stelle Modifikationen vorzunehmen. Schließlich gilt auch für dieses Projekt und zumal die in Entstehung begriffenen kollaborativen Kommentare: »Nur die Edition, die ausschließlich konzipiert und nicht realisiert wird, läßt sich als normgebende und fehlerfreie denken. Nur in ihr werden Fragen nicht gestellt, sondern gelöst.«³⁴ Diese Form der Selbstkritik wird notwendig, wenn Projekte Grundlagenforschung betreiben und

32 Dieser Einsicht trägt die ›Nietzsche Research Group‹ in Nijmegen durch die Herausgabe eines Nietzsche-Wörterbuchs Rechnung. Bislang ist Bd. 1, »Abkürzungen – einfach«, hg. von Paul van Tongeren, Gerd Schank, Herman Siemens, Berlin, New York 2004, erschienen. Vgl. Herman Siemens: Gerd Schank and Paul van Tongeren, A Nietzsche dictionary (Berlin and New York: Walter de Gruyter), in: *New Nietzsche Studies* 5 (2002), S. 189–193.

33 Vgl. hierzu Mike Rottmann: Der ›freie Geist‹ exzerpiert. Friedrich Nietzsches Lese- und Schreibpraktiken zwischen disziplinierter Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Autonomie, in: *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 55/56 (2019), S. 157–160.

34 Kohlenbach, Groddeck: *Zwischenüberlegungen* (Anm. 7), S. 23. Claudine Moulin: Endozentrik und Exozentrik. Marginalien und andere sekundäre Eintragungen in Autorenbibliotheken, in: *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen 2018, S. 227–240, weist mit Recht darauf hin, dass die Faszination für Autorenbibliotheken mit der Hinwendung zu Manuskripten vergleichbar sei, wobei das Fehlen eines »sicheren Deutungsleidfaden[s]« (S. 227) in der Tat eine weitere Strukturverwandtschaft markiert. Vgl. außerdem Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: *Autoren-*

insofern risikobereit operieren, als sie nicht auf bewährte, allgemein oder zumindest weitgehend akzeptierte Interpretationsmuster zurückgreifen und auf bewährte Verfahren der Darstellung von Forschungsergebnissen gestützt verfahren können. Das gilt im vorliegenden Fall schon deshalb, weil, wie Herbert Kopp-Oberstebrink zu Recht festgestellt hat, »in der Forschung zum Kommentarwesen [...] dem philosophischen Kommentar philosophischer Texte eine äußerst marginale Rolle« zukommt: »Vom Philosophischen Kommentar [...] ist in der Philologie so gut wie nie die Rede. Doch auch innerhalb der philosophischen Zunft sieht es kaum besser aus.«³⁵ Erschwerend kommt hinzu, dass auch die Objekte des Kommentars wenig hinreichend bestimmt sind. Dieser Sachverhalt ist in der Tat gegeben, denn allein die Frage, wie Lesespuren (An- und Unterstreichungen, Marginalien, auch Eselsohren) in Büchern beschrieben, ausgewertet und kommentiert, und das heißt im Rahmen dieses Projekts vor allem: in ein Verhältnis zur Textproduktion des Autors gesetzt werden können, ist ungeachtet des deutlich gestiegenen Interesses an Lesespuren und Autorenbibliotheken bis dato eher unterbelichtet. Es steht sogar infrage, ob Lesespuren überhaupt interpretiert werden können: Unter Verweis auf die Praxis des Annotierens bei Edgar Allen Poe hat Magnus Wieland betont, dieser habe seine Graphismen als »dezidiert monologisch[]« verstanden und damit insofern »keinen Anspruch auf allgemeine Mitteilbarkeit«³⁶ unterlegt. Wenn (womöglich sehr vielen) Lesespuren, wie Poe meint, nie ein bestimmter Zweck eigen war, wie sollte es dann einem Interpretieren möglich sein, hier eine überzeugende Sinnzuschreibung vorzunehmen? Damit ist die allemal diskussionswürdige Frage aufgeworfen, in welchen interpretativen Rahmen Lesespuren zu konstituieren sind – können sie einer isolierten Betrachtung unterworfen werden, oder ist es vielmehr so, dass Lesespuren ihrerseits in einem enger oder weiter zu fassenden Kontext abgebildet werden müssen? Die unterstellte Unmöglichkeit des Verstehens wird noch umfassender, folgt man Jürgen Thaler in seiner Einschätzung, dass modernen Annotationspraktiken ein »ganz eigene[s] Idiom der Schriftlichkeit« zugrunde liegt, das »oftmals

bibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden 2015, S. 147–173; hier S. 149 f.

35 Herbert Kopp-Oberstebrink: Formen und Funktionen des philosophischen Kommentars. Zu drei Kommentierungen der *Kritik der reinen Vernunft*, in: Kommentar und Säkularisierung in der Moderne. Vom Umgang mit heiligen und kanonischen Texten, hg. von Yael Among, Caroline Sauter, Daniel Weidner, Paderborn 2017, S. 137–158; hier S. 138.

36 Wieland: Materialität des Lesens (Anm. 34), S. 150 f.

verstehbar nur für den [ist], der es verwendet.«³⁷ Es erscheint somit nur folgerichtig, dass Wieland nach einer theoretischen Fassung dieses Problems sucht und in Hans Ulrich Gumbrechts Begriff des »nichthermeneutischen Feldes« fündig wird, sodass seine Schlussfolgerung, diese Form der Materialität bleibe »interpretative[n] Verfahren vorderhand entzogen«,³⁸ eine durchaus ernsthafte Diskussion verdient: »Im Graphismus der Lesespuren materialisiert sich, selbst wo es sich um verbale Anmerkungen handelt, ein nicht-verstehbarer Rest. In ihm konserviert sich die ehemalige Präsenz eines früheren Lesers und seiner Lektüre, die sich nicht bruchlos in ein etabliertes Begriffssystem (rück-)übersetzen lässt.«³⁹ Zur Stabilisierung des anti-hermeneutischen Arguments zählt die Zurückweisung textgenetischer Relevanz allographer, sich auf fremde Texte beziehender Marginalien: So würden handschriftliche Annotationen in fremden Büchern einen »weniger produktorientierten Charakter« besitzen, vielmehr einem unbestimmten Rezeptionsinteresse und weniger einer »Produktionslogik« obliegen, folglich »keiner strategischen Schreibökonomie unterstehen«.⁴⁰ Das sich aus dieser Einschätzung ergebende, hier mit weitgehendem Anspruch vertretene Urteil bedarf einer Prüfung in den vielfältigen Projekten, die sich Autorenbibliotheken zuwenden und Beobachtungen über Schreibprozesse und Textgenesen versammeln.

Als zentrales Problem ergibt sich hier also die Modellierung einer Beziehung zwischen Lektüre, Lesespuren und Werk. Sollte nun auf Grundlage dieses, nicht zuletzt historischen Arguments im Zusammenspiel mit ein-

37 Jürgen Thaler: Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken, gesammelt, gelesen, gewidmet, Bücher aus Bibliotheken von Schreibenden, Linz 2015, S. 23–26; hier S. 26.

38 Wieland: Materialität des Lesens (Anm. 34), S. 151. Vgl. hierzu Hans Ulrich Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a. M. 2004, S. 31.

39 Ebd., S. 151. Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik (Anm. 38), S. 17, vgl. auch S. 23–25, räumt allerdings ein, dass auch bei Objekten, denen qua Status kein rekonstruierbarer Sinn eingegeben sei, schließlich doch eine Sinnzuschreibung erfolge: Ausgehend von seiner eigenen Erfahrung konstatiert er, dass eine »weithin institutionalisierte Tradition« angefochten werden sollte, »der zufolge die Interpretation – also die Ermittlung und/oder Zuschreibung von Sinn die zentrale Praxis, ja die alleinige Zentralpraxis – der Geisteswissenschaften ist.« Andererseits erfolgt der »akzentuierte Hinweis« darauf, dass »die Wiederentdeckung von Präsenzeffekten und das Interesse an der ›Materialität der Kommunikation‹, am ›Nichthermeneutischen‹ und an der ›Produktion von Präsenz‹ keineswegs die Dimension der Interpretation und der Sinnproduktion abgeschafft« (S. 34) habe.

40 Wieland: Materialität des Lesens (Anm. 34), S. 153.

schlägigen Beobachtungen, die eine Bestätigung auch in Nietzsches Praxis des Annotierens finden, der Weg einer Bezugnahme auf die Hermeneutik und aus ihr abgeleiteter Argumentationen und Methoden verstellt sein, so zeigt sich andererseits, dass Vertreter der materiellen Kulturforschung darin kein Problem erkennen und ohne sichtbare Sorge die »weitreichendste hermeneutische Implementierung von Objekten in Forschungsprozesse« für möglich halten, sofern dieser Vorgang »primär von Einzelobjekten aus[geht] und [...] diese als *Prisma* [nutzt], um Aussagen über die ihnen zugrunde liegenden Gesellschaften, Personen, Zustände oder Prozesse zu treffen«. ⁴¹ Dieser »weit gehende Ansatz nutzt Objekte [...] nicht nur als Ausgangspunkt oder *Illustration* einer Erzählung, sondern in wechselnder Fokussierung zugleich als *Thema*, *Quelle* und *Argument*«. ⁴²

Eine Diskussion dieser Grundfragen bildete nicht schon die Voraussetzung des hier umrissenen Projekts oder konnte gleichsam umstandslos aus der (Wissenschafts-)Geschichte entnommen werden, sondern ergab sich vielmehr erst aus der praktischen Arbeit. Auf Grundlage der in der Praxis zutage getretenen Probleme soll also ein Beitrag zur wissenschaftlichen Selbstkritik geleistet werden, der von der Einsicht ausgeht, dass die bislang offenen Fragen keinen Mangel der kollektiven Forschungsleistung dokumentieren, sondern vielmehr einen Fortschritt auf dem Weg zur Erfassung und Konturierung des Gegenstands und seiner wissenschaftsförmigen, prozesshaften Erschließung insgesamt zum Ausdruck bringen und nach dieser Maßgabe beurteilt werden sollten. ⁴³ Die Darstellung zielt mithin auf eine konstruktive Weiterentwicklung der Praxis, ⁴⁴ wobei sich dieser Akzent wiederum einer Qualität materialer Hermeneutik verpflichtet fühlt und folglich danach strebt, Verstehensprozesse so zu explizieren, dass sie prinzipiell

41 Annette C. Cremer: Zum Stand der Materiellen Kulturforschung in Deutschland, in: Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung, hg. von Annette C. Cremer und Martin Mulsow, Köln, Weimar, Wien 2017, S. 9–21; hier S. 19.

42 Ebd. Hervorhebungen im Original.

43 Hierbei handelt es sich durchaus um einen Normalzustand: So konnte das von Joachim Ritter konzipierte Langzeitvorhaben eines *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* (1971–2007) keine grundlegende Theorie zur Begriffsgeschichte voraussetzen; vielmehr trug das Projekt dazu bei, das Potential historischer Semantik für die Geisteswissenschaften fortlaufend zu prüfen.

44 Anregung und Rückhalt für diese Einschätzung finde ich bei Steffen Martus: Zur normativen Modellierung und Moderation von epistemischen Situationen in der Literaturwissenschaft aus praxeologischer Perspektive, in: *Scientia Poetica* 20, 2016, S. 220–233.

nachvollziehbar bleiben und Prämissen offenlegen. Die so verstandene hermeneutische Reflexion macht auf Voraussetzungen aufmerksam und müht sich um die Aufdeckung des Voraussetzungscharakters, indem sie leitende Vorverständnisse transparent macht und die Elemente der Interpretation in einer systematischen Form darstellt.

III.

Gerade der oft als Problem ausgewiesene Umstand, dass Nietzsches Büchersammlung keineswegs der »Charakter einer systematisch zusammengetragenen Gelehrtenbibliothek«⁴⁵ eignet, sie somit weder ein auch nur annähernd vollständiges Abbild der Lektüreinteressen des klassischen Philologen oder des institutionell ungebundenen, durch Europa reisenden Schriftstellers darstellt, kann sich als Vorteil erweisen, denn für die Zeit nach Aufgabe der Basler Professur ab 1879 besteht die Hypothese, dass die ab diesem Zeitpunkt nachweisbaren Bücher »von Nietzsche gezielt zur tatsächlichen Lektüre angeschafft«⁴⁶ wurden. Mit diesen und weiteren historischen Faktoren rechnen die Kommentatoren und orientieren daran ihre Vorverständnisse, die aufgrund ihrer zentralen Bedeutung hier *in extenso* wiedergegeben werden:

Nietzsches Auseinandersetzung [...] findet [...] in vieler Hinsicht produktiven Niederschlag in seinem Werk: Die Spannbreite reicht von einzelnen Gedanken, die ohne Kenntnis ihrer zeitgenössischen Inspirationsquellen oder Grundlagen nur schwer verständlich werden, bis hin zu elementaren Konzepten wie dem Willen zur Macht, dem Interpretationsgedanken, dem Perspektivismus oder der Wiederkunftslehre. Allerdings handelt es sich hierbei selten um eindeutige und direkte Adaptionen, sondern um unterschiedliche Formen konstruktiver Aneignung durch Nietzsche, die sorgsam analysiert werden müssen. Was Nietzsche liest, was Nietzsche denkt und was Nietzsche schreibt, sind drei verschiedene Dinge, die nicht notwendig in einer linearen kausalen Verbindung zueinander stehen. Aus diesem Grund ist Nietzsches Philosophie letztlich

45 Erdmann von Wilamowitz-Moellendorff: Die Nietzsche-Sammlungen in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar, in: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte 21, 2014, S. 89–100; hier S. 89.

46 Heit: Quellenforschung als positive Wissenschaft? (Anm. 17).

ohne eine Kenntnis seiner Kontexte nicht angemessen zu verstehen, aber es reicht auch nicht, die Summe der Lektüren und Rezeptionen zu kennen und die mehr oder minder verborgenen Anspielungen und Verweise in seinen Schriften gelehrig zu entschlüsseln. Vielmehr geht es darum, eine produktive Verbindung zwischen den zeitgenössischen Kontexten und den eigenen Texten Nietzsches herzustellen. Die Metapher des »Einflusses« erweist sich dabei fast immer als unbrauchbar, da selbst eine zustimmende Lektüre ein Prozess der aktiven und selektiven Aneignung ist. Um Nietzsches Denken im Kontext der Wissenschaften seiner Zeit zu begreifen, bedarf es daher sowohl einer gelehrten Kenntnis seiner Quellen als auch einer philosophischen Deutung seiner Philosophie.⁴⁷

Der produktive Kern liegt demnach in der »philosophischen Deutung seiner Philosophie«, wobei diese Deutung zur Voraussetzung hat, die »Summe der Lektüren und Rezeptionen« zu kennen. Im Zentrum der Deutung steht aber die zu erbringende Leistung, »Formen konstruktiver Aneignung« sichtbar zu machen, indem die »produktive Verbindung zwischen den zeitgenössischen Kontexten und den eigenen Texten Nietzsches« herausgearbeitet wird.⁴⁸ Es ergibt sich damit eine wechselseitige Durchdringung der Arbeitsschritte, die eine Hierarchisierung in Abrede stellt, damit aber auch die Angemessenheit einer Relativierung absoluter Evidenz einzelner methodischer Schritte behauptet. Damit ist gemeint, dass die philosophische Deutung einer Lektüre nicht zwangsläufig dann scheitern muss, wenn formale philologische ›Beweise‹ auf der zur Verfügung stehenden Materialbasis nicht gelingen.⁴⁹ Mit der Betonung von Adjektiven wie ›konstruktiv‹ und ›produktiv‹ zur Kennzeichnung der Aneignungsprozesse erfolgt überdies eine Auseinandersetzung mit einem an Nietzsches Textproduktion gerichteten Vorwurf, der von Cosima Wagner über einzelne französische Philosophiehistoriker bis in die

47 Helmut Heit, Lisa Heller: Einleitung, in: Handbuch Nietzsche und die Wissenschaften. Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Kontexte, hg. von Helmut Heit und Lisa Heller, Berlin, Boston 2014, S. 1–5; hier S. 2 f.

48 Damit wird einer Forderung Rechnung getragen, die schon in älteren Beiträgen erhoben wurde. Vgl. Thomas Fries, Glenn Most: <>: Die Quellen von Nietzsches Rhetorik-Vorlesungen, in: Centauren-Geburten. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, hg. von Tilman Borsche, Federico Gerratana, Aldo Venturelli, Berlin, New York 1994, S. 17–46, insb. S. 27–34, ferner Henning Ottmann: Philosophie und Politik bei Nietzsche, Berlin, New York 21999, S. 308 f.

49 So schon Zittel: Ästhetisches Kalkül (Anm. 8), S. 35–45, insb. 36 f.

gegenwärtige Forschungsdiskussion reicht und geltend zu machen sucht, Nietzsche sei als professioneller Kompilator wesentlich Plagiator gewesen.⁵⁰

Wie anhand eines Beispiels gezeigt werden kann, lohnt es sich, insbesondere diejenigen Bücher Nietzsches im Rahmen von ›BibNietzsche‹ eingehend zu kommentieren, die in der Forschung bereits Beachtung gefunden haben und in Interpretationen eingeflossen sind. Mit einem 1988 auf Anregung Montinaris publizierten Aufsatz hat Rüdiger W. Schmidt(-Grépal) die Relevanz von Nietzsches Lektüre des vergessenen Autors Maximilian Drossbach⁵¹ für die Entstehung und Konzeption des sog. Willens zur Macht als literarisches Projekt bekannt gemacht.⁵² Durch eine Reihe weiterer Spuren in Nietzsches Nachlass, die Quellenforscher ausfindig machen konnten und in den ›Nietzsche-Studien‹ publizierten, wurden die bereits von Schmidt identifizierten elf Notate im späten Nachlass ergänzt. Auf dieser Grundlage hat Helmut Heit ›Nietzsches Drossbach‹ kommentiert und konzidiert, was bereits Montinari für verborgene Lektüren festgestellt hat: »Gäbe es nicht das reich annotierte Exemplar in seiner persönlichen Bibliothek, so hätte man ihn wohl kaum jemals mit Drossbach in Verbindung gebracht. Weder der Titel der Schrift noch der Name ihres Autors finden in Nietzsches Briefen, Notaten oder Publikationen Erwähnung.«⁵³ Heits Auseinandersetzung unterscheidet sich von der Praxis seiner Vorgänger entscheidend dadurch, dass er sämtliche Lesespuren in den Blick nimmt und auf diese Weise zu einem Urteil über Nietzsches Lektüerverhalten gelangt: Nietzsche erweist sich als abwägender und bisweilen distanzierter Leser, der die von Drossbach vorgebrachte Kritik des Kausalitätsgedankens mit zustimmenden Marginalien versieht (»gut«), während er am Rand von Drossbachs eigenem Vorschlag notiert: »nicht so«.⁵⁴ Von grundsätzlicher Bedeutung ist die

50 Zuletzt Jochen Schmidt: Der Mythos ›Wille zur Macht‹. Nietzsches Gesamtwerk und der Nietzsche-Kult. Eine historische Kritik, Berlin, Boston 2016, insb. S. 38–39. Zur Kritik dieses Ansatzes vgl. Mike Rottmann: Vom Kritiker zum Akteur. Unzulängliche Versuche einer ›Entzauberung‹ Friedrich Nietzsches, in: »... so erzähle ich mir mein Leben.« Über den Zusammenhang von Biographie, Philosophie und Literatur bei Nietzsche (Nietzscheforschung NF 25), Berlin, Boston 2018, S. 471–481.

51 Maximilian Drossbach: Ueber die scheinbaren und die wirklichen Ursachen des Geschehens in der Welt, Halle 1884 (NPB C 252).

52 Rüdiger W. Schmidt: Nietzsches Drossbach-Lektüre. Bemerkungen zum Ursprung des literarischen Projekts ›der Wille zur Macht‹, in: Nietzsche-Studien 17 (1988), S. 465–477.

53 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Heit: Quellenforschung als positive Wissenschaft? (Anm. 17). Der vollständige Kommentar von Heit erscheint 2019 in der Zeitschrift *Studia Nietzscheana* auf ›nietzschesource.org‹.

54 Drossbach: Ueber die scheinbaren und die wirklichen Ursachen (Anm. 51), S. 34.

damit noch einmal bestätigte Einsicht, dass Drossbachs Buch für Nietzsche nicht nur einen Zugang zur Gedankenwelt dieses Autors eröffnet, sondern sich als ›Quelle‹ für die Ideen anderer Autoren erweist: »Während Nietzsche mitunter bis zur Redundanz die Zusammenfassungen von Kant und Hume annotiert, widmet er Drossbachs eigenen Pointen oft weniger Aufmerksamkeit. Es scheint nicht so, als würde ihn Drossbach in seinem eigenen Recht interessieren.«⁵⁵ Bereits die Mitarbeiter des Nietzsche-Archivs hatten in den 1930er Jahren im Rahmen der Erarbeitung der historisch-kritischen Edition festgestellt, dass »ein Zitat aus Kant oder eine Wiedergabe seiner Gedanken auf den Originaltext zurückgehen oder auf eine Stelle bei Schopenhauer oder etwa bei Kuno Fischer« und beklagten, dass hier »sehr große, ja oft unüberwindliche Schwierigkeiten für die Herausgeber« vorliegen.⁵⁶ Durch die Auslegung vieler Stellen kann Heit rekonstruieren, dass Nietzsche einzelne Gesichtspunkte aus Drossbachs Ausführungen übernimmt, kaum jedoch dazu neigt, vollständige Argumentationen zu akzeptieren. Die Konsequenz der darauf basierenden Einsicht, die Lektüre sei »nicht nur als Inspiration, sondern auch als Gegenstand der Kritik Nietzsches [zu] lesen«, ist hoch einzuschätzen und ergänzt die vorausgegangene Beobachtung, insofern die Lesespuren auf eine »in schneller Folge und präzise zwischen Zustimmung und Ablehnung« changierende Lektüre schließen lassen. Vor diesem Hintergrund und durch eine Zusammenschau der vielfältigen inhaltlichen Aspekte, die einerseits in Drossbachs Buch verhandelt werden und andererseits durch die Interessenlage Nietzsches geleitet in Anschlag gebracht werden, ist es möglich, eine Stellungnahme zur Relevanz einer berühmten semantischen Lesespur abzugeben: Auf dem rechten Steg der S. 45 notierte Nietzsche: »›Wille zur Macht‹ sage ich«, sodass die Frage aufgeworfen ist, wie sich diese Affirmation zu der von Drossbach im Text entfalteten Idee von Kraft auf der einen und zu Nietzsches Konzept und möglichem Buchprojekt ›Wille zur Macht‹ auf der anderen Seite verhält. Hierzu hat Heit Stellung bezogen und der Einschätzung Jochen Schmidts widersprochen, Nietzsche habe den »zeitgenössischen Begriff der ›Kraft‹ in den der ›Macht‹ transformiert und so den »Mode-Begriff der ›Kraft‹ mit dem ›Willen zur Macht‹ gleichzusetzen gesucht.«⁵⁷ Heit widerspricht der »aufgrund dieser

55 Heit: Quellenforschung als positive Wissenschaft? (Anm. 17).

56 Bericht von Prof. W[alter] F. Otto über den Stand der Arbeiten an der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Nietzsches, in: Bericht über die zehnte ordentliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs am 14. Dezember 1935, Weimar 1936, S. 13–16; hier S. 13 f.

57 Schmidt: Der Mythos ›Wille zur Macht‹ (Anm. 50), S. 19.

Randnotiz« unterstellten »spekulative[n] Übertragung von Drossbachs wissenschaftlichem Konzept« und argumentiert zum einen mit differierten Referenzsystemen beider Autoren (spekulativ-naturphilosophisch bei Drossbach), zum anderen mit der in der Lektüre sich ausdrückenden Haltung Nietzsches, die sich durch äußerste Vorsicht gegenüber den Implikationen der Drossbach'schen Theorie auszeichnet. Hier zeigt sich eindrücklich, dass sich Lesespuren nicht umstandslos als gleichsam argumentative Zutat in Interpretationen inkorporieren lassen, sondern zunächst als selbstständige Einheit beschrieben werden müssen. Wie komplexe Texte fordern auch Lesespuren dazu auf, je und je zu entscheiden, was zu ihrem Verständnis notwendig ist. Im Fall von Nietzsches Drossbach-Lektüre erzeugt die von Heit geleistete sondierende Auseinandersetzung mit der Gesamtheit aller im Buch anzutreffenden Lesespuren ein Bewusstsein für die Komplexität der Inhalte, für die Modi von Nietzsches Lektüre, schließlich für seine Nähe und Distanz zu Drossbachs Argumenten und Positionen. Eine – im schlechten Sinn zu verstehende – Fokussierung auf nur eine Lesespur unterschlägt den Gesamtzusammenhang und unterschätzt dabei die Uneindeutigkeit des infrage stehenden Notats: »Wille zur Macht« sage ich«. Einschlägig interessierte Forscher werden durch die Faksimilierung aller Buchseiten und den Kommentar in die Lage versetzt, zu einem eigenständigen Urteil zu kommen.

IV.

Ein weiteres Beispiel soll zeigen, welche Bedeutung der Rekonstruktion bestimmter Lektüren einschließlich der in Büchern hinterlassenen Spuren zukommt und so den begründeten Schluss zulassen, dass Lesespuren nicht nur philologisch beschreibbar und zugunsten einer philosophischen Auslegung fruchtbar zu machen sind, sondern überdies zentrale Funktionsstellen in Interpretationen ausfüllen, die ansonsten nicht nur ärmer oder weniger bestimmt, sondern unter Umständen gar nicht möglich wären. Ausgehend von Nietzsches Lektüre der *Essays* Ralph Waldo Emersons⁵⁸ möchte ich zeigen, welche Bedeutung dem in einer Autorenbibliothek überlieferten Buch einschließlich der darin enthaltenen Lesespuren zukommen kann, wenn man sich insgesamt für die philosophische Nutzbarmachung der Texte

58 Ralph Waldo Emerson: *Versuche (Essays)*. Aus dem Englischen von G. Fabricius, Hannover 1858 (NPB C701).

Emersons durch Nietzsche interessiert. Es soll dabei deutlich werden, dass Lesespuren zunächst einmal Arbeitshypothesen ermöglichen, die freilich so lange unselbstständig bleiben, bis sie in eine umfassende Interpretation eingefasst werden. Auf der anderen Seite gilt es zu zeigen, dass ein auf Interpretation zielendes Interesse durch die Auseinandersetzung mit Lesespuren nicht etwa eine beliebige, letztlich gleichgültige Anregung erfährt, sondern diese Quelle explizit konsultieren muss, um den Gegenstand des Interesses angemessen erfassen zu können. Wenn wir behaupten wollen, dass Nietzsches Exemplar der *Essays* nicht nur ein faszinierendes Artefakt darstellt, sondern für die genaue Bestimmung der produktiven Auseinandersetzung Nietzsches mit Emerson von Bedeutung ist, dann können wir hier auf die Forschungsgeschichte zurückgreifen. Im Folgenden verzichte ich darauf, umfassend in die inhaltliche Diskussion einzusteigen,⁵⁹ und konzentriere mich stattdessen allein auf die Struktur des rekonstruierten Interpretationsgangs. Während sich das Interesse für Nietzsches Auseinandersetzung mit Emerson in Deutschland in den ruhigen Bahnen historisch-philologischer Forschung bewegte und dabei wenig provozierende Ergebnisse zutage förderte, wurde das Thema in den USA aufgrund einer höchst spezifischen Konstellation zu einem veritablen philosophischen Politikum. In seiner berühmten, 1971 publizierten *Theory of Justice* hatte John Rawls Nietzsche und mit ihm Aristoteles als Musterbeispiele des Perfektionismus, mithin als illiberale Denker ausgewiesen,⁶⁰ indem er eine Sequenz aus Nietzsches dritter ›Unzeitgemäßer Betrachtung‹ *Schopenhauer als Erzieher* in der englischen Übersetzung Reginald John Hollingdales zitierte,⁶¹ woraufhin sich eine »spezifische und erstaunlich idiosynkrat[r]ische Form der Kontextualisierung von Nietzsches Denken im Sinne des Perfektionismus à la Rawls« ergab, die erklärt, wie »dieser Name [Nietzsche, M. R.] in den Schriften und Lehrplänen der nordamerikanischen Moralphilosophen und politischen Philosophen in Erscheinung getreten ist.«⁶² Als »direkter Gegenspieler« der von Rawls verfochtenen, aufgeklärten und liberalen Demokratie wurde Nietzsche zu einem »philosophische[n] Buhmann« in weiten Teilen

59 Vgl. hierzu etwa Vanessa Lemm: Is Nietzsche a Perfectionist? Rawls, Cavell, and the Politics of Culture in Nietzsche's »Schopenhauer as Educator«, in: *Journal of Nietzsche Studies* 34 (2007), S. 5–27.

60 John Rawls: *A Theory of Justice*. Revised Edition, Cambridge, Mass., 1999, S. 22.

61 Ebd., S. 286. Vgl. Reginald John Hollingdale: *The Man and His Philosophy*, Baton Rouge 1965, S. 127.

62 James Conant: *Friedrich Nietzsche. Perfektionismus & Perspektivismus*, Konstanz 2014, S. 27 f.

der angelsächsischen akademischen Philosophie stilisiert.⁶³ Einige Jahre nach der Publikation von *A Theory of Justice* machte es sich Stanley Cavell zur Aufgabe, »eine von ihm selbst als ›moralischer Perfektionismus‹ bezeichnete Tradition des ethischen Denkens aufzuarbeiten und bekannt zu machen«, woraufhin er sich in ein Konkurrenzverhältnis zu Rawls begab, indem er einige, von beiden als Zeugen benannte Theoretiker seiner Tradition zurechnete.⁶⁴ Mit Blick auf Nietzsche führte Cavell zunächst an, eine für die Argumentation wichtige Begriffsverwendung bei Nietzsche sei in der englischen Übersetzung unpräzise, wenn nicht falsch eingeführt, sodass sich schon hier ein klärungsbedürftiges, alle Interpretation infrage stellendes Problem ergebe.⁶⁵ Mehr persönlich gefasst war demgegenüber dieser Hinweis Cavells: »[I]f Nietzsche is to be dismissed as a thinker pertinent to the founding of the democratic life, then so, it should be seen, is Emerson, since Nietzsche's mediation on Schopenhauer is, to an as yet undisclosed extent, a transcription and elaboration of Emersonian passages.«⁶⁶ An anderer Stelle fasste Cavell diesen Ausgangspunkt noch klarer: »My particular fascination with this [d. i. Rawls', M. R.] dismissal is that the passage from Nietzsche is a virtual transcription of Emersonian passages [...].«⁶⁷ Für Cavell war allein aufgrund seiner intimen Kenntnis des Emerson'schen Œuvre klar, dass die inkriminierte Stelle bei Nietzsche eine ›virtuelle Übertragung‹ darstellen musste – für seine Interpretation war eine Explikation dieser Ahnung nicht weiter wichtig, philologische Nachweise dieser Art gehörten nicht in das Portfolio seines Argumentationsgangs.

James Conant, einem Schüler Cavells, fiel in den späten 1980er Jahren schließlich die Aufgabe zu, gemeinsam mit seinem Lehrer Seminare abzuhalten, um zugleich philosophische Autoren ausfindig zu machen, die sich als Vertreter des von Cavell profilierten ›moralischen Perfektionismus‹ eignen könnten. Indem sich Conant nun selbst der von Cavell gestreiften Frage nach der genauen Auseinandersetzung Nietzsches mit Emerson annahm, ging es ihm besonders darum, »die Erörterung und Infragestellung von Interpretationsannahmen«⁶⁸ vorzunehmen. Um Cavell von Nietzsche über-

63 Ebd., S. 28.

64 Ebd., S. 29.

65 Stanley Cavell: *Aversive Thinking. Emersonian Representations in Heidegger and Nietzsche*, in: ders.: *Conditions handsome and unhandsome. The Constitution of Emersonian Perfectionism*, Chicago, London 1990, S. 50.

66 Ebd., S. 49.

67 Ebd., S. 4.

68 Conant: *Friedrich Nietzsche (Anm. 62)*, S. 31.

zeugen zu können, musste er die Vermutung erhärten, »daß Nietzsche selbst ein begeisterter Leser und Anhänger Emersons war«. ⁶⁹ Je weiter Conant im Rahmen seiner Forschung auf konkrete Belege einer intensiven Beschäftigung Nietzsches mit Emerson stieß, desto größer wurde die Irritation bei jenen, die Nietzsches Philosophie hatten zurückweisen wollen, da sich »gerade jene Momente bei Nietzsche, die von Rawls und seinen Anhängern als etwas gegenüber den Bestrebungen der amerikanischen Demokratie besonders feindselig empfunden wurden, hier auf eine Quelle in Emersons Werk zurückführen ließen«. ⁷⁰ Für unsere, mehr an der Struktur interessierte Rekonstruktion des Sachverhalts ist bemerkenswert, dass Conant einen, für den Argumentationsgang seines eigenen Ansatzes besonders wichtigen Arbeitsschritt nur im Anhang seines Buchs mitteilt, damit einerseits aus der tatsächlichen Struktur herausoperiert, andererseits besonders explizit macht. Hier nämlich wirft Conant die Frage auf, »[w]oran wir erkennen, daß Nietzsche Emerson bewunderte?«. ⁷¹ Sodann führt Conant das gesamte vorliegende Material vor: Er nennt die von Nietzsche gelesenen Bücher Emersons einschließlich der Marginalien, die zum Teil ediert worden sind; er erwähnt die von Nietzsche einmal besessenen, heute verlorenen Emerson-Bücher sowie die für Nietzsche angefertigte Übersetzung eines englischen Textes des amerikanischen Schriftstellers. ⁷² Analysiert man Conants Studie vor dem hier zu erörternden Interesse, Möglichkeiten eines Zusammenspiels der Perspektiven und Methoden zu eruieren, so lässt sich konstatieren, dass die Sondierung des Materials einen erheblichen Raum einnimmt, um die erst am Schluss der Arbeit artikulierte, genuin philosophische Brisanz vorzubereiten. Auffällig ist Conants Sensibilität für die Beschreibung der Voraussetzungen seiner Analyse; denn Nietzsche erwähnt Emerson in seinem publizierten Werk nur drei Mal und integriert die Verweise obendrein so in seinen Text, dass sie »sich auch leicht überlesen lassen«. ⁷³ Die produktive Irritation besteht folglich gerade in dem Umstand, dass Nietzsche – zunächst einzig ausweislich des überlieferten Buchs – »Emerson ausgiebig gelesen hat, und zwar sein ganzes Leben lang«, während die publizierten Texte Nietzsches ein »Geheimnis« aus der eigentlichen Bedeutung Emersons machen; ein Geheimnis, »das Nietzsche nicht allzu schnell enthüllen wollte« und durch »allerlei geflüsterte Hinweise« nur mehr andeutet, dem Leser

69 Ebd., S. 31, Anm. 6.

70 Ebd., S. 46.

71 Ebd., S. 364.

72 Vgl. ebd., S. 364 f., Anm. 3, 4 und 5.

73 Ebd., S. 365, Anm. 7.

aber nicht offenlegt. Diese werkspezifischen Besonderheiten und Nietzsches kompositorische Entscheidung, eindeutig jemanden zu zitieren, aber nicht zu sagen, um wen es sich dabei handelt, betrifft die von Rawls benutzte Passage aus ›Schopenhauer als Erzieher‹ besonders:

Mitunter ist es schwerer, eine Sache zuzugeben als sie einzusehen; und so gerade mag es den Meisten ergehen, wenn sie den Satz überlegen: »die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne grosse Menschen zu erzeugen – und dies und nichts Anderes sonst ist ihre Aufgabe.« [...] Denn die Frage lautet doch so: wie erhält dein, des Einzelnen Leben den höchsten Werth, die tiefste Bedeutung? Wie ist es am wenigsten verschwendet? Gewiss nur dadurch, dass du zum Vortheile der seltensten und werthvollsten Exemplare lebst [...].⁷⁴

Die von Conant in die Diskussion eingebrachte Beobachtung ist von zentraler Bedeutung, macht sie nämlich geltend, dass das von Rawls und einer ganzen Generation gegen Nietzsche gewandte »Schlüsselzitat«⁷⁵ bereits im Text in Anführungszeichen steht, der gesamte Abschnitt folglich als ein Kommentar zu diesem Satz zu verstehen ist.⁷⁶ Conant hält fest, dass in Nietzsches »Exemplar des Emersontextes der Übergang von der Paraphrase der jeweiligen Passage zu ihrer Kommentierung und von dort aus weiter zur Niederschrift eigener Gedanken fließend ist.«⁷⁷

Die Sätze Emersons sind Vorbilder, die Nietzsche den Weg zu Sätzen weisen, die ihm helfen, seine eigenen Gedanken zur Sprache zu bringen. Indem er das Verhältnis zwischen seinem Autor und dem am Schluß genannten Vorbild (nämlich Emerson) vorführt, versucht der Essay zu zeigen, wie ein Philosoph, der über sich selbst hinauszuwachsen versucht, sich zu einem von seinen gegenwärtigen exemplarischen Anderen verhalten soll.⁷⁸

74 Friedrich Nietzsche: Kritische Studienausgabe, hg. vonazzino Montinari und Giorgio Colli, Bd. 1, Berlin, New York, München 1988, S. 383 f. Rawls hatte zitiert, ohne die Anführungszeichen im Text wiederzugeben. In der deutschen Übersetzung von Rawls: Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a. M. 1975, S. 360, wird der Abschnitt aus *Schopenhauer als Erzieher* zwar nach der maßgeblichen *Kritischen Gesamtausgabe der Werke* (KGW) zitiert, die fehlenden Anführungszeichen werden indes nicht ergänzt.

75 Conant: Friedrich Nietzsche (Anm. 62), S. 68 f.

76 Ebd., S. 372.

77 Ebd., S. 364, Anm. 3.

78 Ebd., S. 387 f.

Conants Arbeit verzeichnet erhebliche Erkenntnisfortschritte, weil sie auf Basis einer zuverlässigen Edition Vergleiche zwischen Emersons und Nietzsches Text vornimmt. Die Aufarbeitung der philosophischen Auseinandersetzung Nietzsches mit Emerson ist damit noch nicht abgeschlossen; ein philosophischer Kommentar, der die von Nietzsche gelesenen Bücher Emersons eingehend nach Maßgabe der Lesespuren untersucht, sollte weiteren Aufschluss ermöglichen.⁷⁹

Anhand dieses Beispiels wird deutlich, welche Konsequenzen es haben kann, wenn die Mindeststandards eines historisch-philologischen Zugang übergangen werden und die Heranziehung des Textes eines wenig geliebten Autors ausschließlich dem Interesse unterliegt, eine Instrumentalisierung für systematische Zwecke umzusetzen. Zugleich wird ein Problem der gängigen Editionspraxis deutlich, die Textbände zunächst einmal für sich allein zu publizieren und den philologischen Apparat dann später nachzuliefern. Aus dem bis heute fehlenden Nachbericht zu den Textbänden, in denen die von Nietzsche in den Emerson-Band eingetragenen Notate gedruckt sind, wäre eine Auskunft darüber zu entnehmen, an welchen Stellen genau und in welchem Umfang Nietzsche annotiert und semantische Spuren hinterlassen hat. Dieses Desiderat der maßgeblichen Nietzsche-Edition wird durch die Digitalisierung des Emerson-Exemplars nicht vollständig behoben, wohl aber gelindert.

VI.

Die Historisierung eines Autors kann die Voraussetzungen dafür liefern, hinter obwaltende Prämissen zurückzugehen, die innerhalb der Rezeptions- und Forschungsgeschichte zu vorgeblich allgemeingültigen Wahrheiten sedimentiert sind. Grundsätzlich obliegt es der Verantwortung jedes Einzelnen zu entscheiden, welche interpretatorischen und ethischen Konsequenzen aus dem – heute mehr denn je verfügbaren – Wissen um Nietzsches Lese- und Schreibpraxis, seiner aus Büchern und Texten Fremder gewonnenen Kenntnissen, die er regelmäßig weiterverarbeitet, in individuelle Fragezusammenhänge übernommen und nach Maßgabe eigener Interessen transformiert hat, zu ziehen sind. Gleichermaßen hängt es vom

79 Der entsprechende Kommentar von Benedetta Zavatta (Nietzsche's reading of Emerson. Analysis and commentary on Emerson's books belonging to Nietzsche's personal library) erscheint 2019 in der Zeitschrift *Studia Nietzscheana* auf nietzschesource.org.

Temperament und dem Beobachtungsradius eines Urteilenden ab, ob sie oder er dazu neigt, diese Zusammenhänge ihrer Bedeutung nach als »Randkultur« auch danach zu bewerten, ob ihnen in der Forschung bereits heute eine geringe oder starke Bedeutung zukommt. Ebenso verhält es sich mit der Haltung, im Wissen um spezifische Gemengelagen einen erhöhten Artikulations- und Explikationsdruck zu empfinden – oder nicht. Gleichwohl erschweren die hier ausgeführten Beispiele, wie ich meine, eine Ausblendung dieses Sachverhalts und das zumal, wenn man den Anspruch erheben möchte, einen nachhaltigen Forschungsbeitrag zu leisten. Die Vielzahl der eingangs vorgestellten Erschließungs-, Editions- und Kommentarprojekte behaupten nicht, erschöpfende Antworten auf philologisch-historische und philosophische Fragen zu geben; doch stellen sie Instrumente bereit, deren kontrollierte, optionale Einbeziehung an vielen Stellen nützlich sein kann.

Dieser Beitrag hat den Anspruch erhoben, responsiv zu verfahren, was zunächst einmal bedeutet, möglichst viele Positionen zur Sprache kommen zu lassen. Hierzu gehört aber auch, kritischen Meinungen zu ihrem Recht zu verhelfen, sie überhaupt einzuführen, ohne sogleich in eine Abwehrstellung zu verfallen. Im Rahmen der Zürcher Tagung zu Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts (15. bis 17. November 2018) wurde etwa die Frage aufgeworfen, welcher ›Mehrwert‹ die Digitalisierung und Durchsuchbarkeit der von Thomas Mann besessenen Werke Goethes einschließlich der semantischen Lesespuren zeitige, habe doch die Literaturwissenschaft unter Einsatz ›herkömmlicher‹ Methoden und Argumentationsweisen sowie durch stupende Kenntnis der Werke längst nachvollziehen können, dass Mann Goethe nicht nur gelesen, sondern auch vielfältige Anregungen aus dessen Werk erfahren und zur Produktion eigener Texte nutzbar gemacht habe.⁸⁰ Kurzum: Wie kann das schon bestehende Wissen substantiell ausgeweitet werden? Eine weitere, von einer noch

80 Diese Frage stellte Christian Jany (Zürich). Dazu bereits Wieland: Materialität des Lesens (Anm. 34), S. 157: »Wenn der Buchbesitz eines Autors nur belegen kann, was bereits seinen Texten zu entnehmen ist, dann verkommt die Annotation zur Tautologie. Der Erkenntniswert von Autorenbibliotheken beläuft sich daher auf den Nachweis von Intertexten.« Hierin besteht auch ein Einwand, der wider das Erkenntnispotential der materiellen Kulturforschung erhoben wird, vgl. Cremer: Zum Stand der Materiellen Kulturforschung (Anm. 41), S. 20: »Von Skeptikern wird das methodische Angebot und das Erkenntnispotential [...] als vermeintlich ›weiche‹ Forschung, als zu unpräzise und kaum nachvollziehbar betrachtet und zudem als nicht in der Lage, tatsächlich neue Erkenntnisse zu generieren, sondern nur bereits Bekanntes mit anderen Mitteln zu wiederholen.«

grundsätzlicheren, dabei durchaus berechtigten Skepsis genährte Frage berührt die mutmaßliche Verlagerung der Aufmerksamkeit vom autorisierten Werk auf chaotische Nachlassbestände und die damit verbundene Negation der zahlreichen, von Nietzsche selbst publizierten Bücher: Ist in ihnen, so wird gefragt, nicht das philosophische oder kulturkritische Substrat enthalten, derentwegen Nietzsche seit über 130 Jahren intensiv gelesen wird und das als Basis fundierter Diskussionen längst noch nicht erschöpft ist? Was also legitimiert diesen Aufwand?⁸¹ Ich lasse diese Gesichtspunkte hier offen, reklamiere aber, sie im Bewusstsein zu halten und stelle sie als berechtigte Anregungen der Prüfung anheim.

Die Autorenbibliotheksforschung bewegt sich fraglos in einem produktiven Spannungsfeld verschiedener, zuweilen konkurrierender Ansätze, die Erkenntnispotentiale und Beurteilungskriterien zuweilen divergent konstruieren und in *scientific communities* einbringen. Am Beispiel von Nietzsches Emerson-Lektüre sollte vorgeführt werden, welche Funktionsstelle die Auseinandersetzung mit Lesespuren in einem philosophisch motivierten Interpretationsgang einnehmen kann. Die Forschungsgeschichte zu Emerson-Nietzsche belegt, dass selbst die Hinzuziehung von Büchern eines Autors und der Versuch einer Integration von Lesespuren sowohl das »Argumentationsreservoir«⁸² des Interpreten anreichert als auch bestimmte Fragen überhaupt erst ermöglicht oder aufwirft. Dass die »nachgewiesene Präsenz eines [...] Werkes Perspektiven für die Gattungsforschung«⁸³ eröffnet, sollte eingedenk der gesicherten Ergebnisse bei James Conant klar geworden sein, löst er doch sein Versprechen ein, im Detail nachzuvollziehen, wie Nietzsche realisiert, »Emersonsche Ideen [...] in seiner eigenen philosophischen Sprache auszudrücken«⁸⁴ und arbeitet damit, ganz im Sinne Friedrich Schleiermachers, die »Individualität des Verfassers und die individuelle Form der sprachlichen Äußerung«⁸⁵ heraus. Conant argumentiert deutlich philologischer als seine Vorgänger Rawls und Cavell, doch erschöpft

81 Diese Frage stellte Thomas Wiemer im Rahmen des Kolloquiums der ANR-DFG-Förderprogramme in den Geistes- und Sozialwissenschaften am 5. April 2018.

82 Wolfgang Adam: Bibliotheksforschung als literaturwissenschaftliche Disziplin, in: Literaturwissenschaft und Bibliotheken, hg. von Stefan Alker und Achim Hölter, Göttingen, Wien 2015, S. 91.

83 Ebd., S. 85.

84 Conant: Friedrich Nietzsche (Anm. 62), S. 370, Anm. 17.

85 Gunter Scholtz: Schleiermacher im Kontext der neuzeitlichen Hermeneutik-Entwicklung, in: Friedrich Schleiermachers Hermeneutik. Interpretationen und Perspektiven, hg. von Andreas Arndt und Jörg Dierken, Berlin, Boston 2016, S. 1–26; hier S. 15 f.

sich sein Interesse nicht in der Explikation dieser Ebene: Es bleibt eine inhaltliche, genauer: eine philosophische Frage als Motivation bestehen, die er präziser und damit besser zu beantworten sucht. Ein »nichthermeneutisches Feld« (Gumbrecht/Wieland) tut sich meiner Einschätzung nach nur dann auf, wenn die Erforschung von Lesespuren von komplexeren Verstehensbemühungen Abstand nimmt und unter Ausschaltung eines übergeordneten, autor- und werkspezifischen Fragezusammenhangs gleichsam reduktionistisch verfährt. Am Beispiel von Helmut Heit und James Conant zeigt sich, dass Auseinandersetzungen mit Nietzsches Bibliothek gerade dann eine produktive Kraft entfalten, wenn sie in eine bestehende Diskussion einsteigen. Möglicherweise zeichnet sich hier bereits eine Kanonisierung bestimmter, von Nietzsche konsultierter Bücher ab, denen eine besondere Bedeutung zukommt.

Es besteht gegenwärtig kein begründeter Anlass dazu, umfassendere Erwartungshaltungen als überzogen zurückzuweisen, mögen sich auch zahlreiche Fälle angeben lassen, für die sicher gilt, dass einschlägige Interpretationen ins Leere führen – darin besteht ein prinzipielles Forschungsrisiko. Insgesamt sollte es also darum gehen, eine durchdachte Verständigung der auf Wissensvermehrung zielenden Optionen als Ziel von Grundlagenforschung auszuweisen, wobei sich theoretische Schlussfolgerungen immer auf solche Probleme beziehen sollten, die in der Praxis nachvollziehbar zutage getreten sind – das als Motto gewählte Zitat Friedrich August Wolfs weist in diese Richtung, und auch Schleiermacher ist Gewährsmann, wenn er feststellt, dass »die rein wissenschaftliche Theorie [...] die sein [wird], welche nichts bewirkt, die nützliche wird allein die sein, welche die Beobachtungen zweckmäßig zusammenstellt«. ⁸⁶ Eine Lösung kann und sollte nicht darin bestehen, in Absehung konkreter Vorschläge einseitige, oft polemisch motivierte Negierungen vorzunehmen: Weder die nachweislose Überschätzung materieller Spuren für die einschlägig interessierte Forschung noch der Vorwurf, Materialitätsforschung bedeutete eine Abwendung von ›Sinn‹, wie sie nur die Interpretation autorisierter Texte und Werke ermögliche, führen weiter. Dieser Beitrag möchte dafür plädieren, den Abwertungs- und Bemühungen beider Lager auszuweichen, also weder die Reflexionsanstrengungen der Hermeneutik als methodologisch unergiebig und damit überkommene Perspektiven auf Autor und Werk abzuqualifizieren, noch

86 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: Über den Begriff der Hermeneutik. Erste Abhandlung [1829], in: ders.: Akademievorträge, hg. von Martin Rössler (Kritische Gesamtausgabe, Bd. I/11), Berlin, New York 2002, S. 599–620; hier S. 606.

Konzepten materialgestützter Kulturforschung die Entleerung von ›Sinn‹ zu unterstellen, ohne sie je geprüft zu haben.⁸⁷ Es geht vielmehr und grundsätzlicher schließlich *nicht* darum, um es mit den Worten Rüdiger Bubners zu sagen, »einen Typ Methode gegen einen anderen auszuspielen, sondern auf die Grenze aller Methodik aufmerksam zu machen«.⁸⁸

87 Hinweise hierzu gibt Sandra Richter: Materialität und Interpretation. Wie Textobjekte Sinn(e) stiften, in: Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven, hg. von Falko Schmieder und Daniel Weidner, Berlin 2017, S. 72–96, indem sie u. a. feststellt, dass »Materialität [...] gegen Interpretation« (S. 74) ausgespielt wird

88 Rüdiger Bubner: Über die wissenschaftstheoretische Rolle der Hermeneutik. Ein Diskussionsbeitrag, in: ders.: Dialektik und Wissenschaft, Frankfurt a. M. 1973, S. 89–111; hier S. 95.

II Praxeologie

Anke Jaspers

(Frau) Thomas Manns Bibliothek?

Autorschaftsinszenierung in der Nachlassbibliothek

Wer sich in Thomas Manns Nachlassbibliothek umsieht, mag irritiert darüber sein, was als Büchersammlung des Autors zusammengefasst ist: Die Erscheinungsjahre der Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Typoskripte reichen bis ins Jahr 1962¹ – sieben Jahre nach dem Tod Thomas Manns im August 1955 und sechs Jahre nach der Einrichtung des Thomas-Mann-Archivs an der ETH Zürich. Welchen Grund kann es gehabt haben, die Bibliothek des Autors postum zu erweitern? Weiterhin finden wir einen Gedichtband Adelbert von Chamisso aus dem Jahr 1881 mit einem Eigentumsvermerk Heinrich Manns – wie kam dieses Buch hierher?² Die Anti-Mussolini-Schrift des späteren Schwiegersohns Giuseppe Antonio Borgese, *Der Marsch des Faschismus* von 1938 enthält Lesespuren von Klaus Mann – gehört sie also nicht in dessen Bibliothek? Manche Bücher sind Katia Mann gewidmet – warum stehen sie hier?

Die Nachlassbibliothek umfasst weder alle Bücher, die Thomas Mann gelesen hat, noch alle, die er besessen hat. Der Blick auf die Provenienz der einzelnen Exemplare und ihrer Gebrauchsspuren ergibt darüber hinaus, dass sie nicht nur Lücken aufweist, sondern auch Bücher enthält, die Mann aufgrund ihres Erscheinungsdatums gar nicht gelesen haben konnte und – hierauf verweisen entsprechende Vermerke und Widmungen – die ursprünglich nicht sein Eigentum waren. Er ist noch nicht einmal der alleinige Urheber der Lesespuren in der Bibliothek.

Stefan Höppner bezeichnet die Autor_innenbibliothek als Ort, »an dem das Sammeln von Büchern als Arbeitsmittel oder Gegenstand der Bibliophilie zusammentrifft mit der Lektüre, Recherche und Produktion neuer Texte,

1 Eines der jüngsten Werke ist Thomas Mann: *The Magic Mountain*, 2 Bände, New York 1962, in: Thomas-Mann-Archiv (TMA), Thomas Mann 9070. Zum Zeitpunkt der Recherche stand laut Auskunft des TMA zur Debatte, ob die Exemplare der Nachlassbibliothek mit Erscheinungsdatum nach 1955 in einen anderen Bestand des Archivs aussortiert werden sollten. Seit Sommer 2019 steht der erwähnte Titel nun unter der Signatur TMU 1483:1–2 B im Depot des TMA in der ETH-Bibliothek. Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiterin des TMA gilt ein großer Dank für die Bereitstellung von Dokumenten und Informationen zur Archivpraxis, ohne die dieser Artikel nicht möglich gewesen wäre.

2 Vgl. Adelbert Chamisso: *Chamisso's Gedichte*, hg. von Wilhelm Rauschenbusch. Berlin 1881, in: TMA, Thomas Mann 3356.

auch wenn sie gekaufte, geschenkte und von Verlagen zur Rezension eingesandte Exemplare umfasst«. ³ Seiner differenzierenden Beschreibung ließe sich hinzufügen, dass potentiell jede Autor_innenbibliothek, weil sie Gelesenes und nicht Gelesenes, Gekauftes, Geschenktes und Geliehenes enthalten kann, Lesespuren verschiedener Urheber_innen, Widmungen an mehr als eine Person und fremde Eigentumsvermerke aufweisen könnte. Besonders eindrücklich ist dies in Paarbibliotheken zu beobachten, in denen die Zuschreibung der Bibliotheksexemplare sowie die Lese- und Gebrauchsspuren oft genug kollektiv und kooperativ gedacht werden müssen. ⁴ Autor_innenbibliotheken gehören zu den sich – auch noch im archivierten Zustand, wie zu zeigen sein wird – andauernd verändernden Untersuchungsgegenständen, die sich durch materielle Heterogenität ⁵ und ausgefranste Ränder ⁶ auszeichnen. Ihre Rekonstruktion, die Verzeichnung ihrer Titel und der in ihnen enthaltenen Gebrauchsspuren, aber auch die Erforschung von Sammlungsgeschichten und -profilen stellt aus diesem Grund eine große Herausforderung dar. Zwar zielen viele Studien an und mit dem Material von Autor_innenbibliotheken auf die Erforschung von Lektüre- und Schreibprozessen bzw. dem Werk *eines* Autors oder *einer* Autorin, die fortwährende Vernetzung der noch recht jungen Autor_innenbibliotheksforschung zeigt aber nicht zuletzt – oder anders gedacht: resultiert aus der Erkenntnis, dass sich ihre Untersuchungsgegenstände aufgrund ihres von mehreren Akteuren produzierten und gebrauchten Materials nur kollektiv und kooperativ denken lassen. Am Beispiel von Thomas Manns Nachlassbibliothek plädiert dieser Artikel dementsprechend zum einen für die Erforschung von Sammlungsprofilen und -geschichten als Grundlage für einen informierten Umgang mit den Beständen und daraus resultierend zum anderen dafür, Autor_innenbibliotheken und insbesondere Nachlassbibliotheken als gemeinschaftlich konstituierte und konstruierte Gegenstände zu betrachten.

Nur selten gelangen Autor_innenbibliotheken als Gesamtbestand in den

3 Stefan Höppner: Bücher sammeln und schreiben. Eine Einleitung, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner u. a., Göttingen 2018, S. 14–22; hier S. 15 f.

4 Vgl. exempl. Roland Berbig: »Denn ich ohne Bücher, bin nicht ich«. Die Bibliothek von Christa und Gerhard Wolf, in: Zwischen Moskauer Novelle und Stadt Der Engel. Neue Perspektiven auf das Lebenswerk von Christa Wolf, hg. von Therese Hörnigk, Berlin 2015, S. 13–32.

5 Vgl. Dirk Werle: Literaturtheorie als Bibliothekstheorie, in: Literaturwissenschaft und Bibliotheken, hg. von Stefan Alker und Achim Hölter, Göttingen 2015, S. 13–26; hier S. 14.

6 Vgl. Caroline Jessen: Der Sammler Karl Wolfskehl, Berlin 2018, S. 11.

Nachlass. In der Regel treffen Erbgemeinschaft und aufnehmende Institution eine Auswahl der für das Werk oder aufgrund ihres materiellen Werts wichtigen Bücher und Broschüren, ob mit oder ohne Lesespuren. Gerade aufgrund dieser »sammlungserzeugenden Prozesse[] der ordnenden Relationierung, Aneignung und Zerstreung« stellen sich auch im Fall Thomas Mann Anschlussfragen:⁷ Nach welchen Prinzipien ist die Nachlassbibliothek zusammengestellt? Enthält sie die Exemplare, die Thomas Mann entweder gehörten, oder die er (zumindest zeitweise) besessen oder gelesen oder annotiert hat? Während ein Exemplar von Heinrich Manns *Zola*-Essay, das sich Thomas von dem befreundeten Anwalt und Lyriker Maximilian Brantl nur auslieh und ihm annotiert, mit teilweise ausradierten (Bleistift-)Spuren der Lektüre, zurücksandte, heute in der Nachlassbibliothek steht,⁸ ist Ernst Bertrams Exemplar der *Geschichte Babyloniens und Assyriens* von Fritz Hommel mit Lesespuren Thomas Manns allerdings unter ›Werke anderer aus dem Thomas-Mann-Kreis‹ ins Depot der ETH-Bibliothek einsortiert.⁹ Und wie erklärt sich das Mehr an Büchern und Typoskripten, die nach dem Tod Thomas Manns erschienen und Teil seiner Nachlassbibliothek geworden sind? Wovon sprechen wir also, wenn wir von *Thomas Manns* Nachlassbibliothek bzw. von Thomas Manns *Nachlassbibliothek* reden? Prägnanter gefragt: Welche Konzepte, Personen, Interessen und Kontingenzen haben an der Konstruktion der Sammlung mitgewirkt?

Erste Hinweise auf das Sammlungsprofil kann ein Blick in die Geschichte der Bibliothek liefern. In der Erinnerung Golo Manns war seine Mutter Katia in den wechselnden Häusern in Deutschland, der Schweiz und den USA für

7 Reinhard Laube: Vorwort, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner u. a., Göttingen 2018, S. 9–13; hier S. 9.

8 Im Begleitbrief vom 18. 6. 1916 schreibt Thomas Mann: »Ich schicke Ihnen endlich die Weißen Blätter zurück und bitte tausend Mal um Entschuldigung wegen der Bleistiftstriche. Ich habe angefangen zu radieren, fürchtete aber, die Sache dadurch zu verschlimmern. Übrigens gehören Bleistiftstriche beinahe zu diesem Artikel, es scheint, daß die trefflichsten Doppelsinnigkeiten von den meisten Lesern nicht bemerkt werden.« Zitiert nach Hans Wysling: Die Technik der Montage. Zu Thomas Manns Erwähltem, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 57, 1963, 1/2, S. 156–199; hier S. 194, Fußnote 22. Vgl. Heinrich Mann: Zola, in: Die Weißen Blätter. Eine Monatschrift 2, 1915, 11, S. 1312–1382, in: TMA, Thomas Mann 5054.

9 Vgl. Fritz Hommel: *Geschichte Babyloniens und Assyriens*. Hauptabth. 1, Theil 2, Berlin 1885, in: TMA, Depot ETH-Bibliothek, TMB 71026. Weitere Exemplare, die Thomas Mann gehört haben und die er annotiert hat, sind in private und öffentliche Sammlungen auf der ganzen Welt verstreut. Vgl. Anke Jaspers: Stempel, Schilder, Signaturen. Exemplargeschichten aus der Bibliothek Thomas Manns, in: IASL 46, 2021 (in Vorbereitung).

die Aufstellung und Pflege der Bibliothek zuständig.¹⁰ Tatsächlich aber beschäftigten sich bei jedem Umzug neben Thomas und Katia Mann, auch ihre Kinder und deren Bekannte mit dem Ausräumen und Einsortieren der Bücher. Jedes Mal mussten der Schreibtisch im Arbeitszimmer geordnet¹¹ und die Bücher in den neuen Räumen aufgestellt werden, damit Thomas Mann, gestört vom Arbeitsplatzwechsel, zügig weiterarbeiten konnte.¹² Gemeinsam mit Tochter Erika, die hin und wieder als »weibliche[r] Eckermann« ihres Vaters bezeichnet wurde,¹³ stellte Katia auch das Material für das geplante Thomas-Mann-Archiv an der Yale University zusammen¹⁴ und arrangierte den Verkauf aussortierter Bücher, als das Paar 1952 in die Schweiz zurückkehrte.¹⁵ Als Lebens- und Arbeitspartnerin ihres Mannes¹⁶ war vermutlich sie nach dessen Tod für die Verwaltung seiner Hinterlassenschaft und die Einrichtung seines Nachlasses zuständig.¹⁷ Sie sichtete und ordnete das Vorhandene und übergab im Oktober 1956 neben Manuskripten, Briefen,

10 Vgl. Golo Mann: *Erinnerungen an Katia Mann*, in: ders.: »Man muss über sich selbst schreiben«. *Erinnerungen, Familienporträts, Essays*, Frankfurt a. M. 2009, S. 139–144; hier S. 142.

11 Vgl. Anne-Kathrin Reulecke: *Der Schreibtisch im Exil. Thomas Manns schwimmendes Arbeitszimmer*, in: Klaus Kastberger (Hg.): *Die Werkstatt des Dichters. Imaginationsräume literarischer Produktion*, Berlin 2017, S. 215–234; hier S. 217–220.

12 Vgl. exempl. den Umzug von Küsnacht nach Princeton von August bis Oktober 1938 in *Thomas Mann: Tagebücher 1937–1939*, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M. 2003, S. 251–309.

13 »Lauter wissenswerte Aufzeichnungen von einem weiblichen Eckermann«, *Die Welt*, 16. 9. 1996, in: TMA, D-I-PA/1996/1473.

14 Vgl. *Thomas Mann: Tagebücher 1949–1950*, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M. 2003, Einträge vom 14. und 15. 12. 1950, S. 161. Die Idee zur Einrichtung eines Thomas-Mann-Archivs in der Yale University Library und die ersten Übergaben von Manuskripten und Druckschriften hatte es bereits 1937/38 gegeben. Vgl. *Mann: Tagebücher 1937–1939* (Anm. 12), Einträge vom 4. 3. 1937, S. 35, 16. 5. 1937, S. 61 und 10. 8. 1938, S. 118. Der weitere Verkauf von Manuskripten, Briefen, Notiz- und Tagebüchern im Jahr 1951 scheiterte. Vgl. *Thomas Mann: Tagebücher 1951–1952*, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M. 2003, Eintrag vom 17. 11. 1951, S. 136.

15 Vgl. Anke Jaspers: *Onkel Tommys Hütte. Erinnerungen Klaus Hubert Pringsheims an Pacific Palisades*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 12, 2018, 3, S. 120–127; hier S. 124.

16 Eines der treffendsten Porträts der Liebes- und Arbeitsbeziehung von Katia und Thomas Mann hat Pauline Krätzig geschrieben. Vgl. Pauline Krätzig: *Thomas Mann. »Schon immer wollte ich Sie kennenlernen, jetzt muss es sein«*, in: dies.: *Verliebte Literaten. Wie die Liebe die Literatur beflügelte*. 14 Porträts von Schreibenden, Zürich 2018, S. 63–72.

17 Laut Klaus W. Jonas gab es ein Testament, in dem Thomas Mann allerdings keine Verfügung über seinen Nachlass getroffen hatte. Vgl. Klaus W. Jonas: *Das Thomas Mann-Archiv in Zurich*, in: *Duitse Kroniek. Orgaan voor culturele Bestrekkingen met*

Bildern und Objekten auch einen von ihr zusammengestellten ersten Teil der Arbeitsbibliothek an das neu gegründete Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich.¹⁸ Bis zu ihrem Tod im Jahr 1980 sortierte sie immer wieder Konvolute aus der Kilchberger Bibliothek aus, die sie als Teil der Bibliothek Thomas Manns dem damaligen Direktor der ETH-Bibliothek und ersten Leiter des Archivs Paul Scherrer und dessen Nachfolger Hans Wysling übergab, und war somit in diesem Sinne die Bestandsbildnerin der *Nachlassbibliothek*.¹⁹ Die vielen Widmungen an Katia Mann in der Nachlassbibliothek, vor allem in den Büchern, die nach dem Tod ihres Mannes erschienen sind, lassen die Frage aufkommen, ob wir es in Wahrheit mit einer Paarbibliothek zu tun haben. So einfach ist es aber nicht, denn im Thomas-Mann-Archiv hat sich auch eine kleine Katia-Mann-Bibliothek überliefert.

Aus der Materialsichtung in der Nachlassbibliothek, die hier nur exemplarisch vorgeführt werden kann, ergibt sich nicht zuletzt im Vergleich mit angrenzenden Korpora ein komplexes, größtenteils (noch) impressionistisches Bild von der Büchersammlung, das in einem Spannungsverhältnis zu ihrer zueignenden, eine innere Zusammengehörigkeit suggerierenden Bezeichnung ›Thomas Mann Nachlassbibliothek‹ steht.

Anhand der Verflechtungen der Bibliotheken Katia und Thomas Manns sowie an der frühen Sammlungsgeschichte im Thomas-Mann-Archiv möchte ich zeigen, dass die Nachlassbibliothek nicht einfach der zum Zeitpunkt seines Todes »eingefrorene« Bestand von Manns Arbeitsbibliothek ist, sondern seit ihrer Einrichtung eine auf Ideen von der Autorschaft und dem

Duitsland 15, 1963, 1, S. 7–13; hier S. 8. Wenn es ein Testament gibt, befindet es sich heute im Besitz der Erbgemeinschaft.

- 18 Ein Indiz dafür, dass es zwischen den Erben und dem Thomas-Mann-Archiv ein Verständnis von der Zugehörigkeit der Bücher und Broschüren gegeben haben muss, liefert ein Exemplar von Paul Altenberg: *Die Romane Thomas Manns* aus dem Jahr 1961. Der Thematik und dem Eingangsjahr (1961) zufolge hätte es auch Teil der Nachlassbibliothek sein können. Das Buch trägt jedoch im Vorsatz ein Etikett, das es als Geschenk Katia Manns an das Archiv ausweist. Folglich wurde es dem Archiv explizit als Geschenk und nicht als Teil der Nachlassbibliothek überreicht und der monographischen Sekundärliteratur im Thomas-Mann-Archiv zugeordnet. Vgl. Paul Altenberg: *Die Romane Thomas Manns*, Bad Homburg v. d. Höhe 1961, in: TMA, TMB 50127.
- 19 Entweder holte eine ETH-Mitarbeiterin die Bücher in Kilchberg ab oder die Sekretärin der Familie Mann, Anita Naef übergab »Büchersäcke«, als sich das Thomas-Mann-Archiv bereits im Bodmerhaus befand. Katrin Bedenig: *Unsere ungeschriebenen Memoiren. Gespräch mit Edith Hassold-Egli, Rosmarie Hintermann und Yvonne Schmidlin am 2. September 2005 im TMA*, in: *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M. 2006, S. 303–328; hier S. 307.

Werk Thomas Manns aufbauende Konstruktion der Nachlassgemeinschaft, d. h. der Familie Mann in Kooperation mit der ETH-Bibliothek und der internationalen Thomas-Mann-Forschung, darstellt.

Magnus Wieland versteht Autor_innenbibliotheken als »lebendige Organismen, in denen sich die Individualität und Habitualität ihres Besitzers ausdragen«. ²⁰ Mit Blick auf den Umgang mit Nachlassbibliotheken ließe sich umgekehrt behaupten, dass sich in den Praktiken und Prozessen der Archivierung, Erschließung, Musealisierung und Erforschung verschiedene Konzepte von Autorschaft offenbaren. Im Fall von Manns Nachlassbibliothek zeigen sich in der historischen Sammlungs- und Forschungspraxis scheinbar widersprüchliche Vorstellungen von Thomas Mann als epigonalem und genialem Autor, von seiner Bedeutung als *deutschsprachigem* bzw. *deutschem* Schriftsteller *und* Repräsentant einer Weltliteratur. Sie beeinflussen die Entscheidung darüber, welche Bücher zur Nachlassbibliothek oder zu angrenzenden Beständen gehören und wie diese geordnet sind. Sie leiten sich im Fall Thomas Mann des Weiteren von der Bibliotheksordnung zum Zeitpunkt des Todes ab. Bei der Zuordnung von Büchern, das lässt sich aus der historischen Praxis schließen, sind mithin das symbolische Kapital des Autors, das historisch gesehen wiederum über den Erhalt und die Erschließung seiner Bibliothek mitentscheidet, und die Bedeutung seines Werks als entscheidende Faktoren nicht zu unterschätzen. Die Bibliothek – ob zu Lebzeiten des Autors oder im archivierten Stadium – gerät somit als Medium zur Inszenierung von Autorschaft in den Blick. Je nach Zugriff oder Perspektive auf die Nachlassbibliothek realisieren sich damit auch verschiedene Konzepte davon, was unter einer Autor_innenbibliothek zu verstehen sein könnte. ²¹

Um zu einem Verständnis des historisch gewachsenen Profils der Nach-

20 Magnus Wieland: Dichter und ihre Gestelle – Die kulturelle Bedeutung von Autorenbibliotheken und ihre Behandlung als Archivgut, in: Passim. Bollettino dell'Archivio svizzero di letteratura/Bulletin des Schweizerischen Literaturarchivs/Bulletin da l'Archiv svizzer da litteratura/Bulletin des Archives littéraires suisses 4, 2009, S. 9.

21 Daniel Ferrer unterscheidet zwischen realer Bibliothek als ein Ensemble von Bänden, die einem Autor gehörten, und virtueller Bibliothek als Titelkorpus mit Werken oder Ausgaben, die ein Autor oder eine Autorin tatsächlich gelesen hat (vgl. Daniel Ferrer: Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010, S. 15–18; hier S. 15). Nikolaus Wegmann versteht Bibliotheken als makro-literarische Systeme, als »Voraussetzung für Literatur wie Literaturwissenschaft« (Nikolaus Wegmann: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter, Köln, Weimar und Wien 2000, S. 4). Stefan Höppner beschreibt Autor_innenbibliotheken als Orte des Sammelns, der Lektüre und als Erinnerungsorte (vgl. Höppner: Bücher sammeln und schreiben [Anm. 3], S. 15 f.).

lassbibliothek Thomas Manns zu gelangen, gehe ich im Folgenden zunächst auf den sich unmittelbar angrenzenden noch unbekanntem Bestand der Katia-Mann-Bibliothek im Thomas-Mann-Archiv ein, veranschauliche an einzelnen Exemplaren deren Bedeutung sowie die Verflechtung der Bibliotheken von Katia und Thomas Mann. Anschließend zeige ich mit einem Blick auf Nachlassordnungen des Autors sowie die Praxis und Konzeption des frühen Thomas-Mann-Archivs innerhalb der ETH-Bibliothek, wie die Nachlassbibliothek als Medium zur Inszenierung eines global rezipierten, national bedeutsamen, in der Forschung kanonisierten Autors genutzt wurde, die nicht nur den Ruhm Thomas Manns, sondern auch der sich etablierenden ETH im Vergleich zu den Schweizer Universitäten befördern sollte.

Über die Geschichte der Bibliothek oder die Lesebiographie Katia Manns ist kaum etwas bekannt. Als Mutter von sechs Kindern und Partnerin eines Erfolgsautors hatte sie einerseits vermutlich wenig Muße zum Lesen – wenn sie nicht die Tageszeitung studierte, ihren Kindern vorlas oder den Lesungen ihres Mannes zuhörte –, zumal sie zeitlebens eine fleißige Briefeschreiberin war. Andererseits haben sie als Kind einer wohlhabenden, bildungsbürgerlichen Familie mit »riesige[r] Bibliothek« und einem großen Bekanntenkreis von Literaturschaffenden, als Enkelin von Hedwig Dohm, als Studentin und als Hausherrin einer Schriftstellerfamilie aber Bücher ein Leben lang begleitet.²² Wahrscheinlich verfügte sie seit ihrer Schul- und Studienzeit im elterlichen Haus auch über eine eigene Büchersammlung,²³ von der allerdings nur wenige Zeugnisse überliefert sind. Als die Familie Mann im Sommer 1933 versuchte, möglichst viele Bücher und anderes Hab und Gut aus dem beschlagnahmten Münchner Haus zu retten, hatte Katias Bücherbesitz neben dem ihres Mannes eine bedeutende Form angenommen, so viel wird aus seiner Bezeichnung als »Bibliothek« deutlich: Aus dem Schweizer Exil beauftragte sie Ida Herz, die sich um die Sicherstellung und Ausfuhr der Besitztümer kümmerte, ihre »gesamte Bibliothek, vor allem die schönen französischen Ausgaben und die deutschen Romantiker« bei Gertrud von Böck, der Erzieherin von Michael und Elisabeth Mann unterzubringen.²⁴ Was damit passierte, ist bis heute unklar; die Bücher selbst sind nicht überliefert. Weder der einstige Umfang der Bibliothek noch ihre Aufstellung sind bekannt, ebenso wenig wissen

22 Manfred Flüge: *Das Jahrhundert der Manns*, Berlin 2016, S. 91.

23 Vgl. Inge und Walter Jens: *Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim*, Reinbek bei Hamburg 2004, S. 35.

24 Zitiert nach Gabi Hollender/Marc von Moos/Thomas Sprecher: *Die Bestände*, in: Thomas Sprecher (Hg.): *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*, Frankfurt a. M. 2006, S. 331–366; hier S. 353, Fußnote 60.

wir, wie Katia mit ihren Büchern umging, welche sie sich kaufte, ob sie gelegentlich Bücher aussortierte, inwieweit sie die Bibliothek ihres Mannes nutzte und ob die Bibliotheken des Ehepaars immer getrennt aufgestellt waren.

Der im Thomas-Mann-Archiv überlieferte Bestand der Bibliothek Katia Manns umfasst zurzeit 428 Bücher und Broschüren in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache, darunter viele Gedichtbände und Anthologien, Theaterstücke, zeitgenössische Romane, Historisches zu den beiden Weltkriegen, Politisches zur Zeitgeschichte, Biographien, Bildbände, Kataloge, Sekundärliteratur zu Thomas Manns Leben und Werk, Einiges zu Goethe, Schiller und Weimar.²⁵ Da viele Ausgaben aus dem S. Fischer Verlag, von Alfred Knopf in New York und dem Aufbau Verlag stammen, mit denen Thomas Mann zusammengearbeitet hat, handelt es sich bei manchen Druckschriften vermutlich um Geschenkgaben der Verlage. So lassen sich unter den zeitgenössischen Autor_innen neben den berühmten und in Katias Bibliothek erwartbaren Namen wie Lion Feuchtwanger, Carl Zuckmayer, Oskar Maria Graf, Thornton Wilder, Friedrich Torberg, Berthold Viertel und Hermann Hesse auch weniger bekannte finden. Dazu gehören amerikanische (James Baldwin, John Hersey, Bernard Malamud, Joseph Hayes), englische (Christopher Fry), ungarische (Witold Wirpsza), israelische (Rivka Guber, David Rokeah), französische (André Schwarz-Bart, Michel Averlant) und deutschsprachige (Hermann Lins, Mario Szenessy, Leo Ermann, Frieda Hebel) Schriftsteller_innen, viele von ihnen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bzw. der Widmung im Exil lebend.

Etwa vierzig Prozent der Exemplare sind Katia Mann persönlich gewidmet. Die meisten Widmungen drücken formelhaft Dankbarkeit und Verehrung aus, die sich mehr oder weniger unmittelbar auf die Rolle beziehen, die Katia Mann im Leben ihres Mannes und bei der Entstehung seines Werks gespielt hat. Dankbar sind die Widmenden für persönliche Gespräche mit der Witwe, für ihre Freundschaft, für Besuche und Auftritte, vermutlich auch für Druckgenehmigungen und ganz allgemein für ihre Leistung als Lebenspartnerin Thomas Manns. Vor dem Hintergrund dieser Sekundärbeziehungen, die sich nach dem Tod des Schriftstellers weiterentwickelten (z. B. Albrecht Goes, Oskar Maria Graf und Martin Gregor-Dellin) sind diejenigen Widmungen bemerkenswert, die eigene freundschaftliche Beziehungen vermuten lassen, auch wenn diese aus einer Faszination für Thomas Mann entstanden sind (z. B. Leonas Stepanauskas, Witold Wirpsza, Erich Schönebeck), oder

25 Vgl. Liste Katia Mann-Bibliothek: <https://tma.ethz.ch/archiv/bibliothekbestaende-und-nachlassbibliothek.html> (Zugriff am 8. 9. 2020).

die einen Bezug zu Katias Interessen herstellen (z. B. gewidmete Bücher und Broschüren zu Goethe und Schiller von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar).

Auch in Katias Bibliothek zeigt sich, dass sich die Büchersammlungen der Familie Mann-Pringsheim mehrfach verflochten haben. So gibt es Widmungen an den Bruder Klaus Pringsheim und Sohn Golo, der zudem Lesespuren in einigen Büchern hinterlassen hat. Katia selbst war keine Anstreicherin, auch Eigentumsvermerke fehlen.²⁶ Allein in dem rororo-Bändchen *Thomas Mann. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* von Klaus Schröter tritt Katia Mann als strenge Korrektorin und Kommentatorin auf.²⁷

Eins der eindrucklichsten Exemplare mit Lese- und Gebrauchsspuren ist das amerikanische *Settlement Cook Book* mit dem vielsagenden Untertitel *The way to a man's heart* in der 24. Auflage aus dem Jahr 1941,²⁸ das – den darin enthaltenen japanischen Notizen nach zu schließen – nicht nur Familienangehörige, sondern auch die seit Oktober 1945 im Haus der Manns in Pacific Palisades angestellte Haushälterin Koto Shimidzu nutzten (Abb. 1).²⁹ Das Kochbuch ist das Werk Elizabeth Kanders,³⁰ die traditionelle europäische Rezepte sammelte, diese mit der Verwendung von modernen Zutaten und Fertigprodukten weiterentwickelte und an den amerikanischen Kontext anpasste.³¹ Mit einer Erstauflage von eintausend Stück diente das Buch ab 1901 zunächst der Amerikanisierung und Integration in die amerikanische *middle*

26 Es sind allerdings Bücher mit den Exlibris von Allen und Molly Shenstone sowie von Joachim Oehlert vorhanden. Vgl. A. P. Herbert: *Holy deadlock*, Garden City 1934, in: TMA, Katia Mann 266 und Deutsches Nationaltheater Weimar, hg. vom Deutschen Nationaltheater Weimar, Weimar 1970, in: TMA, Katia Mann 330.

27 Vgl. Klaus Schröter: *Thomas Mann. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1964, in: TMA, Katia Mann 38.

28 Vgl. Mrs. Simon Kander: *The Settlement Cook Book. The Way to a Man's Heart. Tested recipes from the Milwaukee public school kitchens, Girls trades and technical high school, authoritative dietitians and experienced housewives*, Milwaukee 1941, in: TMA, Katia Mann 97.

29 Francis Nenik hat die Geschichte des japanischen Ehepaars Wataru und Koto Shimidzu, die ab Oktober 1945 für Katia und Thomas Mann als Gärtner und Haushälterin tätig waren, rekonstruiert. Vgl. Francis Nenik: *Seven Palms. Das Thomas-Mann-Haus in Pacific Palisades*, Los Angeles, Leipzig 2018, S. 185–199.

30 Elizabeth »Lizzy« Kander stammte aus einer Kaufmannsfamilie in Milwaukee. Ihre Eltern John und Mary Black waren englisch-jüdischer und deutsch-jüdischer Abstammung. Vgl. Angela Fritz: *Lizzie Black Kander & Culinary Reform in Milwaukee 1880–1920*, in: *The Wisconsin Magazine of History* 87, 2004, 3, S. 36–49; hier S. 38.

31 Kander führte zum Beispiel die Verwendung von Backpulver, Gelatine oder Ketchup ein. Vgl. ebd., S. 46.

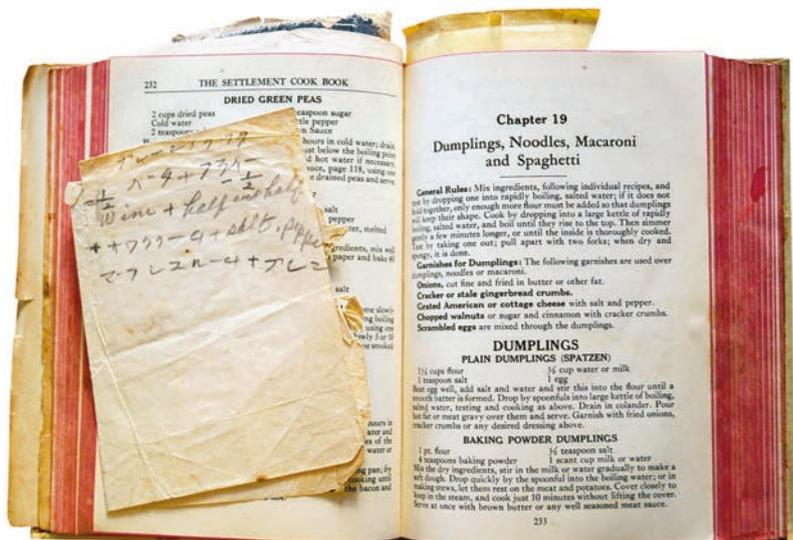


Abb. 1: Ein Rezept auf Japanisch und Englisch mit Wein, Butter, Sauerrahm und Champignons im *Settlement Cook Book* aus Katia Manns Bibliothek (Anm. 28, S. 232 f.).

class von größtenteils isoliert lebenden jüdischen Immigrantinnen mit dem Ziel zu heiraten und einen eigenen, amerikanisch-modernen Haushalt zu gründen, sowie als Textgrundlage für die Kochkurse der Autorin in den Settlement Houses von Milwaukee und vor allem deren Finanzierung. Kanders Grundidee war, mit der Reformierung jüdischer Praktiken der Essenszubereitung die Arbeitszeit in der Küche zu verkürzen, um Immigrantinnen auf eine produktive Rolle in der amerikanischen Gesellschaft vorzubereiten. Ihre Kurse und das Kochbuch boten somit die Möglichkeit, den Handlungsraum der Frauen zu erweitern und gleichzeitig traditionelle Geschlechterrollen aufrechtzuerhalten.³² Heute gilt das *Settlement Cook Book* mit mehr als vierzig Auflagen und knapp zwei Millionen verkauften Exemplaren als das erfolgreichste amerikanische Kochbuch, das Generationen von Immigrant_innenfamilien geprägt hat.³³ Neben jüdischen und osteuropäischen

32 Vgl. ebd., S. 39.

33 Vgl. Nora Rubel: A »Jewish« Joy of Cooking? How a 20th Century Cookbook Containing Frog's Legs, Snails and Ham Became a Beloved Jewish Icon, in: *The Value of the Particular: Lessons from Judaism and the Modern Jewish Experience*. Festschrift for Steven T. Katz on the Occasion of His Seventieth Birthday, hg. von Michael Zank, Ingrid Anderson, Leiden, Boston 2015, S. 268–297; hier S. 269.

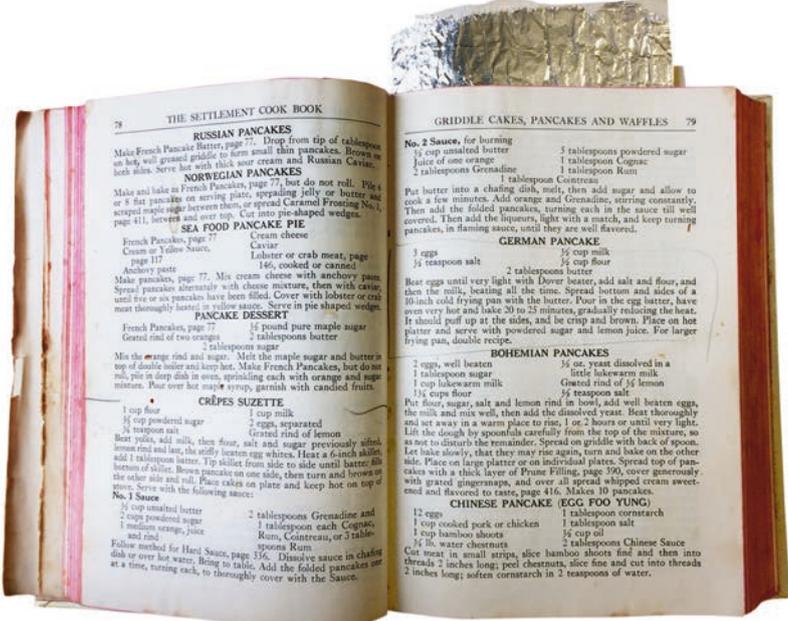


Abb. 2: *German Pancakes* in Pacific Palisades (Anm. 28, S. 78 f.).

Gerichten wie Gefilte Fisch oder Kischke, einer Wurstspezialität, und verschiedenen Kohlgerichten hatten deutsche Speisen den größten Einfluss auf die Rezeptsammlung, die mit Anweisungen zum angemessenen Eindecken des Tisches, zum Aufräumen und Putzen sowie Empfehlungen für Menüs und die Dekoration der Servierplatten ergänzt ist.³⁴

Ob das mit jeder Auflage überarbeitete und an den zeitlichen Kontext angepasste Kochbuch in den Vierzigerjahren als Geschenk oder auf Empfehlung ins Haus der Familie Mann gelangte, lässt sich (noch) nicht sagen. Die Gebrauchsspuren geben neben den üblichen, stärker beachteten Quellen wie Thomas Manns Tagebücher oder die Familienbriefe allerdings einen weiteren Einblick in die Esskultur im (kalifornischen) Hause Mann. Eselsohren, Stiftspuren, Klebspuren und Flecken markieren vor allem die Kapitel zu Süßspeisen mit Variationen der amerikanischen *griddle cakes*, Crêpe suzette und »GERMAN PANCAKE« (Abb. 2), verschiedenen Soufflés, einem Rezept für »ROTHE GRUETZE«, Kuchen, Pies und *frostings*. Das Rezept für *Oxtail soup* ist an den eigenen Geschmack angepasst, indem mageres Rindfleisch und

34 Vgl. Fritz: Lizzie Black Kander (Anm. 30), S. 46 f.

Sellerie durchgestrichen und die Zutatenliste durch Nelken ergänzt wurde.³⁵ Eingerahmt sind Rezepte für weiße Sauce, eine Eiersauce für Fisch oder eine Diät-Version der Sauce hollandaise. Über das gesamte Buch sind Einlegezettel verteilt, teilweise mit Notizen zu Gerichten (»Risotto / with Chicken-Liver«) oder ganzen Rezepten, Einkaufs- oder Frühstückslisten (»Cornflakes / Bread / Egg / Oranges / Carrot / Grapefruit«) und Menüfolgen (»tomato juice / salad / meat loaf / zucchini / mashed potatoes / apple fritters«).³⁶

Als Teil der Katia-Mann-Bibliothek kennzeichnet das Kochbuch mithin eine der vielen Funktionen Katias, die sich neben dem Administrativen auch um das kulinarische Wohl ihres Mannes und die Gastlichkeit des Hauses kümmerte, wovon die Menünotizen zeugen. Dass es sich gerade um dieses Kochbuch handelt, zeigt, wie die Manns im amerikanischen Exil auch in der häuslichen Esskultur eine größtmögliche Kontinuität aufrechtzuerhalten versuchten. Manns alimentäre Routinen passten sich aber an den kalifornischen Kontext an – so trank er zum Beispiel regelmäßig frisch gepressten Orangensaft. Essen, das wusste bereits Elizabeth Kander, bietet einen Rahmen, um Häuslichkeit, Rituale und kulturelle Identitäten zum Ausdruck zu bringen.³⁷ Doch erst die sprachliche und kulinarisch-technische Anpassung der traditionellen europäischen Rezepte im *Settlement Cook Book* ermöglichte es auch der Köchin Koto, auf Katias Anweisung Braten, Vanillesauce oder Tommys geliebte Pfannkuchen zuzubereiten. Das auf seine Art nostalgische Buch ist in diesem Sinne auch Zeugnis einer Immigrationsgemeinschaft, die weit über das »Neu-Weimar am Pazifik« der Vierzigerjahre hinausreicht.³⁸

Darstellungen von Mahlzeiten sowie Gastlichkeit als Grundmotive des Gesamtwerks gehören nicht erst seit dem *culinary turn*³⁹ zu gängigen Themen der Thomas-Mann-Forschung.⁴⁰ Dass Mann entsprechend seiner

35 Vgl. Kander: *The Settlement Cook Book* (Anm. 28), S. 99.

36 Für alle unbelegten Zitate des Absatzes siehe die entsprechenden Einträge und Einlagen in: Kander: *The Settlement Cook Book* (Anm. 28).

37 Vgl. Rubel: A »Jewish« Joy of Cooking? (Anm. 33).

38 Erhard Bahr: *Neu-Weimar am Pazifik. Los Angeles als Hauptstadt der deutschen Exilliteratur*, in: *Weimar am Pazifik. Literarische Wege zwischen den Kontinenten. Festschrift für Werner Vordtriede zum 70. Geburtstag*, hg. von Dieter Borchmeyer und Till Heimeran, Tübingen 1985, S. 126–136.

39 Vgl. *Culinary Turn. Aesthetic Practice of Cookery*, hg. von Nicolaj van der Meulen und Jörg Wiesel, Bielefeld 2017.

40 Vgl. als einen der frühen Beiträge Alois Wierlacher: *Die allernächsten Dinge. Mahlzeitendarstellungen bei Thomas Mann, insbesondere in Buddenbrooks*, in: *Welt und Roman: Visegráder Beiträge zur deutschen Prosa zwischen 1900 und 1933*, hg. von Antal Mádl, Budapest 1983, S. 223–234.

an der Wirklichkeit orientierten Arbeitsweise zur Darstellung von Speisenszenen auf Original-Rezepte zurückgriff, hat in einem frühen Text bereits Paul Scherrer basierend auf Fundstücken im Thomas-Mann-Archiv gezeigt.⁴¹ Welche Bedeutung das *Settlement Cook Book* als Quelle für Thomas Manns Exilromane gehabt haben könnte, ob vielleicht die »Ringe[] aus Schmalzgebackenem« auf Josephs Tafel von den *apple fritters* angeregt sind⁴² und inwiefern sich Thomas Manns Leitmotivik des Essens vor dem Hintergrund der Exil-Situation veränderte, wäre eine Vergleichsstudie wert.

Die Verflechtung der Bibliotheken von Katia und Thomas zeigt sich in dessen zum einen an den Widmungen, wie oben in Bezug auf die Nachlassbibliothek bereits erwähnt. Teil der als Katia-Mann-Bibliothek definierten Sammlung war bis 2017 ein Gedichtband des argentinischen Lyrikers Bartolomé Galíndez mit einer Widmung aus dem Jahr 1948 an Thomas Mann. Da die Widmung zwar keine Lektüre belegt, aber als Zueignung ein intendiertes Eigentumsverhältnis ausdrückt, wurde das Buch mittlerweile in Thomas Manns Nachlassbibliothek integriert. Ob es jemand und wenn ja, wer es gelesen hat, bleibt offen.⁴³

Unter den Katia-Büchern befindet sich außerdem Bruno Walters autobiographische Schrift *Themen und Variationen*, die der Familienfreund dem Paar am Heiligabend des Jahres 1947 als Geschenk überreichte. Die an Thomas und Katia Mann gerichtete Widmung ist von einem Notentext aus Mozarts Oper *Die Zauberflöte* begleitet, dessen Verse »dann wandelt er an Freundes Hand vergnügt und froh ins bess're Land« auf die gemeinsame Exilzeit der Manns und Walters anspielt.⁴⁴ Da Walter mit beiden Manns gleichermaßen vertraut war und das Buch nur die doppelte Widmung, aber keine Lesespuren enthält, lässt sich kaum entscheiden, in wessen Bibliothek es »eigentlich« gehört.

Die Problematik der Zuweisung von Exemplaren bzw. der Konstruktion von individuellen Sammlungen nach den Prinzipien von Eigentum, Besitz und Gebrauch wird zum anderen evident an den Lesespuren, die Thomas in Katias Büchern hinterlassen hat. Dem sieben Bände umfassenden Konvolut von Werken Anton Tschechows in Katia Manns Bibliothek und seinen Ge-

41 Vgl. Paul Scherrer: Thomas Manns Mutter schickt Rezepte für die »Buddenbrooks«, in: *Libris et litteris*, Festschrift für Hermann Tiemann zum 60. Geburtstag am 9. Juli 1959, hg. von Christian Voigt und Erich Zimmermann, Hamburg 1959, S. 325–337.

42 Thomas Mann: Joseph, der Ernährer. Roman, in: ders.: *Joseph und seine Brüder II. Joseph in Ägypten. Joseph, der Ernährer*, GkFA 8.1, hg. von Jan Assmann u. a., Frankfurt a. M. 2018, S. 1331–1920; hier S. 1743.

43 Vgl. Bartolomé Galíndez: *Poesías*, Buenos Aires 1948, in: TMA, Thomas Mann 5063.

44 Es handelt sich um Takte aus der Arie *In diesen heiligen Hallen* des Fürsten Sarastro.

brauchsspuren nach zu urteilen, war Katia gleich ihrem Mann eine begeisterte Tschechow-Leserin. Die meisten der Texte sind auch in der Nachlassbibliothek vorhanden, allerdings in unterschiedlichen Ausgaben. Manuel Bamert zeigt anhand eines Ausgabenvergleichs, dass Thomas Mann, als er im Sommer 1954 den Essay *Versuch über Tschechow* schrieb, neben den eigenen auch auf die Erzählbände seiner Frau zurückgriff und – Bamerts These der textsortenspezifischen Annotationspraxis entsprechend – vor allem in den Vor- und Nachworten seine stiftlichen Lesespuren hinterließ.⁴⁵ Ihre Urheberschaft lässt sich in Katias Ausgabe der *Meistererzählungen* aus dem Jahr 1953 eindeutig an den charakteristischen Subtraktionsrechnungen identifizieren, die Thomas dabei halfen, das jeweilige Lebensalter einer Person zu bestimmen.⁴⁶ Die vorrangig biographisch angelegten Vor- und Nachworte stammen in der Nachlassbibliothek unter anderem von dem Slawisten Reinhold Trautmann (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1949), Friedrich Schwarz (Aufbau Verlag 1952) und dem Theaterwissenschaftler Armin-Gerd Kuckhoff (Verlag Rütten & Loening 1952), in Katias Bibliothek von dem Leipziger Verleger Rudolf Marx (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1953) und dem Übersetzer Johannes von Guenther (Reclam Verlag 1951).

Neben den vielen Bänden des russischen Autors in Manns Nachlassbibliothek erweitern Katias Ausgaben das Lektürefeld für Thomas Manns Auseinandersetzung mit Tschechow.⁴⁷ Die Zusammenschau der annotierten Texte ermöglicht einen differenzierten Blick auf Manns Sekundärliteratur für den *Tschechow*-Essay, die nicht nur aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven, sondern vor allem vor dem Hintergrund der Positionskämpfe im geteilten Deutschland entstanden ist und nicht zuletzt verdeutlicht, wie umstritten die Darstellung von Leben und Werk Tschechows und die Herausgabe seiner Werke waren.

Es verwundert nicht, dass Thomas Mann auch in den Büchern seiner Frau gelesen hat, standen diese doch, wenn auch nicht auf demselben Bücherregal, so doch im selben Haus. Der kurze Einblick in die kleine Katia-Mann-Bibliothek veranschaulicht indes, dass Autor_innenbibliotheken komplexe,

45 Vgl. den Beitrag von Manuel Bamert in diesem Band.

46 Vgl. Anton P. Tschechow: *Meistererzählungen*, Leipzig 1953, in: TMA, Katia Mann 100, S. XIV.

47 Inwieweit die verschiedenen Tschechow-Bände als Quellenmaterial in den Essay *Versuch über Tschechow* eingeflossen sind, bleibt noch zu klären. Thomas Mann veröffentlichte den Essay 1954 in der Zeitschrift *Sinn und Form* (vgl. Thomas Mann: *Versuch über Tschechow*, in: *Sinn und Form* 5/6, 1954, S. 783–804), wenig später erschien er auch in Übersetzung in russischen Zeitschriften.

historisch gewachsene Gebilde sind, die durch ihre klassifikatorische Bezeichnung im Foucault'schen Sinne einen Konstruktcharakter erhalten.⁴⁸ Ihre jeweilige konkrete Korpusdefinition – und damit auch ihre Abgrenzung von anderen Bibliotheken – ist, auch wenn sie selten dokumentiert ist und sich nur anhand von Praktiken ableiten lässt, das Ergebnis multifaktorieller und historisch variabler Entscheidungsprozesse. Wie wir mit Bibliotheken umgehen, wie wir sie ordnen und wofür wir sie nutzen, gibt darüber Aufschluss, wie wir sie konzipieren – und umgekehrt.

Aus dem Vergleich der Bibliotheken von Katia und Thomas Mann lässt sich auf den Ursprung ihrer Bestandsdefinitionen schließen: Sie gehen zunächst auf die Bestimmungen der Familie Mann zurück. Was sie als Teil der Bibliothek Thomas Manns definierte, gelangte in die Nachlassbibliothek, was als Katia Manns Bücher das Thomas-Mann-Archiv erreichte, bildet den heute bekannten Teil der Bibliothek Katia Manns. Im Nachlass, das belegen heutige Umsortierungen, formen auch archivarische und bibliothekarische Konzepte davon, was Teil einer Autor_innenbibliothek sein sollte, den Bestand.

Noch in der Aufbauphase hatte sich Archiv- und Bibliotheksleiter Paul Scherrer 1958 an alle »Kreise und Persönlichkeiten« gewandt, »die mit dem Dichter in Beziehung standen oder Dokumente zu seinem Leben und zu seinen Werken sammeln«, und dazu aufgerufen, Bücher, Aufsätze, Briefe und sonstiges als »Mosaiksteinchen zur Darstellung der Gesamterscheinung des Dichters und seiner Umgebung« dem Thomas-Mann-Archiv zu überlassen.⁴⁹ Nach dem sehr weit gefassten Aufruf schärfte sich mit der Zeit – und parallel zu den Aktivitäten der Erben⁵⁰ – auch im Archiv eigene Vorstellungen davon, was Teil der Nachlassbibliothek sein sollte. Auf dem antiquarischen Buchmarkt wurden Exemplare beschafft, die einmal im Besitz Thomas Manns gewesen waren, unter anderem ein großes Konvolut von Büchern aus dem Besitz von Michael Mann, die vermutlich bei der Rück-

48 Michel Foucault: Was ist ein Autor?, in: Texte zur Theorie der Autorschaft, hg. und komm. von Fotis Jannidis u. a., Stuttgart 2000, S. 198–229; hier S. 210.

49 Paul Scherrer: Echos. Aus Presseberichten und Dokumentationen. Zürich, ETH-Bibliothek, Thomas-Mann-Archiv, in: Nachrichten. Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, Schweizerische Vereinigung für Dokumentation = Nouvelles. Association des Bibliothécaires Suisses, Association Suisse de Documentation 34, 1958, S. 69–73; hier S. 71 f. Der Aufruf wurde, übersetzt von Ida Herz in London, auch auf Englisch verbreitet. Vgl. The Thomas Mann Archives. Library of the Federal Technical College, in: Korrespondenz des TMA, Ordner 33: TMA Ida Herz-Korrespondenz I.

50 Vgl. im Ansatz Tilmann Lahme: Die Manns. Geschichte einer Familie, Frankfurt a. M. 2015, S. 376 ff. Eine systematische Untersuchung der Nachlass- und Editions politik der Familie Mann steht allerdings noch aus.

kehr der Manns in die Schweiz 1952 in Kalifornien geblieben waren.⁵¹ Hans Wysling, der 1962, ein Jahr nach der offiziellen Archivöffnung, die Leitung übernahm,⁵² ließ außerdem nach den im Zuge der Enteignung der Familie Mann im Jahr 1933 geraubten Büchern im Bestand der Gestapobibliothek in der Stadtbibliothek München recherchieren.⁵³

Dass Thomas Manns Umfeld am Aufbau und der Pflege der Autormarke⁵⁴ ›Thomas Mann‹ mitwirkte,⁵⁵ begann schon früh zu Lebzeiten und umfasste im Laufe der Zeit seine Familie und diejenigen, die sich mit ihm und seinem Werk beschäftigten. Schon im Zuge seiner ersten Veröffentlichungen entwickelte Thomas Mann ein Archivbewusstsein und engagierte seine Familie für die Verwaltung des archivwürdigen Materials. Zur sicheren Verwahrung schickte er seiner Mutter die Ausgabe der *Neuen Deutschen Rundschau*, in der 1897 der *Bajazzo* erschienen war. »Liebe Mama«, ist darauf notiert,

hier ist die Novelle, die ich Dir, glaube ich, schon einmal versprach. Wahrscheinlich wird sie Dich herzlich langweilen, aber weil sie von mir ist --. Du brauchst mir das Heft nicht wiederzuschicken, hebe es mir nur bitte mit dem anderen zusammen auf, was Dir Scherer damals schickte. Herzliche Grüsse! Dein T.⁵⁶

51 Ein Großteil der Exemplare wurde in die Nachlassbibliothek einsortiert, einige Bücher ordnete das TMA in die Archivbibliothek, darunter neben Klaus und Michael Mann gewidmeten Büchern auch eine Widmung Thomas Manns an seinen Enkel Frido (»Für Fridobutze vom Opapa«. Alexander M. Frey: *The Stout-Hearted Cat. A Fable for Cat Lovers*, New York 1947, in: TMA, Depot ETH-Bibliothek TMB 71093). Auch die ETH-Bibliothek und Paul Scherrer erhielten einige Exemplare. Nach welchen Prinzipien dies geschah, ließ sich noch nicht eruieren. Vgl. Hans Rohr *Buchhandlung Antiquariat an das Thomas-Mann-Archiv*, 23. 2. 1960, in: *Korrespondenz des TMA, Ordner 18: Allgemeine Korrespondenz R*.

52 Das Datum korreliert mit den anfangs erwähnten Erscheinungsdaten in der Nachlassbibliothek, vgl. hierzu Anm. 71.

53 Infolgedessen wurde eine Ausgabe der Tagebücher Tolstois, Band 1 mit Marginalien Thomas Manns restituiert, sie ist heute Teil der Nachlassbibliothek. Vgl. Lev Nikolaevič Tolstoj: *Tagebuch. Erster Band 1895–1899*. Tolstoj-Bibliothek Band 6, München 1917, in: TMA, Thomas Mann 4281.

54 Vgl. Marc Reichwein: *Diesseits und jenseits des Skandals. Literaturvermittlung als zunehmende Inszenierung von Paratexten*, in: Stefan Neuhaus, Johann Holzner (Hg.): *Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen*, Göttingen 2007, S. 89–99; hier S. 91 f.

55 Vgl. Katia Mann: »Liebes Rehherz«. *Briefe an Thomas Mann 1920–1950*, hg. und kommentiert von Inge Jens, München 2008, S. 7.

56 Ida Herz: *Contents of advanced packet with special items*, in: *Korrespondenz des TMA, Ordner 33: TMA Ida Herz-Korrespondenz I*. Wahrscheinlich ist der Maler Baptist

Wie wir wissen, übernahmen später Katia Mann, für die Bibliothek in besonderem Maße Ida Herz, aber auch Erika und Golo Mann die Pflege des Materials, welches Teil des Nachlasses werden sollte. Die Entwicklung der Bibliothek zu Lebzeiten Thomas Manns prägten dabei nicht allein die eigenen Werke, die in Belegexemplaren die Regale füllten, und das zuvor für deren Produktion Gelesene, sondern zunehmend auch Buchsendungen junger literarischer Autor_innen, die trotz Adressangaben vermutlich oft vergeblich auf Rückmeldung ihres Vorbilds warteten⁵⁷ und Sekundärliteratur in Monographien und Zeitschriften, die Thomas Mann von den wissenschaftlichen Autor_innen persönlich gewidmet war. Lesespuren – und zwar vor allem Korrekturen – belegen Thomas Manns Auseinandersetzung mit der Rezeption und Wirkung seiner Texte, die Friedhelm Marx mit der Formel »Rezeption der Rezeption, Beobachtung der Beobachtung literarischer Werke« bezeichnet hat.⁵⁸

Mit Blick auf die Entwicklung der Nachlassbibliothek vor dem Hintergrund der frühen programmatischen Äußerungen, die ihren Aufbau mitbestimmt haben, möchte ich zeigen, dass das Profil der Bibliothek einer Nachlasspolitik entspricht, die neben dem Gelesenen und Genutzten auch das »wechselseitige[] Beobachtungsverhältnis[]« zwischen Autor und Literaturwissenschaft umfasst,⁵⁹ und zwar von den Anfängen bis über Manns Tod hinaus. Seit Beginn seiner Schriftstellerkarriere verstand Thomas Mann seine Werke als Gegenstand geistesgeschichtlicher Forschung und suchte – zum gegenseitigen Nutzen – den Austausch mit der (Literatur-)Wissenschaft.⁶⁰ Mit der Integration von Sekundärtexten vom Feuilleton bis zur wissenschaftlichen Monographie in seine Bibliothek begründete Thomas Mann gleichsam

Scherer gemeint, ein Freund der Mutter, der später den Umschlag der *Buddenbrooks* gestaltete und dessen Person im *Doktor Faustus* in der Figur Baptist Spengler verarbeitet ist.

57 Im Gedichtband von Galindez (Anm. 43) befindet sich z. B. unterhalb der Widmung eine gestempelte Adresse in Buenos Aires, ein Brief Manns an Galindez ist nicht erhalten, auch im Tagebuch gibt es keine Notiz.

58 Friedhelm Marx: »Lauter Professoren und Docenten«. Thomas Manns Verhältnis zur Literaturwissenschaft, in: *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann*, hg. von Michael Ansel, Hans-Edwin Friedrich und Gerhard Lauer, Berlin 2009, S. 85–96; hier S. 95.

59 Kai Sina, Carlos Spoerhase: »Gemachtwordenheit«: Über diesen Band, in: *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, Göttingen 2017, S. 7–20; hier S. 15.

60 Vgl. Steffen Martus: *Die Geistesgeschichte der Gegenwartsliteratur. Wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Thomas Mann zwischen 1900 und 1933*, in: *Die Erfindung des Schriftstellers*, hg. von Ansel, Friedrich und Lauer (Anm. 58), S. 47–84.

eine präzeptive⁶¹ Nachlasspolitik, die nicht nur mit der Erschließung und Erforschung der genuin eigenen, postumen Papiere rechnet, sondern parallel zur Arbeitsweise des Autors selbst, sich materiell manifestierend, die Erforschung der Thomas-Mann-Forschung immer schon mitdenkt.

Nach Thomas Manns Tod war dessen Umfeld, allen voran natürlich Katia und Erika Mann, mit den ersten Lieferungen und weiteren Schenkungen aktiv am Aufbau des Archivs beteiligt. Gleich nach Einrichtung des Thomas-Mann-Archivs schickten Katia und Erika Mann laufend »T.M.-Dokumente«,⁶² um den Nachlass zu vervollständigen, aber auch die sonstige Materialsammlung des Archivs anzureichern. Darunter sind Handschriften, Fotografien, Briefe, Werkausgaben, Zeitschriften- und Zeitungsartikel von und über Thomas Mann, auch ein Aufsatz Erikas über ihren Vater. Hierzu schrieb sie an Paul Scherrer: »In Zukunft gedenke ich es so zu halten, dass ich Ihnen alles, was mir geeignet erscheint, kommentarlos und als Drucksache zugehen lasse«,⁶³ und sprach in einem Radiovortrag von »unser[em] Archiv«. ⁶⁴ Dankbar aufgrund anfänglicher finanzieller und personeller Schwierigkeiten und unter dem Druck des kompetitiven Autographenmarktes antwortete Scherrer: »Wenn Sie uns laufend durch solche Zuwendungen unterstützen, bedeutet das eine ermunternde Förderung unserer Arbeit. Sie ist ohne solche Beiträge aus der Familie und aus dem Freundeskreis des Dichters gar nicht zu leisten. Denn in dem Ausmass, in dem wir das Archiv – auf längere Sicht betrachtet – planen, geht sie angesichts der hervorragenden und zentralen Stellung Thomas Manns beinahe ins Uferlose.«⁶⁵

Ähnlich der Sorge um das unkontrollierte Anwachsen der Sammlung beschwerte sich Thomas Mann immer wieder über den »Kraut-und-Rüben-Charakter« seiner Bücher,⁶⁶ die sich mit zunehmender Anzahl kaum noch als

61 Präzeption meint im Sinne Hermann Lübbes »die gegenwärtige Vorausschätzung der Interessen späterer an derjenigen Vergangenheit, die unsere Gegenwart zukünftig geworden sein wird«. Sina, Spoerhase: »Gemachtwordenheit« (Anm. 59), S. 14.

62 Erika Mann an Joseph Szigeti, Brief vom 16. 3. 1963, in: Korrespondenz des TMA, Ordner 121: Korrespondenz Mann I bis 1970.

63 Erika Mann an Paul Scherrer, Brief vom 8. 10. 1957, in: Korrespondenz des TMA, Ordner 121: Korrespondenz Mann I bis 1970.

64 Erika Mann: Die letzten Jahre von Thomas Mann, in: Duitse Kroniek. Orgaan voor culturelle Bestrekingen met Duitsland. 15, 1963, 1, S. 2–6; hier S. 4.

65 Paul Scherrer an Erika Mann, Brief vom 9. 10. 1957, in: Korrespondenz des TMA, Ordner 121: Korrespondenz Mann I bis 1970.

66 Thomas Mann an Korfiz Holm, Brief vom 19. 7. 1925, in: ders.: Briefe III 1924–1932, GkFA 23.1, hg. von Thomas Sprecher, Hans R. Vaget und Cornelia Bernini, Frankfurt a. M. 2011, S. 176.

Bibliothek ordnen ließen. Als sein ehemaliger Schulkamerad Oscar Wendt nach dem Zweiten Weltkrieg ein Lübecker Thomas-Mann-Archiv plante,⁶⁷ nutzte der Autor deshalb die Gelegenheit, um Bücher und Zeitschriften auszusortieren. In der Zusammenstellung der Druckschriften dieser Thomas-Mann-Sammlung zeigt sich Thomas Manns Nachlassbewusstsein. Als Grundstock des einzurichtenden Archivs sandte er nicht nur Ausgaben seiner eigenen Werke in Originalsprache und englischen Übersetzungen, sondern auch deutschsprachige und amerikanische Sekundärliteratur, die ihn als kanonisierten, international bedeutsamen und zudem politisch-engagierten Autor ausweisen. Die überlieferten Bestände im Buddenbrookhaus und in der Stadtbibliothek Lübeck belegen mit frühen Porträts und Biographien aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sowie amerikanischen Essays über Thomas Mann eine internationale, die Entstehung seines Gesamtwerks begleitende philologische Aufmerksamkeit von Beginn des 20. Jahrhunderts an bis in die Vierzigerjahre. Thomas Mann konzipierte sich selbst innerhalb seines Nachlasses als handelndes Subjekt und als be-handeltes (Forschungs-)Objekt.

Auch das Zürcher Thomas-Mann-Archiv ist in diesem Sinne von vornherein weder bloß eine Sammelstelle zur Vorbereitung einer Nachlassausgabe noch allein auf der Grundlage unikatler Nachlassmanuskripte konzipiert,⁶⁸ auch wenn es sich bei den ersten archivbasierten Publikationen um textgenetische und editorische Arbeiten handelte. Mit der von Thomas Mann und seinem Umfeld angelegten Sammlung von Sekundärliteratur hält es immer schon das Material zur Erforschung der Rezeption und Wirkung des Werks bereit. Die Nachlassbibliothek ist nicht nur eine Arbeitsbibliothek, deren Kern Manns Handbibliothek darstellt, sondern auch eine Repräsentationsbibliothek für Thomas Manns Werk, dessen Rezeption und Wirkung.⁶⁹

Über das »Ausmass«, das Scherrer sich für das Archiv vorstellte, gibt ein früher Brief an Katia Mann Auskunft:

67 Vgl. Britta Dittmann: Die Geschichte des Lübecker Thomas-Mann-Archivs, in: Herzensheimat. Das Lübeck von Heinrich und Thomas Mann, hg. von Birte Lipinski und Julius Sonntag, Lübeck 2018, S. 48–54; hier S. 49.

68 Vgl. Carlos Spoerhase: Neuzeitliches Nachlassbewusstsein. Über die Entstehung eines schriftstellerischen, archivarisches und philologischen Interesses an postumen Papieren, in: Nachlassbewusstsein, hg. von Sina und Spoerhase (Anm. 59), S. 21–48; hier S. 38.

69 Das Thomas-Mann-Archiv erhebt bis heute den Anspruch, die Sekundärliteratur möglichst vollständig zu sammeln. Die Entscheidung darüber, welche Werke Teil der Nachlassbibliothek sein und welche in die davon getrennt aufgestellte Archivbibliothek eingehen sollten, hing vermutlich mit der Definition der Erben zusammen, vgl. Anm. 18.

[W]ir versuchen, alle Ausstrahlungen der Persönlichkeit und des Werks von Thomas Mann auf breiter Grundlage zu beschaffen. Denn man kann meiner Ueberzeugung nach eine Persönlichkeit seiner weltweiten Wirkung nur dann einigermaßen ausreichend darstellen und festhalten, wenn man versucht, allen ihren vielseitigen und weitschichtigen Nachwirkungen und Widerspiegelungen in der Literatur, Kunst und dem sozialen Gefüge der Zeit nachzuspüren.⁷⁰

Auch wenn es sich um eine werbende, programmatische Äußerung gegenüber der Erbgemeinschaft handelt, die erst wenige Jahre zuvor und nur teilweise aus dem Exil zurückgekehrt war und selbst Anteil an den erwähnten »Nachwirkungen und Widerspiegelungen« hatte, lässt Scherrers Wunsch, die »Ausstrahlungen« Thomas Manns im Archiv abzubilden, eine alternative Nachlasskonzeption erahnen. Er wollte nicht nur aufnehmen und ordnen, was hinterlassen wurde, sondern auch das Material zur Erforschung der (produktiven) Rezeption von Autor und Werk bereitstellen. In der Signaturenordnung der damals sogenannten »Thomas Mann-Bibliothek« kommt dies verschiedentlich zum Ausdruck: Neben der Nummernfolge 1700 bis 2399 für Werke über Thomas Mann sind die Ziffern 5000 bis 29.999 (!) den Übersetzungen in mehr als fünfzig Dialekte, Sprachen und Sprachgruppen reserviert. Die Nummern ab 40.000 und 50.000 erfassen in Ergänzung Biographisches zum Gesamtwerk bzw. Monographisches zu Einzelthemen, die als Schenkungen der Familie Mann nach 1956 das Archiv erreichten.⁷¹ Den Nachlassvorstellungen Thomas Manns und Scherrers Programm entsprechend gehörten zu den ersten Büchern, die das Archiv als Teil der Bibliothek erreichten, neben einem größeren Konvolut von Gedenschriften zum Tod des Schriftstellers, eine Auswahl der Werke Thomas Manns in deutschsprachigen, japanisch kommentierten Ausgaben des japanischen Nakodo Verlags, die teilweise nach 1955 erschienen sind.⁷² Sie gehören im eigentlichen Sinn nicht zum Nachlass, erweitern ihn aber in dessen Sinne. So belegt die ursprüngliche Signaturenordnung, dass Primär-

70 Paul Scherrer an Katia Mann, Brief vom 6. 5. 1957, in: Korrespondenz des TMA, Ordner 121: Korrespondenz Mann I bis 1970.

71 Das Dokument hält fest, dass ab dem Jahr 1962 »mit Ausnahme der Uebersetzungen nur noch Publikationen aus dem Hause Mann aufgestellt [werden], die zu Lebzeiten des Dichters erschienen sind«. Signierung der Bestände der Thomas Mann-Bibliothek, die nicht geordnet waren, 21. 3. 1957, in: TMA, TMA-II. 3–2.

72 Vgl. exempl. Thomas Mann: Krull verteidigt die Liebe, erläutert von Kiuchi Sato, Tokio, Kyoto 1957, in: TMA, Thomas Mann 1000.

und Sekundärtexte, Privatbibliothek zu Lebzeiten und Ergänzungen in der Nachlassbibliothek ineinander übergangen.

Im Mai 1958 umfasste die Bibliothek 1600 Bände,⁷³ ein Jahr später waren es bereits 2000⁷⁴ und beim Einzug in das Bodmerhaus, jahrzehntelang Ort des Thomas-Mann-Archivs, im Jahr 1961 standen 2762 Bände⁷⁵ in der Nachlassbibliothek. Was nach der ersten Einrichtung des Archivs aus der Kilchberger Bibliothek zunächst folgte, sind vor allem Übersetzungen der Werke Thomas Manns in europäische Sprachen mit Ausgaben aus New York, Buenos Aires, Santiago de Chile, Lissabon, Bratislava oder Stockholm. An ihnen wird Thomas Manns »weltweite[] Wirkung« materiell evident. Sie repräsentieren die internationale Verbreitung des Werks und positionierten von Beginn an Thomas Mann als Autor globaler Rezeption und Wirkung, als Teil einer Weltliteratur.

Der Wille, die »[l]ebendige Vielfalt« und den »unerschöpfliche[n] Ein-falls-Reichtum« Thomas Manns in der Bibliothek abzubilden,⁷⁶ ist bis in die Ausstattung der Einbände gedungen, die Paul Scherrer zum Schutz der ca. 500 broschierten Bände wählte (Abb. 3). Auf eine preisgünstige Lösung achtend, nutzte er »Handdruck-Papiere auf Japan und Bütten«, aber auch »selbstklebende[s] Schrankpapier, Einwickelpapier und Weihnachtspaket-Seidenpapier«. ⁷⁷ Entscheidend für ihn war, »die Muster so wenig als möglich zu wiederholen – nur dort, wo Zusammengehörigkeit ausgedrückt werden mußte«. ⁷⁸ Papier entspricht nicht nur dem Material des Buchs und ist somit der homogenste Einbandstoff. Scherrer verwirklichte mit den Papiereinbänden sein Konzept einer immateriellen Bibliophilie. Ein Einband, erklärte er, sollte gerade vor dem Hintergrund von Massenproduktion und überfüllten Bibliotheken nicht nur normalisierende Schutzhülle sein, sondern Schmuck und Ausdruck von im gleichen Maße individueller Wertschätzung jedes Buches als »Träger geistiger und künstlerischer Werte« und des Gesamtwerks des Autors sein. ⁷⁹ Obwohl wie alle anderen Stoffe vergängliches

73 Scherrer: Echos (Anm. 49), S. 71.

74 Paul Scherrer: Bibliophile Arbeit im Thomas-Mann-Archiv. Lichtbilder-Vortrag anlässlich des Ersten internationalen Bibliophilen-Kongresses in München am 30. Mai 1959, Berlin 1959, in: TMA, TMB Conv. 9 Nr. 32q, S. 464, Spalte 9.

75 Vgl. Jonas: Das Thomas Mann-Archiv in Zurich (Anm. 17), S. 11.

76 Scherrer: Bibliophile Arbeit (Anm. 74), S. 464, Spalte 11.

77 Ebd., S. 464, Spalte 10.

78 Ebd.

79 Paul Scherrer: Bibliophilie und Bibliotheken, in: Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft/Revue de la Société Suisse des Bibliophiles 1, 1958, 3, S. 45–57; hier S. 55.

Material, entspreche gerade der Papiereinband, so Scherrer, der Unstofflichkeit des Geistigen:

Er bietet dem Spiel der Phantasie freiesten Raum, er ist ein Weg zur entmaterialisierten, vergeistigten Bibliophilie. Wie kaum ein anderes Einbandmaterial erlaubt er, auch die Außenseiten des Buches mit seiner Wesensart, seinem Sinngehalt in Beziehung zu setzen, auf mannigfachste Weise, ausdeutend, steigernd, gegensätzlich, ironisch bis zum Einband-Witz.⁸⁰

Wer sich mit Thomas Manns Arbeits- und Denkweise beschäftigt, wird in der Detailtreue und in der Verbindung von Geist und Material eine Allegorie auf Manns Poetologie der »Unterbauung der geistigen Welt mit stichhaltiger Wirklichkeit« wiedererkennen,⁸¹ die sich in der Sammlungsgeschichte des Archivs im Zusammentragen von Material und in der Nachlassbibliothek im Material selbst spiegelt. Wie sehr sich Scherrer im Umgang mit der Bibliothek zum einen am Werk Thomas Manns und zum anderen an der antizipierten Nutzung orientierte, belegt auch die Anweisung, die Signierung der Bände allein auf Einlegezetteln vorzunehmen, um den »Eindruck einer gepflegten Privatbibliothek« nicht zu stören. Jede »Verunstaltung der Bücher und Schriften durch »bureaucratische Zutaten«, so Scherrer, würden dem Archiv von den »ästhetisch sehr sensiblen« Benutzer_innen vorgeworfen werden.⁸²

Vor dem Hintergrund internationaler Sammlungstätigkeit in Yale, Lübeck, Ost-Berlin und den privaten Sammlungen,⁸³ vor allem in Bezug auf die Handschriften Thomas Manns, kann der Plan, die »Weltweite Thomas Manns« abzubilden,⁸⁴ auch als Strategie aufgefasst werden, sich als »zentrale Sammelstelle« im internationalen Vergleich zu behaupten.⁸⁵ Eine in den frühen Reden, Fachartikeln und publizistischen Darstellungen, aber auch gegenüber der Familie Mann in Variationen wiederholte Wendung ist

80 Scherrer: *Bibliophile Arbeit* (Anm. 74), S. 464, Spalte 11.

81 Ebd., S. 464, Spalte 13.

82 Signierung der Bestände des Thomas-Mann-Archivs, 12.12.1956, in: TMA, TMA-II.3-4.

83 Vgl. Klaus W. Jonas, Holger R. Stunz: *Thomas Mann auf vier Kontinenten. Gedenkstätten, Institutionen und private Sammlungen*, in: *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M. 2006, S. 43–87.

84 Scherrer: *Bibliophile Arbeit* (Anm. 74), S. 464, Spalte 11.

85 Scherrer: *Echos* (Anm. 49), S. 71.



Abb. 3: Paul Scherrers Einbände in der Nachlassbibliothek.

deshalb auch, wie »gemäß und dienlich« die Arbeit des Archivs für das Nachleben Thomas Manns sei.⁸⁶ Dabei ist zu bedenken, dass die Aufnahme eines Schriftstellerarchivs in die Bibliothek einer polytechnischen Hochschule keine Selbstverständlichkeit war. Was anfangs als Geschenk der Familie Mann an die ETH gelangte, brauchte in den Folgejahren ausreichend Raum, Personal und finanzielle Mittel und musste deshalb Leistung erbringen. Vor dem Hintergrund des Zentenarjubiläums der ETH im Jahr 1955 und der Rückbesinnung auf die Gründungsidee einer »Gesamtuniversität unter Einschluß der polytechnischen Fächer« nutzte der promovierte Physiker Scherrer das Thomas-Mann-Archiv deshalb als Mittel,⁸⁷ die Bibliothek innerhalb der ETH und im Wettkampf mit den Schweizer Universitäten als »Hochschulbibliothek universellen Charakters« zu positionieren, um sie in den finanziellen und personellen Stand einer den Universitätsbibliotheken gleichgestellten

86 Hugo Sommerhalder: Das Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, in: Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur 40, 1960/61, S. 92–94; hier S. 94.

87 Scherrer: Echos (Anm. 49), S. 72.

Institution zu bringen.⁸⁸ Thomas Mann galt als internationaler, aber europäischer und vor allem deutscher Schriftsteller. Sein Werk repräsentierte nicht nur die vom naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt geprägte Entwicklung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Scherrer positionierte vor allem die »Präzision und Wirklichkeitsdichte der Beschreibungen Thomas Manns« als Parallele zur Forschungspraxis der polytechnischen Fächer.⁸⁹ Die Machart des Werks ließ sich derweil nur aus dem Nachlass rekonstruieren, der damit gleichsam materiell den Grundsätzen der ETH entsprach. Vor dem Hintergrund der technisch katalysierten Katastrophen der beiden Weltkriege, des Verlusts der europäischen Vormachtstellung und eines der als Zersplitterung imaginierten Moderne entgegengesetzten »Glaubens ans Ganze«, kann der Erwerb und Aufbau des Nachlasses deshalb als Versuch gelten,⁹⁰ dem – dennoch – ungebrochenen Fortschrittsglauben der ETH einen von Thomas Mann repräsentierten humanistischen Anstrich zu geben.

So bedeutet für uns das Werk Thomas Manns den weltanschaulichen Hintergrund für die naturwissenschaftlich-technische Epoche. Bei der Weltweite seiner persönlichen und literarischen Beziehungen verknüpfen sich in diesem Werk fast alle geistigen Fäden der Zeit zu einem für sie auf die Dauer und unabhängig von der Entwicklung seiner ästhetischen Bewertung repräsentativen Gewebe.⁹¹

Scherrers Bemühungen, die Bedeutung von Autor und Werk im Archiv abzubilden, führen bis heute dazu, dass sich die wechselseitige Spiegelung von Thomas Manns Werk, seiner Arbeitsweise, seiner Poetologie und der Rede darüber (»Mosaiksteinchen«), einem »buntfarbige[n] Kaleidoskop« gleich auch im Archivmaterial wiederfindet.⁹² Die kollaborativen Archiv-, Bibliotheks- und Forschungspraktiken »im Geiste Thomas Manns« reproduzieren ein Bild, das der Autor Thomas Mann mitgeprägt hat und hinter dem sich

88 Paul Scherrer: Vom Werden und von den Aufgaben der Bibliotheken technischer Hochschulen, in: Schweizerische Hochschulzeitung 28, Sonderheft ETH 1955, S. 190–196; hier S. 190.

89 Scherrer: Echos (Anm. 49), S. 72.

90 Scherrer: Vom Werden und von den Aufgaben der Bibliotheken (Anm. 88), S. 194.

91 Paul Scherrer: Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Bericht und Rechnung über das Jahr 1956, in: TMA, TML-bq 1584, S. 3.

92 Paul Scherrer: Über den Sinn des Thomas-Mann-Archivs, in: ETH Kultur- und Staatswissenschaftliche Schriften 114, 1961, S. 10–16; hier S. 13. Vgl. hierzu den Beitrag von Martina Schönbächler in diesem Band.

die Person Thomas Mann verbirgt. Die Nachlassbibliothek als Mittel der Auto- und Autorinszenierung ist in diesem Sinne nicht nur Quellenmaterial zur Erforschung der Entstehung einzelner Werke oder musealer Erinnerungsort für Thomas Manns Denken und Arbeiten. Sie ist ein Instrument zur Repräsentation des Gesamtwerks in seiner Entstehung und Wirkung und spiegelt Thomas Manns Pakt mit der Wissenschaft.⁹³ Ihr Profil geht auf die Bestimmung durch die Familie zurück und spiegelt dabei Manns Arbeitsweise, nicht nur die intertextuelle Poetik, sondern auch die Beobachtung der Rezeption und Wirkung seines Werks. Genialität zeigt sich in ihr nicht vorrangig an der schöpfenden, sondern an der bindenden Kraft des Autors.

Was in ihrer Synchronie mit Blick auf implizite Bestandsdefinitionen und Exemplarzuordnungen Irritationen hervorruft, lässt die Nachlassbibliothek in diachroner Perspektive als Ort und Medium teils komplementärer, teils konkurrierender und sich verändernder Bibliotheks- und Autorschaftskonzepte erkennbar werden. Die Bestimmtheit, die der Genitiv verspricht, erweist sich als Fehleindruck: ›Thomas Manns Nachlassbibliothek‹ ist in diesem Sinne das, was die Nachlassverwalter_innen als solche definiert haben und weiterhin definieren. Neben der Arbeitsbibliothek umfasst sie Druckschriften, die in Abhängigkeit von Leben und Werk Thomas Manns entstanden sind. Hieraus ergeben sich fließende Übergänge zu Katias und den Bibliotheken anderer Familienmitglieder und Freund_innen sowie in die Archivbibliothek des TMA. Die Nachlassbibliothek vereint Vorstellungen von Thomas Mann als Leser, als Sammler, als kreatives Individuum, als Werkautor, als Annotationsautor. Je nachdem, ob ein Zugriff unter dem Fokus auf die Handschrift des Autors, auf die Genese des Werks oder die Arbeitsweise geschieht, sind dementsprechend – um auf die Verflechtung der Bibliotheken Katia und Thomas Manns zurückzukommen – Ordnungen der Exemplare und damit auch der Bibliothek nach unterschiedlichen Kriterien denkbar: Sind sie annotiert, gebraucht, (potentiell) gelesen, von Mann geschaffen oder in der Auseinandersetzung mit ihm und seinem Werk entstanden? Dieser Dynamik von Autor_innenbibliotheken entsprechend, verkündete Erika Mann mit Bezug auf das TMA in einem Radiovortrag anlässlich des siebten Todestages ihres Vaters: »Das Ganze *lebt*, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.«⁹⁴

93 Vgl. Jonas: Das Thomas Mann-Archiv in Zürich (Anm. 17). S. 13.

94 Mann: Die letzten Jahre von Thomas Mann (Anm. 64), S. 4 (Hervorhebung im Original).

Caroline Jessen

»!?!!«

Esoterisch / Exoterisch: Annotationen von Karl Wolfskehl

Ein in Jerusalem bewahrtes Exemplar von Walter Benjamins *Einbahnstraße*¹ mit der handschriftlichen Widmung »Karl Wolfskehl den der Pfeil nach Berlin bittet Januar 1928 Walter Benjamin« ist eines der wenigen Zeugnisse des kurzen, intensiven Kontakts zwischen den beiden Autoren.² 1929 schrieb Benjamin zum 60. Geburtstag des »großen [...] Bücherkundigen« in der *Frankfurter Zeitung* noch einen Geburtstagsgruß. In ihm berichtete er von einem gemeinsam bei Franz Hessel verbrachten Abend.³ Wolfskehl habe aus dem *Jahrhundert Goethes*, dem dritten Band der mit George im Jahr 1902 herausgegebenen Sammlung *Deutsche Dichtung*, vorgelesen und Benjamin in dieser Situation, allein durch die Stimme seiner Rezitation, die Gedichte Nikolaus Lenaus und das Prinzip dieser eigenwilligen Anthologie erschlossen:

Hier nun hatte eine wahrhaft hermetische, eine gleitende Stimme im Flusse der Lenauschen Worte stromaufwärts mich in die unwegsamen Höhen geführt, wo um 1900 im Schatten einiger ragender Häupter, Hölderlins, Jean Pauls, Bachofens, Nietzsches, die deutsche Dichtung war erneuert worden. Diese hermetische Kraft aber – die Stimme hatte sie in solchem Grade wohl nur, weil man, indem man dergestalt ihren Wegen folgte, auf ihr eigenes Geheimnis zu stoßen hoffte.⁴

1 Walter Benjamin: *Einbahnstraße*, Berlin 1928. Bibliothek Karl Wolfskehl [= Bibl. KW] 2251. Schocken Library Jerusalem.

2 Vgl. aber den Hinweis auf Wolfskehls Bedeutung für Benjamin in: Lorenz Jäger: *Walter Benjamin. Das Leben eines Unvollendeten*, Berlin 2017, S. 301–304.

3 Vgl. Detlev Schöttker: Kommentar, in: *Walter Benjamin. Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 8: Einbahnstraße*, hg. von Detlev Schöttker unter Mitarbeit von Steffen Haug, Frankfurt a. M. 2009, S. 257–579; hier S. 260. Als Benjamins Artikel zu Wolfskehl erschien, arbeitete er gemeinsam mit Franz Hessel an der Übersetzung des Romans *À la recherche du temps perdu* [7 Bände, Paris 1913–1927] von Marcel Proust. Zwei von ihnen übersetzte Bände sind erschienen (1927 und 1930).

4 Vgl. *Walter Benjamin: Karl Wolfskehl zum sechzigsten Geburtstag. Eine Erinnerung* (1929), in: *Walter Benjamin. Schriften*, Bd. 2, hg. von Theodor W. Adorno und Gretel Adorno unter Mitwirkung von Friedrich Podszus, Frankfurt a. M. 1955, S. 304–307, hier: S. 306.

Mit diesen Sätzen skizzierte Benjamin ebenso bildlich wie mystifizierend, was ihn an Wolfskehl mehr als anderes faszinierte: die paradoxe Zusammengehörigkeit von Erschließung und Verschlüsselung.

Mit zustimmendem Interesse hatte Benjamin zuvor Wolfskehls Feuilleton *Lebensluft*⁵ gelesen; sein Geburtstagsgruß knüpfte an die in diesem kleinen Text mehr angedeuteten als entwickelten Ideen an, um sie zurück auf den Autor zu spiegeln: »[S]chwebend und flüchtig bei aller Wucht« wirke die Gestalt »des Mannes, wäre es selbst nur der Unrast wegen, die ihn immer in Bewegung erhält, und der tausend Witterungen und Regungen wegen, die von germanischer zu jüdischer Vorwelt allem Ererbten und Erfahrenen die Stätte in ihm bereiten«. ⁶ Seine Schrift, von der eine »Graphologin gesagt hat, sie bedürfe ›geradezu eines Schlüssels, um überhaupt gelesen werden zu können«, gleiche »ihrem Schreiber darin, daß sie ein unvergleichliches Versteck von Bildern« sei, ein »weltgeschichtliches Refugium; denn in ihm wohnen, hausen Bilder, Weisheiten, Worte, welche ohne ihn, wer weiß, ob überhaupt und wie, sich in unseren Tagen behaupteten«. Das Lenau-Gedicht habe sich aus ihm gehoben wie ein »Vogel aus dem gewaltigen Sagenbaum, in dem er mit Tausenden seinesgleichen nistet«. ⁷ Liefse sich dieses Bild – der Dichter als Versammlungsort, Versteck und Refugium –, das sich auf das Thema der Annotationen in Büchern zunächst nicht zu beziehen scheint, auch poetologisch, als Teil eines Nachdenkens über das Schreiben denken? Und welche Rolle käme dann dem konkreten überlieferten, durch Gebrauchsspuren unikalen Material zu, an das Benjamin im Hinweis auf Wolfskehls Bücherliebe und Sammelleidenschaft erinnerte?

Drei annotierte Bücher aus der zerstreuten Bibliothek

Ein Refugium und in geschlossenen Bücherschränken dem Zugriff Unbefugter entzogener Besitz war die Bibliothek des Dichters, Sammlers und Übersetzers. Das Nebeneinander von Novalis, Jean Paul und Clemens von Brentano in Erstausgaben, Dramen und Gedichten befreundeter Autoren, Schmähschriften der frühen Neuzeit, abseitigen Liedersammlungen, Baedeker-Bänden, Kochbüchern und Elefantenpostkarten in der (heute

5 Karl Wolfskehl: *Lebensluft* (1929), in: *Gesammelte Werke*. Bd. 2 [= GW II], hg. von Margot Ruben und Claus Victor Bock, Hamburg 1960, S. 419–422; hier S. 420.

6 Benjamin, Karl Wolfskehl zum sechzigsten Geburtstag, S. 306.

7 Alle Zitate des Absatzes ebd., S. 306–307.

zerstreuten) Sammlung ist dabei ein Bild für Wolfskehls Weigerung, zwischen Hoch und Niedrig, ›Heiligem‹ und ›Profanem‹ eine Trennlinie zu ziehen oder etwa Sachliteratur gegen Hölderlin und Goethe auszuspielen. Dieses Phänomen nach der Machtübernahme der Nazis in Deutschland ex negativo (und nicht ohne Grund an einem kulinarischen Beispiel⁸) fassend kommentierte Wolfskehls Mitarbeiterin und Geliebte Margot Ruben 1935, es sei »[f]ast unbegreiflich, wie der Alltag Karl ausser Fassung bringen kann – die schlechte Butter, der gepanschte Wein, die klebrigen Spaghetti«. Jedoch folge »diese, für die nahe Umgebung so unbequeme Empfindsamkeit« dem Prinzip, dass »alles richtig und würdig« sei, »an seinem Platz, zu seiner Stunde«. Zerkochte Spaghetti konnten so zu »Symptomen« eines »Verfall[s] der lebendigen Bezüge« werden.⁹ Sein Büchersammeln – so hatte Wolfskehl analog bereits drei Jahre zuvor in einem Bibliophilen-Jargon und Zeitkritik zusammenführenden Aufsatz erklärt, verstand sich als eine (Ver-)Bergungsaktion, als ein »geheimbündlerische[s] Sammlertum«,¹⁰ das den Museen und öffentlichen Bibliotheken nicht traute, sich im Gegensatz zu ihnen dem ›Unscheinbaren‹ und Ephemerem widmete, es in neue Zusammenhänge hineinholte, es weitertrug.¹¹ Die Sprache Wolfskehls zeichnete das Büchersammeln als rituelle, sakrale Handlung aus, als einen »Ahnenkult, der das Gewesene *leibhaft* uns verbindet«.¹²

Karl Wolfskehls Bibliothek existiert nicht mehr.¹³ Das Wissen und die

8 Auf das Thema des Kulinarischen und des Essens bei Wolfskehl hat mich Sonja Schön (†) aufmerksam gemacht, die eine Publikation zum Thema plante. In Wolfskehls Bibliothek und auch in seinen Schriften nehmen Koch- und Rezeptbücher einen gewissen Raum ein. Die damit verbundene sinnliche Seite seines Denkens wurde noch nicht untersucht, scheint aber wichtig zu sein.

9 Margot Ruben: Karl Wolfskehl. Gespräche und Aufzeichnungen 1934–1938, in: Castrum Peregrini, Heft 1 (1960), S. 91–133; hier S. 96.

10 Karl Wolfskehl: Beruf und Berufung der Bibliophilie in unserer Zeit, in: GW II, S. 549–556; hier S. 555.

11 Ebd., S. 554.

12 Ebd., S. 555 [meine Hervorhebung im Zitat].

13 Vgl. zur Geschichte der Bibliothek: Michael Thimann: Karl Wolfskehl im Spiegel seiner Bibliothek, in: Elke-Vera Kotowski, Gert Mattenklott (Hg.): »O dürft ich Stimme sein, das Volk zu rütteln!« Leben und Werk von Karl Wolfskehl (1869–1948). Hildesheim, Zürich, New York 2007, S. 171–194; Andreas B. Kilcher: Karl Wolfskehls Bausteine einer Philosophie des Buches, in: K. W.: Bücher Bücher Bücher Bücher. Elemente der Bücherliebeskunst. Mit einem Essay von Andreas B. Kilcher. Darmstadt 2012; Tomke Hinrichs: Fluchthilfe. Der Ankauf der Bibliothek von Karl Wolfskehl durch Salman Schocken, in: Medaon, 7. Jg. (2013), S. 1–4; Marcel Lepper: Karl Wolfskehls Bibliotheken. Wissenschaftsgeschichte und Provenienzforschung, in: Geschichte der Germa-

Interessen, die sich in ihrem Gefüge von gelesenen Texten und Einschreibungen Wolfskehls in diese Texte einmal abgebildet haben, lassen sich nur aus zerstreuten Überresten rekonstruieren. ›Lesespuren‹ können in diesem Fall nicht (mehr) im System des intakten Sammlungszusammenhangs – als mit dem Nachlass überlieferter Arbeitsapparat etc. – verstanden werden. Als Rand-Schriften, die vom gelesenen Text zu etwas anderem übergehen, und als Schriften, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt sind und doch zirkulieren, gehören die ›Lesespuren‹ wohl aber in den Zusammenhang eines Nachdenkens über Vermitteln und Überliefern, Zeigen und Verstecken, Verbinden und Trennen: Themen, die Wolfskehls Essays wie ein eingewebter roter Faden durchziehen und sich bis in die Praxis des poetischen Schreibens – zitierende und anthologische Schichten der Gedichte – verfolgen lassen. Sie finden sich auch in einigen der erhaltenen Bücher, darunter Exemplaren von Oskar Goldbergs *Die Wirklichkeit der Hebräer* (Berlin 1925) und Erich von Kahlers *Israel unter den Völkern* (Zürich 1936). Dies waren Bücher, die Wolfskehl zueinander in Beziehung setzte. Von ihnen führt wiederum ein Weg zu einem dritten Buch und einer früheren Lektüre Wolfskehls, zu Werner Sombarts *Die Juden und das Wirtschaftsleben* (Leipzig 1911) – und zu anderen Büchern. Doch wenige der erhaltenen und heute zugänglichen Bände wurden so emphatisch annotiert wie diese drei, sodass sich die folgenden Überlegungen vor allem auf sie stützen werden.

Wolfskehl war mit dem Werk Goldbergs seit 1925 vertraut, ein Exemplar des Buchs, das diese frühere Lektüre dokumentiert, ist in Jerusalem überliefert.¹⁴ Doch in der Re-Lektüre nach 1933, die ein heute im DLA bewahrtes Exemplar zeigt,¹⁵ wurde das Werk für Wolfskehl zum bestimmenden Faszinosum. Es sei »ein wirkliches Geheimbuch. Die einzige, nackte, unverblünte, reale Lehre von der dem Erdenmenschen zugekehrten Gottesseite während einer bestimmten Frist«; es sei »voller Entdeckungen«.¹⁶ Wolfskehl interessierte, dass Goldberg ganz wie er selbst Mythos und Wirklichkeit

nistik, 47/48 (2015), S. 60–65; ders.: *Odyssee der Bücher*. Mit unerwarteten Funden lassen sich Karl Wolfskehls zerschlagene und zerstreute Exilsammlungen rekonstruieren. In: *NZZ*, 26.9.2015, S. 53; Caroline Jessen: *Der Sammler Karl Wolfskehl*, Berlin 2018, bes. S. 11–42.

- 14 Vgl. Oskar Goldberg: *Die Wirklichkeit der Hebräer*. Einleitung in das System des Pentateuch. Teil 1, Berlin 1925. Schocken Library Jerusalem, Bibl. KW 6174.
- 15 Vgl. Oskar Goldberg: *Die Wirklichkeit der Hebräer*. Einleitung in das System des Pentateuch. Teil 1, Berlin 1925. DLA Marbach, Sammlung Margot Ruben, BKW/R:0069.
- 16 Karl Wolfskehl an Margarete Susman, 19.3.1936, in: »Jüdisch, römisch, deutsch zugleich ...« Karl Wolfskehl. Briefwechsel aus Italien, 1933–1938 [= BrI], hg. und kommentiert von Cornelia Blasberg, Hamburg 1993, S. 164–169; hier S. 167–168.

zusammendachte, in eins legte, Zeit anders begriff als die Geschichtswissenschaft seiner Zeit. Erich von Kahlers Versuch einer souveränen Wesensbestimmung des Jüdischen angesichts der von Deutschland ausgehenden Entrechtung und Verfolgung der Juden in Europa erhielt Wolfskehl dann Ende 1935 vom Verfasser selbst. Dieses Buch unterbrach als Geschenk des Verfassers die Goldberg-Lektüre, wurde aber in dieser Situation zur Kontrastfolie, die Goldberg umso heller erstrahlen ließ. Die Kahler-Arbeit begeisterte Wolfskehl als eine zu eifrige, beflissene, halbherzige Arbeit bis auf das Schlusskapitel wenig, folgt man seinen Notizen und Kommentaren in Briefen an Margarete Susman.

Nach seiner Flucht aus München 1933 hatte Wolfskehl zunächst bei Freunden an wechselnden Orten in der Schweiz – Basel, Orselina, Meilen – gewohnt, später dann unter anderem in Rom und Florenz. Nach mehreren Ortswechseln ließ er sich Ende 1935 mit der 30 Jahre jüngeren Margot Ruben, die zunächst als seine Sekretärin arbeitete und später seine Lebensgefährtin wurde, in Recco bei Genua nieder.¹⁷ Seine bei Freiburg lebende Frau Hanna Wolfskehl besuchte die beiden wiederholt. Wolfskehl, der nahezu alle früheren Einkommensquellen verloren hatte, band sich an den jüdischen Schocken Verlag,¹⁸ der 1934 seinen Gedichtband *Die Stimme spricht* publiziert hatte. In den Büchern, die Wolfskehl in dieser Situation las, bildet sich dieser Zusammenhang – die existenzielle Verunsicherung, auch nach dem Tod Georges 1933, die Suche nach einer eigenen Bestimmung dessen, was es hieß, Jude zu sein, und die komplizierte Liebesbeziehung – als Spur einer *Lektürepraxis* am Seitenrand ab.¹⁹ Lesen hieß in dieser Situation gemeinsam lesen: »Oktober: Hanna in Recco. Gemeinsame Gänge und Gespräche. Abendliche Lesungen zu dritt – Goldberg, Bachofens Griechische Reise, und die Dichter«, ²⁰ notierte Margot Ruben im April 1935. Diese Lesungen zu dritt spiegeln die Annotationen.

17 Vgl. zu dieser Zeit die ausgezeichnete, genaue Darstellung in: Friedrich Voit: Karl Wolfskehl. Leben und Werk im Exil, Göttingen 2005, S. 79–219.

18 Die informativste Arbeit zum Schocken Verlag ist nach wie vor: Volker Dahm: Das jüdische Buch im Dritten Reich. 2., überarbeitete Aufl., München 1993.

19 Zum Praxisbegriff in der Literaturwissenschaft und zur Praxis als schwer zu untersuchendem Feld »informelle[r] Verhaltensroutinen« vgl. Steffen Martus, Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft, in: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen, Nr. 35/36 (2009), S. 89–96. Vgl. auch: Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1979.

20 Ruben, Karl Wolfskehl. Gespräche und Aufzeichnungen 1934–1938, S. 128.

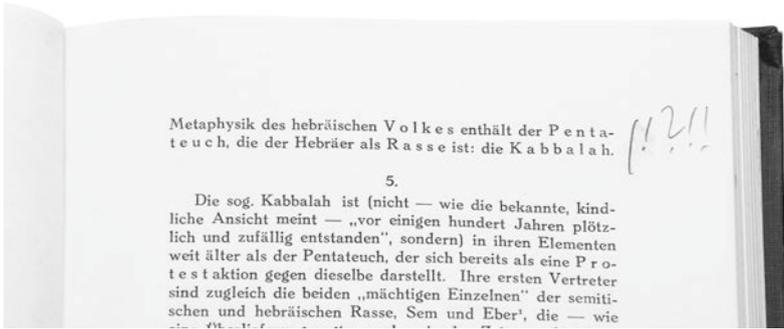


Abb. 1: Affektive Lektüre. Annotation in: Oskar Goldberg, Die Wirklichkeit der Hebräer (Berlin 1925), Schocken Library Jerusalem, Bibl. KW 6174 [= Ex. 1], S. 149.

An den erhaltenen Büchern der Bibliothek Wolfskehls ließen sich nun synchron und diachron Spielräume bzw. Beziehungsnetze (weniger Systeme) unterschiedlicher ›Lesespuren‹ innerhalb einzelner Bände, aber auch zwischen Büchern entfalten – von Besitzvermerken, Seitenverweisen, Korrekturen und affektiven Reaktionen (»!?!«) (Abb. 1) über Erinnerungszeichen, Talismane (ein vierblättriges Kleeblatt im Goldberg-Band) und Informationen über die Provenienz eines Bands bis hin zu Denkwege markierenden Kommentaren und politisch signifikanten Stil-Urteilen (Abb. 2).

»Dem Karl / vom Erich / Dez. 1935« heißt es auf dem Schmutztitel des Kahler-Bands; »K. W. 1927« und »Karl Wolfskehl« steht groß – und als zweifacher Besitzvermerk wie zur Bekräftigung – auf der Titelseite des nach Italien geretteten Goldberg-Bands. Das geschenkte Buch und das einige Jahre zuvor erworbene deuten zunächst nur in der materiellen Beschaffenheit der Annotationen (Stiftfarben, Schriftformen) und Notizen am Ende auf eine Gleichzeitigkeit oder zeitliche Nähe der Lektüre hin. Dem folgend ließe sich der doppelte Namenseintrag auch als Hinweis auf eine wiederholte Lektüre interpretieren, der zweite Besitzeintrag wäre ein Lektüre- oder, genauer, Aneignungsvermerk. Beide Bände enthalten auf den hinteren Vorsatzblättern Seitenverweise als einfache Nummernlisten, teilweise durch Unterstreichungen besonders hervorgehoben, teilweise auch mit hinzugesetzten Stichworten zum Inhalt. »85: Goldberg« heißt es so etwa sachlich im Kahler-Band, abgetrennt von den übrigen Verweisen. So wird der Autor des einen Buchs als Gegenstand des anderen Buchs markiert. Weniger sachlich steht auf dieser Seite aber auch ein zusammenfassendes Urteil über das Gelesene: »Dies Buch ist nicht gut genug um so wenig

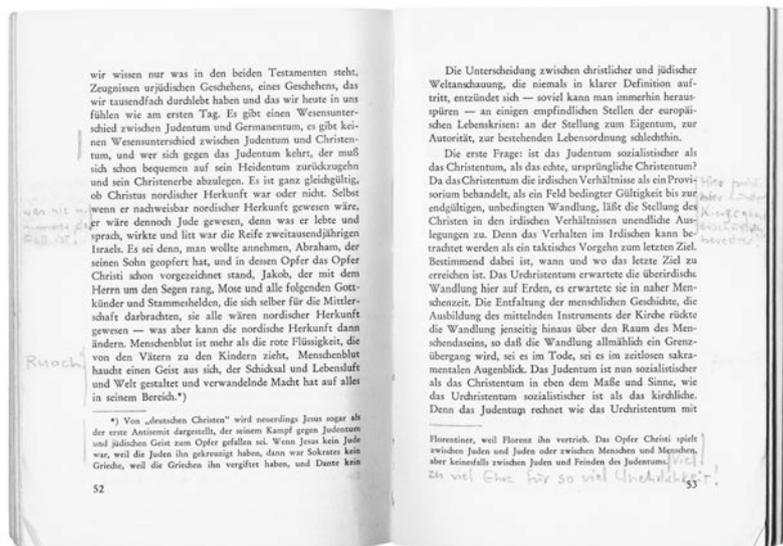


Abb. 2: Stilfragen. Annotation in: Erich von Kahler, *Israel unter den Völkern* (Zürich 1936), DLA Marbach, BKW/R:0095, S. 53.

schlecht – nicht schlecht genug – um so wenig gut zu sein: Es erstickt im ›*Beinahe*‹. Es strampelt, wo es schreiten sollte. Es poltert, statt zu dröhnen.« Abgesetzt durch zwei horizontale Striche findet sich nun aber noch ein zweiter Kommentar, der sich weniger auf das Gelesene als auf Kommentar Nr. 1 und eine besondere Lektüresituation bezieht: »Halt jetzt mit dem Gemecker an – und les mir lieber Eckermann!« (Abb. 3) Deutliche Spuren haben hier zwei Lesende hinterlassen, in ein und derselben Schrift. Weniger deutlich zeigt sich die Mehrstimmigkeit in beiden Bänden am Seitenrand auch in anderen Stellenkommentaren. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Die so entstehenden, ganz im Materiell-Konkreten gründenden Spielräume, die sich leicht um andere ergänzen ließen – als »Netzwerke«, die über die Annotationen Texte und Ideen zueinander in Beziehung setzen, verbinden²¹ –, können in dieser Skizze eines textuellen Beziehungsmodells nur angedeutet, nicht genau beschrieben werden, obschon eine seiten-

21 Vgl. Erika Thomalla, Carlos Spoerhase, Steffen Martus: Werke in Relationen. Netzwerktheoretische Ansätze in der Literaturwissenschaft. Vorwort, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Heft 1, NF 29 (2019), S. 7–23.

21	34	168
	44	169
26	45	171
28/29	46	173
	49	
	50	
	51	
	62	
	<u>110</u>	
	117	
	119	
	124	

85: Oskar Joelberg

Dies Buch ist nicht gut genug
 nur so wenig schlecht -
 nicht schlecht genug -
 nur so wenig gut zu sein.
 Es ersticht im "Beinahe".
 Es straupelt, wo es schreiten sollte,
 Es poetert - statt zu drehen!

Halt getat mit dem Zemecker, an-
 und les uns lieber Edemann!

Abb. 3: Orientierung. Kommentare und Seitenverweise in: Kahler, Israel, hintere Vakant-Seite.

weise vorgehende Analyse der Annotationen nicht zuletzt das Lineare oder Springende einer Lektüre, Richtungswechsel und Überschreibungen früherer Lektüreeindrücke durch Re-Lektüren – das Lesen als veränderlichen, transgressiven Prozess mit eigener Zeitlichkeit – als zentralen Aspekt der lesenden Arbeit mit Büchern transparent machen könnte.

Wolfskehl war zwar ein eher fahriger, anti-systemischer Leser, doch noch in dem auf der Flucht Gelesenen finden sich relativ gleichförmige Spuren, die auf das Habituelle in der Praxis, auf die ›Kontinuität‹ des Lesens angesichts wechselnder Orte und Zeiten verweisen. Davon ausgehend ließe sich noch die so, lesend, im Kopf konstituierte Bibliothek der erinnerten, gereteten und im Exil erhaltenen Bücher Wolfskehls als Gegenort mit eigenen Regeln, als ein Ort kollabierender Zeit, als »Heterotopie *par excellence*« – das ist für Foucault das Schiff, aber wäre nicht die Bibliothek als Arche denkbar? – verstehen: als ein Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in sich vereinernder Raum, »ganz auf sich selbst angewiesen, in sich geschlossen und zugleich dem endlosen Meer ausgeliefert«, um von entlegenen alten und neuen Orten »das Kostbarste zu holen« – nicht zuletzt über Büchersendungen, Geschenkte oder Geliehenes: Bücher als Tarsis-Schiffe.²²

Die wirkliche Bibliothek Wolfskehls gibt es nicht mehr, und das Zersprengte, Zerstreute in einem Akt der Heilung wieder ideell oder materiell zusammenzufügen und heute als einen Zusammenhang zu analysieren, wäre grotesk. Ausgangspunkt kann also nur die Tatsache der Zerstreung sein. Wolfskehl selbst hatte bereits 1927 in seinem Vorwort zum Versteigerungskatalog der Barock-Sammlung von Victor Manheimer im Wissen um das fast religiöse Moment jeder Zerstreung erklärt: »Es war schön, dies alles zu vereinigen, es ist auch schön, es wieder allen Winden zu übergeben.«²³ Überlieferung ist auf Brüche und Diskontinuität oder doch zumindest auf Transfer und Transformation, das Zirkulieren der Bücher und ihr Aufgehen in immer wieder neuen Sammlungs- und Bedeutungszusammenhängen angewiesen, ließe sich Wolfskehls Position etwas trockener zusammenfassen.

22 Alle Zitate des Absatzes Michel Foucault: Von anderen Räumen, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2006, S. 317–329; hier S. 327. Über die Schiffsmetapher scheint Foucault anzuspielen auf Jesaja 60,9 und 1. Könige 10,21.

23 Karl Wolfskehl: Einleitung, in: Antiquariat Karl & Faber (Hg.): Sammlung Victor Manheimer. Deutsche Barockliteratur von Opitz bis Brockes. Mit Einleitung und Notizen von Karl Wolfskehl, München 1927, S. 4.

In den gelesenen Büchern finden sich zum Teil ähnliche Gedanken, wo von (jüdischer) Überlieferung die Rede ist. Sie interessierten Wolfskehl, folgt man den Anstreichungen und affektiven Kommentaren, sehr. So stellt sich Kahler etwa in seinem Buch *Israel unter den Völkern* gegen den Zionismus, gegen die Aufhebung der Diaspora, und beschreibt – das ist ein zentrales Anliegen der Schrift – den Sinn der Zerstreuung und des jüdischen Lebens in der Zerstreuung. Für Kahler liegt die Aufgabe der Juden in der Übersetzung und im Transfer von Wissen: »Weiter wird die Diaspora die Pflicht der Uebertragung auf sich haben, weiter alles Leiden und alle Mühsal haben.«²⁴ Hier geht es um die Pflicht zur Überlieferung, und zwar im Hinblick auf Erlösung. Eine der wenigen Aussagen, der Wolfskehl zustimmte: »Herrlich!« heißt es am Seitenrand,²⁵ mit Ausrufungszeichen. In diesem Sinne sollen im Folgenden auch die ›Lesespuren‹ als *Markierungen* und Akte des Überlieferens betrachtet werden, also nicht als Spuren. Im Zentrum soll dabei die Frage stehen, wie sich Lesespuren als Botschaften bzw. Markierungen zum Zusammenhang von Sammlung, Zerstreuung, Ver- und Entschlüsselung verhalten, der für Wolfskehl so eng mit dem der Überlieferung zusammenhängt, wie es Benjamins Wortspiel mit der Figur des Hermes und der Idee des Hermetischen angedeutet haben mag.

Sammeln, Aneignen und Überliefern

Was der Sammler »in den Katakomben seiner Liebe« berge, sei »nicht nur äusserlich vorm Untergange geschützt«,²⁶ hatte Wolfskehl 1932 erklärt. Museen wurden ihm aus dieser Perspektive zu »Leichenkammern«, bedeuteten Stillstellung und Abtötung unter dem Vorwand der Konservierung.²⁷ Sein Denken trennte nicht zwischen Ideellem und Materiellem: Neben Büchern hatte er Elefantenfiguren, Spazierstöcke, Zigarrenspitzen und Fundstücke von Jahrmärkten angehäuft, doch das damit verbundene Anliegen war ernst und ergänzte seine Arbeit mit Texten. Der Dichter nahm sich immer wieder anthologischer Projekte an, die ihn in ausgedehnte Prozeduren des Materialsammelns und -sichtens verstrickten – das bekannteste, produktivste sind wohl die gemeinsam mit Stefan George publizierten drei Bände

24 Erich von Kahler: *Israel unter den Völkern*, Zürich 1936 [1935], S. 169. Vgl. Ulrich Raulff: *Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben*, 2. Aufl. München 2010, S. 275.

25 Kahler, *Israel unter den Völkern*, DLA Marbach, BKW/R:0095, S. 169.

26 Wolfskehl: *Beruf und Berufung*, in: *GW II*, S. 555.

27 Wolfskehl, *Lebensluft*, S. 421.

Deutsche Dichtung (1900–1902).²⁸ Vieles verbindet dabei editorische Projekte, Büchersammeln und, im Falle Wolfskehl, das literarische Schreiben.

Ungeachtet der großen Kontingenz im Einzelnen scheint jede Sammlung – ob materiell oder immateriell, profan oder heilig – eine Ordnung eigenen Rechts zu schaffen (»a group of materials with some unifying characteristic«²⁹). Das Bild der Textgemeinschaft, das den Zufälligkeiten des Lesens einen trans-historischen Sinnzusammenhang gegenüberstellt, spitzt diese Bedeutungsfacette zu.³⁰ Doch die Textgemeinschaft bedarf, folgt man nun Wolfskehl, ihrer Materialisierung in konkreten Büchern, um in Erscheinung zu treten. »Sobald jedoch das Materielle als Materialisierung begriffen wird, existiert das Ideelle nicht jenseits des Materiellen, sondern in ihm. Körperliches wird zur Existenzform des Geistigen«, ließe sich mit Sybille Krämer zusammenfassen,³¹ die an dieser Stelle auf die religiösen Aspekte des Konzepts – Erscheinung, Verkörperung – aufmerksam macht. Oder, anders, in der Formulierung von Régis Debray: »L'objet de la transmission ne préexiste pas à l'opération de sa transmission.«³² Die Übertragung geht einher mit einer Veränderung, Transfer bedeutet hier auch Transformation. Dies ist das große Thema der *Deutschen Dichtung*, die die als »meister-dichter«³³ apostrophierten Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts versammelte. Dort heißt es in der Variation der klassischen Topoi von Zerstörung und Erneuerung,

dass uns gleicherweise als zeichen eines starken bewegten zeitalters erfreut: der liebende anschluss mit dem gefühl für überlieferung wie auch

28 *Deutsche Dichtung*, 3 Bde., hg. von Stefan George und Karl Wolfskehl, Berlin 1900–1902. [Bd. 1: Jean Paul. Ein Stundenbuch für seine Verehrer (1900); Bd. 2: Goethe (1901); Bd. 3: Das Jahrhundert Goethes (1902)].

29 Richard Pearce-Moses: SAA. A Glossary of Archival and Records Terminology, Chicago 2005, S. 76.

30 Vgl. Moshe Halbertal: *People of the Book. Canon, Meaning, and Authority*, Cambridge, Mass. 1997, S. 11: »[C]anonization should be viewed not only as the addition of status to an accepted meaning but as a transformation of meaning itself.« – Vgl. auch Frank Kermode: *The Canon*, in: Robert Alter, Frank Kermode (Hg.): *The Literary Guide to the Bible*, Cambridge, Mass. 1987, S. 600–610; Frank Kermode: *Change*, in: Frank Kermode: *Pleasure and Change. The Aesthetics of Canon*, hg. von Robert Alter. With commentaries by Geoffrey Hartman, John Guillory, and Carey Perloff, New York 2004, S. 32–53.

31 Sybille Krämer: *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt a. M. 2008, S. 84, zur Mediologie von Régis Debray.

32 Régis Debray: *Transmettre*, Paris 1997, zit. nach Krämer, *Medium, Bote, Übertragung*, S. 85. Vgl. Krämer, ebd.: »Etwas zu übertragen heißt: Unkörperliches zu verkörpern.«

33 Gesamt-Vorrede zu *Deutsche Dichtung* [1902], in: *Deutsche Dichtung*, hg. und eingeleitet von Stefan George und Karl Wolfskehl. Bd. 3, Stuttgart 1995, S. 5.

jene wählerische Grausamkeit die ohne Bedenken frühere Säulen zerreibt um Mörtel zu gewinnen fürs neue Bauwerk.³⁴

Auswahl und Anordnung werden von Wolfskehl und George selbst in ihrer Gewalttätigkeit und Grausamkeit als Formen der Aneignung und als Instrumente zur Enthüllung eines Sinnzusammenhangs angeführt, der ohne Pflege in einem Textmeer verborgen bliebe. Um einen verborgenen oder verschütteten Sinn sichtbar zu machen, lösten die Herausgeber Texte und selbst Textteile auch aus ihrem ursprünglichen Kontext. Sie zerstörten alte Zusammenhänge. So gelang es dem ersten Band der *Deutschen Dichtung* durch eine Zusammenstellung von Fragmenten, die die Herausgeber aus längeren Prosawerken ausgewählt hatten, den bis dahin wenig gewürdigten Dichter Jean Paul als zentrale Figur im Pantheon der deutschen Literatur vorzustellen. In ihrem dritten Band präsentierte die *Deutsche Dichtung* wiederum eine eng umrissene Lyrik-Auswahl, die die Rezeption der Lyrik der Romantik verändern und prägen sollte. Dies sind Kontinuitätsstrategien, die den Bruch mitdenken, der das Vermitteln notwendig macht. Der eigene Zugriff auf das Überlieferte wird in diesem Zusammenhang als unbedingt notwendige Handlung verstanden. An diesen Gedanken schließt, indirekt und esoterisch, Benjamins Erinnerung an die nächtliche Lesung bei Franz Hessel, Wolfskehls Stimme und ihr Erschließen der ihm bis dahin wenig sagenden Texte des dritten Bands der Anthologie an.

Das Editionsunternehmen der *Deutschen Dichtung* erschließt nicht nur Gedanken, die für Wolfskehl im Umgang mit Büchern wichtig waren, sondern fügt sich in den Zusammenhang der Werkpolitik Stefan Georges.³⁵ Der frühe George-Kreis und sein Publikationsorgan, die *Blätter für die Kunst*, inszenierten sich nicht zuletzt durch poetologische Essays aus der Feder Wolfskehls als sinnhaftes, geordnetes und in sich geschlossenes Ganzes, das mehr war als die Summe seiner Teile: ein ›geheimes Deutschland‹.³⁶ Dies führte die Gedanken zum Sammeln und zum Zusammenhang von Verstecken/Zeigen in die Sphäre der politisch-esoterischen Geschichte. Das mit Worten mehr umspielte als erklärte ›geheimere‹ Deutschland wurde von Wolfskehl über eine anspielungsreiche Metaphorik in die Kontinuität des

34 Ebd.

35 Vgl. Gerhard R. Kaiser: Deutsche Dichtung, in: Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. Bd. 2, hg. von Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer und Ute Oelmann, Berlin und Boston 2012, S. 607–628, bes. S. 626.

36 Vgl. Karl Wolfskehl: Die *Blätter für die Kunst* und die neueste Literatur [1910], in: GW II, S. 219–236; hier S. 232–233 und S. 227, S. 233.

Heiligen Römischen Reichs gestellt und bildete in diesem Bezugsrahmen, der nicht zuletzt für die Wolfskehl'sche Familiengeschichte bestimmend war, unausgesprochen den Verbindungspunkt zu einer jüdisch-deutschen, im Mittelmeerraum gründenden Geschichte, die der Nationalismus des 19. Jahrhunderts an den Rand gedrängt hatte. Wolfskehls genealogisches Konstrukt der Herkunft seiner rheinischen Familie von den Kalonymiden, einer bedeutenden jüdischen Familie aus Italien,³⁷ bezog hieraus seine Dringlichkeit, wo immer die Genealogie aufgerufen wurde.

»Siehe meine Ahnen Kalonymos«,³⁸ heißt es so etwa am Rand der Schrift *Israel unter den Völkern* zu Kahlers Hinweis auf die frühen Beziehungen zwischen Fürstenhäusern und Juden, als gelte es, das Allgemeine im Konkreten zu erweisen und umgekehrt dieses Konkrete, Eigene in eine größere Ordnung einzufügen (Abb. 4). Das Eigene wird dem Buch eingeschrieben, der Text, der nun von Wolfskehl handelt, wird transformiert, anverwandelt. Zugleich zieht sich der europäisch-jüdische Traditionsraum am Ende der hier aufgerufenen genealogischen Linie auf den winzigen Punkt der eigenen Existenz zurück (»meine Ahnen«), um von dort aus wieder entfaltet werden zu können. Auf ähnliche Weise dachte Wolfskehl jedes überlieferte Buch – vor allem solche, denen man ihre Geschichte aufgrund von »Lesespuren«, eingelegten Zettelchen, Widmungen und Besitzvermerken usw. ansah – als »Überlebsel«,³⁹ als Rudiment größerer Wissenszusammenhänge, die im Verborgenen, das heißt auch: Unscheinbaren, erhalten blieben, um immer wieder in neuen Zusammenhängen neu wirksam werden zu können. Walter Benjamins Beschreibung des George-Treuen als »weltgeschichtliches Refugium«⁴⁰ lässt sich in diesem Sinne lesen und so auch konkret auf die Bibliothek beziehen.

Die Kommentare Wolfskehls zu diesem Zusammenhang sind sporadisch. Seine essayistischen Arbeiten zum Thema aus den 1920er Jahren bilden einen Bezugspunkt, doch diese Texte waren »für den Augenblick bestimmte[] Schreibearbeit«.⁴¹ So charakterisierte sie ihr Verfasser. Sie sind in ihrer geläufigen Sprache schwierig zugänglich, laden zum Überlesen ein,

37 Vgl. L.[udwig] L.[azarus]: Kalonymus, in: Jüdisches Lexikon, Bd. 3, hg. von Georg Herlitz und Bruno Kirschner, Berlin 1928, S. 570–571.

38 Kahler, *Israel unter den Völkern*, DLA Marbach, BKW/R:0095, S. 65.

39 Wolfskehl, *Beruf und Berufung*, S. 556.

40 Benjamin: Karl Wolfskehl zum sechzigsten Geburtstag, S. 307.

41 Karl Wolfskehl an Stefan George, 22. 6. 1929, in: *Von Menschen und Mächten*. Stefan George – Karl und Hanna Wolfskehl. Der Briefwechsel 1892–1933, hg. von Birgit Wägenbaur und Ute Oelmann, München 2015, S. 809–810; hier S. 809.

jener letzte gewaltige chassidische Vorstoß schuf zwar eine wunderbar reine Menschlichkeit — rein aber auch im Sinn historischer Keimfreiheit: sie wuchs aus dem Judentum unmittelbar in ein ebenso persönliches wie allgemeines Menschentum hinaus, ohne das Völkerleben ringsumher zu berühren. Und wenn die Verwirklichung im Lebenswandel des einzelnen Menschen bis ans Äußerste ging, so war sie für den Schicksalslauf des geschichtlichen Menschen, des Menschen als Gesamtart im Lebensreich, dennoch ohne Verbindlichkeit, sie hatte, konkret wie sie war, nur allenfalls eine parabolische Bedeutung. Während die Juden in ihrer Geschichtsstille einer im größten Sinne privaten stammpersönlichen Heiligung lebten und das Gottesreich auf einem imaginären Erdboden pfl egten, wuchsen um sie herum aus dem Grunde der baren zeitlichen Erde die europäischen Nationen heran unter der Obhut des ganz spiritualisierten Gottesreichs der Kirche, die den jungen Weltvölkern die metaphysische Unruhe des Blutes abnahm. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, als die Judenheit sich frei bewegte, wirkte sie noch in teilhaftem Maße am geschichtlichen Schicksal mit: durch die Ueberlieferung antiken Gedankenguts und Schrifttums, durch die wirtschaftliche Erweckung des nördlichen Abendlandes, die ihnen aufgenötigt war. Die Fürsten selbst, die Kirche selbst zogen die Juden heran, um den Wirtschaftsstand zu heben, den Handel zu regen, dann, als die Nordländer mit ihm vertraut wurden, drängte man die Juden aus dem Warenhandel in den verfeimten Geldhandel ab. Israel war

Gottlob

Fasten
 2. Tag
 die Kirche
 gab diese
 "Trennung"
 Sinn, Tag
 Ziel ändern
 was die
 Heilsbedeutung
 machte bereit
 "im Heil"
 65 überlaufen
 nicht!
 "Trennung!"

5 Kahler, Israel, siehe
 meine Ahnen
 Kalonijanos.

Abb. 4: Einschreibungen. Annotation in: Kahler, Israel, S. 65.

wo Sprachschablonen wichtige Gedanken verdecken. Sie erproben, wie sich ein nicht gering von George beeinflusstes Denken über Überlieferungs-zusammenhänge exoterisch/esoterisch – verborgen in der Zurschaustellung – fassen ließe. Margot Ruben berichtete in umgekehrter Entsprechung, die »überströmende Mitteilsamkeit«, die Wolfskehl auszeichne, sei »für den Aussenbezirk«, an »das Eigentliche« rühre er fast nie. »Ich erkenne nun, wie ahnungslos ich früher war [sic] wenn ich ›Aussprachen‹ gesucht.«⁴² Das Wichtige, so Ruben im Anschluss an Wolfskehl, konnte nicht ungeschützt in Erscheinung treten.

Als ein Sammler, Otto Deneke, Wolfskehl 1922 aufgefordert hatte, über seine Sammlung zu schreiben, erwiderte dieser: »Auf Ihre Frage [...] antworten mehr noch Zeitumstände wie meine etwas eigenbrödlische Freude am Geheimnis: leider nein!« Es sei »innerlich nicht leicht sich inmitten der stürzenden Zeit und ihrer fürchterlichen Probleme mit einer doch sehr auf das Persönliche aufgebauten Veröffentlichung zu zeigen!«. Nur »[v]on Sammler zu Sammler« berichtete Wolfskehl von der Romantiker-Sammlung, die er »fast vollständig zu nennen« wage, und von Jean Paul, von dem er nicht nur die Jugendschriften und sämtliche von ihm herausgegebenen Einzelwerke besitze, sondern auch »Apokryphische[s]«, Porträts, »Andenken aller Art« sowie ungedruckte Autographen. Und er berichtete von den Annotationen von Opitz in Ovid-Kommentaren, seiner zerlesenen Erstausgabe des *Simplicissimus*, von der »merkwürdige[n] Schrift« *Der Schlüssel David* (1523)⁴³ und einer großen Sammlung von Lieddrucken und -handschriften.⁴⁴

So mitteilsam die Briefe über die Bibliothek gedacht waren, so schwer entzifferbar sind sie zugleich. Ihr Leser versuchte sich mit farbigen Strichen einen Weg in das Textlabyrinth zu bahnen, fügte Goedeke-Nummern hinzu.⁴⁵ Wolfskehls Schrift war nicht nur für Benjamin, sondern auch für enge Freunde eine Herausforderung: »Sie können wohl deutlich schreiben, wenn Sie wollen. [...] Aber der liebe Karl will nicht immer. Das ists.«⁴⁶ So Melchior

42 Ebd., S. 95.

43 [Joachim Vadianus]: Der schlüssel Dauid. Ich schleiß auff die finsterniß Egypt, Tr[oe]st meins freündt, nach dem sichs begibt [...]. [Basel: Adam Petri] 1523, Schocken Library Jerusalem, Bibl. KW 8044.

44 Alle Zitate dieses Absatzes aus: Karl Wolfskehl an Otto Deneke, Kiechlingsbergen, 23. 8. 1922, in: DLA Marbach, Nachlass K. Wolfskehl, Zugangsnummer 57.5766.

45 Die Goedeke-Nummern könnten auch nachträglich (im Zuge der Archivierung etwa) ergänzt worden sein.

46 Melchior Lechter an Karl Wolfskehl, 25. 5. 1918, in: The JTS Schocken Institute for Jewish Research, Jerusalem, Karl Wolfskehl Collection.

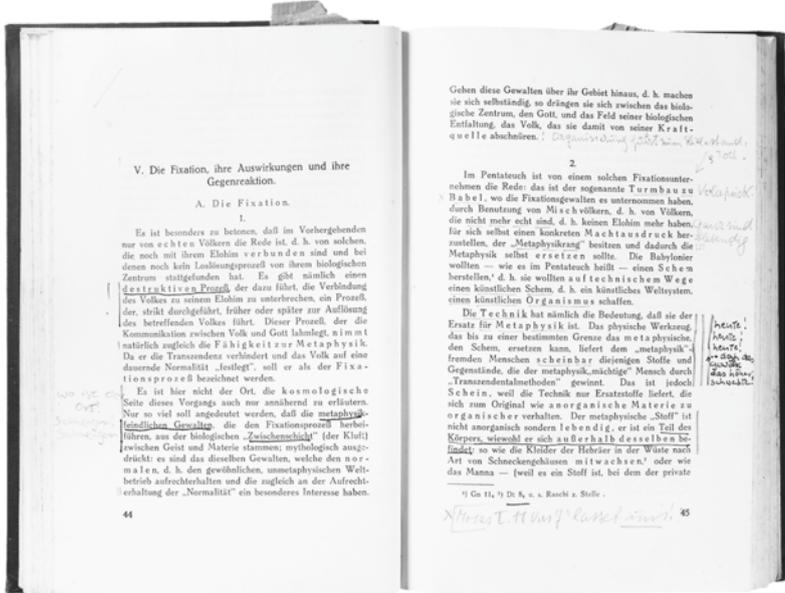


Abb. 5: Gemeinsam lesen. Handschriften in: Oskar Goldberg, Die Wirklichkeit der Hebräer (Berlin 1925), DLA Marbach, BKW/R.:0069 [= Ex. 2], S.144–145.

Lechter, der um Wolfskehls graphologische Interessen wusste.⁴⁷ Handschrift schien Ausdruck des Charakters zu sein, und seine Handschrift ließ ausführliche Notizen zu Kryptogrammen werden, diese Beobachtung hatte auch Benjamin in sein Porträt aufgenommen. Doch es ist nicht die einzige Schrift, in der Wolfskehls Annotationen überliefert sind. Die sehr deutlichen, ja angestrengt auf Lesbarkeit bedachten Kommentare in Erich von Kahlers *Israel unter den Völkern* und Oskar Goldbergs *Die Wirklichkeit der Hebräer* übertragen wohl von Wolfskehl Gesagtes (»meine Ahnen ...«), aber sie tun dies in der graphischen, vielleicht bisweilen auch intellektuellen Anverwandlung durch Margot Ruben oder Hanna Wolfskehl. Zugleich sind sie Spuren einer besonderen Lektüresituation, der des Vorlesens und der des gemeinsamen Lesens. Verunsichert ist so die ohnehin am Seitenrand verunsicherte Situation der Urheberschaft: Die Lektürespuren werden durch diese Schrift, der

47 So zögerte Wolfskehl, leserlich zu schreiben, weil es einer Verstellung gleichkam. Vgl. dazu z. B. Karl Wolfskehl an Fritz H. Ehmcke, Kiechlinbergen, 10. 7. 1922, abgedruckt in: Karl Wolfskehl und die Rupprecht-Press. Eine Auswahl in Briefen und Aufsätzen, besorgt von Margot Ruben, in: Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde, N. F. 5 (1967), S. 20–37; hier S. 26.

die Rolle einer Maske zukommt, zu Tropen der Botschaft und des Boten.⁴⁸ Urheberschaft wird aufgelöst in einem Netz von Bezügen (Abb. 5).⁴⁹

Vom Autor zum Boten

Die Annotationen am Seitenrand lenken den Blick auf den Akt der Übertragung und Vermittlung. Dies ist, in Wolfskehls Denken, die Situation desjenigen in der Welt, der eine Mission zu erfüllen hat und von der eigenen Person absieht. Dieser in der Arbeitsbeziehung zu George geschulte, später in Texten über Wolfskehls Biographie oft bemäkelte Gedanke der Depersonalisierung beschäftigt den Emigranten zur Zeit der Lektüre von Goldberg und Kahler: »September: Gespräch über ›Masken‹«, notierte Margot Ruben und führte Wolfskehls Überlegungen zu ihrer Notwendigkeit aus.⁵⁰ Wiederholt war Wolfskehl da schon seine mangelnde Authentizität zum Vorwurf gemacht worden, wo immer die Beobachtung seines schweifenden Wissens sich zur Feststellung einer »aufreizenden Vielgesichtigkeit« und zum »Zweifel, was Maske, was Wesen sei«, verdichtete.⁵¹ Die Bejahung des Maskenspiels war nicht zuletzt eine Antwort auf zutiefst antisemitische Vorstellungen von Authentizität und Ursprünglichkeit (Abb. 6).

Hier kommt nun die Lektüre Sombarts ins Spiel, auf den Wolfskehl selbst an mehreren Stellen in Kahlers Schrift – direkt und kryptisch – verweist. So heißt es zu einem Absatz, in dem Kahler auf die Befähigung der Juden zum Handel, südliche Agilität und Berechnung etc. eingeht, um dann in einer

48 Vgl. Krämer, *Medium, Bote, Übertragung*, S. 343: »Was also heißt es, wenn nicht unsere ›Urheberschaft‹, wenn nicht unsere und unser konstruktives Potential unser Selbstbild grundiert? Was bedeutet es, wenn wir unsere Stellung in der Welt (auch) so begreifen, dass wir eine ›Mission‹ haben?« Krämer weist im Zusammenhang dieses Konzepts einer Depersonalisierung auf die Herkunft des Worts vom Verb »personare« = »durch die Maske sprechen« hin.

49 Vgl. Thomalla, *Spoerhase, Martus, Werke in Relationen*, S. 7–23.

50 Vgl. Ruben, *Karl Wolfskehl. Gespräche und Aufzeichnungen 1934–1938*, S. 115: »September: Gespräch über ›Masken‹. Über die Notwendigkeit solcher bei allen herrschlichen Menschen, sobald sie nach aussen treten und zu wirken beginnen: ihre ungeheure Leidenschaft würde sonst sie und die Andern sprengen. Napoleon studiert beim Schauspieler Talma Gebärde, Haltung, Ausdruck. George, Julius Landmann und viele andere. ›Maske ist Selbststilisierung, und wächst allmählich mit dem Wesen zusammen, und so wird der Stil Natur.«

51 Ludwig Klages: Einführung, in: Alfred Schuler: *Fragmente und Vorträge aus dem Nachlaß*. Mit einer Einführung von Ludwig Klages, Leipzig 1940, S. 50.



Abb. 6: Bote. Karl Wolfskehl mit Maske. DLA Marbach, Bilder & Objekte.

Wendung die Verbindung von Kapitalismus und Judentum widerlegen zu wollen, knapp: »Da ist mir sogar noch ein Sombart lieber.«⁵² Kahler bediente sich an dieser Stelle seines Buchs ähnlicher Wesenszuschreibungen wie Sombart, aber verfiel sich in Widersprüchen, schrieb entlang antisemitischer Stereotype gegen eben diese an. Wolfskehl, der sein Missfallen ohne weitere Begründung bekundete, hatte bereits die Stereotype, die Kahler aufgriff, nicht gemocht, wie seine frühe Lektüre Sombarts beweist: »Der feierliche Wolfskehl«, schreibt Karl Wolfskehl so beispielsweise in Anführungszeichen unter Sätze, in denen Werner Sombart das Wesen der Juden zu ergründen versuchte, um dem Kapitalismus auf die Spur zu kommen.⁵³ Er sei sich nicht sicher, ob eine besondere geistige und körperliche »Beweglichkeit« als Wesenszug »dem Juden überhaupt« zukomme, erklärt der Ökonom an dieser Stelle in seinem Buch, das zuvor schon Intellektualismus, Zweckorientierung und Zielstrebigkeit als allgemein-jüdische Eigenschaften beschrieben hatte. »Lobredner der Sephardim« – also der aus Spanien und Portugal stammenden Juden – rühmten diesen immerhin »eine gewisse Feierlichkeit der äußeren Geste, eine zurückhaltende Vornehmheit des Verhaltens nach«, so Sombart. Der von ihm fasziniert beschriebene »feierliche« sephardische Jude tritt im Buch mit der Grandezza eines fremden Königs auf, doch die gravitatische Spielart des so beschriebenen Jüdischen ist für den Autor nur ein anderer Ausdruck der Macht eines Fremdkörpers, der stets »rasch aufnimmt, sich sofort zurecht zu finden weiß«. Geistige Rastlosigkeit und Anpassungsfähigkeit als Züge der Juden, die so zur Verkörperung des ephemeren, in Schecks und Aktien zirkulierenden Geldes werden, dessen Macht außer Frage steht. Was Sombart mit dem Anspruch einer wissenschaftlichen Arbeit als wesenloses Wesen beschreibt, ist für Wolfskehl schon durch Vorfahren und Ahnen, deren Namen er auch hier wieder im Buch markiert – »mein Groß-ur-Ahn« –, eine Familiengeschichte. Mütterlicher- und väterlicherseits entstammte der Dichter jüdischen Bankiersfamilien, und einige Bücher seiner Bibliothek zeigen, wie sehr ihn die damit verbundenen Zuschreibungen beschäftigten, zumal der Weg von der Zirkulation des Geldes zu der des Wissens und der Bücher nicht weit war. Im Sombart-Band notiert er zu einigen Statements Gegenargumente, reagierte aber vornehmlich persönlich: Die Vermutung, es sei »unjüdisch,

52 Kommentar von Karl Wolfskehl in: Kahler, *Israel unter den Völkern*, DLA Marbach, BKW/R:0095, S. 68.

53 Die folgenden Ausführungen zu Wolfskehls Sombart-Lektüre sind die leicht überarbeitete Fassung des Abschnitts »Geld. Juden und Wirtschaftsleben« in: Jessen, *Der Sammler Karl Wolfskehl*, S. 273–275.

das Leben selber zwecklos, schicksalsmäßig zu leben«,⁵⁴ kommentiert er durch die rhetorische Frage »bin ich unjüdisch?«. – Dahinter setzt er ein »W.«. In der kürzest denkbaren Signatur verbürgt es seinen Namen und also die eigene jüdische Herkunft, aber auch das eigene schöpferische Werk. Sombarts Beschreibungen hingegen bewegen sich, wenn sie von der Ökonomie zur Rassentheorie hinübergleiten, in den zeitlosen Bilderwelten der Verschwörungstheorien. Es geht in *Die Juden und das Wirtschaftsleben* um untergründige Handels- und Beziehungsnetze, Zirkulation als Bindungslosigkeit, Entfremdungssentiments der Moderne. Wolfskehl vermerkte hingegen seine Verwandtschaftsbeziehungen, als wollte er das Abstrakte wieder konkret machen. Aber für wen?

Die typisierende, ›Rassen‹ und ›Stämme‹ ausmachende Beschreibung lag ebenso im Trend der Zeit wie das Denken in binären Oppositionen. Wolfskehl war nicht ohne eigene Annahmen darüber, was jüdisch sei. Doch er verwandelte sich immer neuen überlieferten Bildern an. Sie bargen kreatives Potential: Wolfskehl war ägyptischer Pharaos, Zeus von Schwabing, Dionysos, Hermes und manches andere. »Feierlichkeit« war dem Dichter im Verweis auf seine Verkleidungen, das Pathos seiner hünenhaften Gestalt und seine immer zur Rezitation gestimmte Sprache nicht ganz überraschend immer wieder zugesprochen worden.

Die Randbemerkung des Dichters in *Die Juden und das Wirtschaftsleben* markiert aber nicht einfach die Präsenz der Zuschreibung »Der feierliche Wolfskehl«, sondern macht sie hier und auf anderen Seiten als antisemitisches Stereotyp kenntlich: »Pfui rabuliert!«⁵⁵ (Abb. 7) – Während die Typen, mit denen sich Wolfskehl identifizierte, Teil eines ernstesten Maskenspiels blieben, das sich laufend veränderte, beharrte Sombart auf einer Essenz des Jüdischen, das sich nur verhüllen konnte und folglich entdeckt werden musste. Auf diesen vermeintlichen ›Masken‹ Wolfskehls beruhte nun der Vorwurf mangelnder Authentizität durch Zeitgenossen, die sich durch sie unendlich provoziert fühlten. Da war nichts Eigenliches, kein Kern, nur die raffende Aneignung dessen, was andere geschaffen hatten: Sammler und Jude in eins gesetzt. »Der Arier erschafft, der Jude verschafft sich die Welt«, sollte Ludwig Klages später mit Blick auf Karl Wolfskehl zitieren.⁵⁶ Aber das war schon in den Jahren der Vernichtung der Juden in Europa, die Sombarts

54 Alle Zitate dieses Absatzes aus: Werner Sombart: *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, Leipzig 1911. Schocken Library Jerusalem, Bibl. KW 6095, S. 321.

55 Anmerkung von Karl Wolfskehl in: Sombart, *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, Schocken Library Jerusalem, Bibl. KW 6095, S. 321.

56 So eine Kapitelüberschrift in: Klages, *Einführung*, S. 75.

gegenübersteht. Unjüdisch ist es, eine Tätigkeit — welche auch immer — als „Selbstzweck“ zu betrachten; unjüdisch, das Leben selber zwecklos, schicksalsmäßig zu leben; unjüdisch, sich der Natur harmlos zu erfreuen: hat doch die jüdische Psyche die Gegenstände, Erscheinungen und Einrichtungen der Natur selbst gestaltet „zu losen Blättern eines ethischen Lehrbuchs, welche das höhere sittliche Leben fördern sollen“. Wir haben genau gesehen, wie durchaus teleologisch die jüdische Religion orientiert ist, in der, wie in allen Betätigungen des jüdischen Geistes, der Primat der Ethik deutlich zutage tritt. Die ganze Welt ist ja nach der Anschauung des Juden ein Werk der freien Zwecksetzung. Sehr richtig erkannte Heine den Unterschied zwischen der jüdischen und heidnischen Religion darin: „Sie haben alle (die Heiden) ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetz der Notwendigkeit; der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.“ („Gedanken und Einfälle“.) Kein Wort klingt dem Ohr des Juden vertrauter als das Wort „Tachlis“, das Zweck, Ziel, Endresultat bedeutet. „Tachlis“ muß etwas sein, damit man es tue, Tachlis ist der Sinn des Lebens im ganzen wie in allen seinen einzelnen Betätigungen, Tachlis ist der Inhalt der Welt. Und für törichte Schwärmer wird der Jude jene halten, die darauf erwidern würden: nicht Tachlis, sondern Tragik sei der Inhalt des Lebens, sei der Inhalt der Welt.

Wie sehr die Zweckbedachtheit tief im jüdischen Wesen eingesenkt ist, können wir besonders deutlich bei den Juden wahrnehmen, in denen gerade alle Rücksichten auf die praktischen Zwecke des Lebens abgestorben sind wie bei den Chassidim, die, weil es doch „keinen Zweck hat“, für das tägliche Brot zu sorgen, ihre Familien hungern lassen und sich lieber dem Studium der heiligen Bücher widmen. Aber auch bei allen denen, denen eine Müdigkeit der Seele, ein mildlächelndes Verstehen und Verzeihen, eine weltentrückte, fruchtreife Lebensbetrachtung eigen ist. Ich denke an so feine Geister unter den Schriftstellern unsrer Tage wie Georg Hirschfeld, Arthur Schnitzler, Georg Hermann. Was ihren Werken den großen Reiz verleiht, ist jene mildverklärende Weise, mit der sie das Leben anschauen; ist der wehmützig-weiche Zug, der alle ihre Dichtungen durchweht; ist das in gutem Sinne

*bin mit mir
jüdisch*

*Psalm
Kehle!*

Abb. 7: Persönlich reagieren. Annotation in: Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben (Leipzig 1911), Schocken Library Jerusalem, Bibl. KW 6095, S. 321.

Buch in der Eingewöhnung in die Vorstellung jüdischer Wesenlosigkeit mit vorbereitete. Wolfskehls Sombart-Lektüre markierte früh einen Einspruch und wird zwei Jahrzehnte später, 1935, als negativer Resonanzraum für die Kahler-Schrift wieder aufgerufen, so als gäbe es auch hier eine Überlieferungslinie. Und tatsächlich gab es sie. Das Fragezeichen am Seitenrand ist so klein wie lesbar im Verweis an der Stelle, an der Erich Kahler aus nicht angegebener Quelle zitiert »Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.«⁵⁷ (Abb. 8) Dieser Satz verwies fast wortwörtlich zurück auf Sombart.

Damit komme ich zurück zur Handschrift der Annotationen in den Büchern von Goldberg und Kahler. Ihre Lesbarkeit ist kaum akzidentuell. Nur die Inbesitznahme ist in Wolfskehls Schrift markiert. Im Geschützten, auch Verborgenen des Buchbesitzes konnte übertragen werden, was nicht öffentlich gesagt oder geschrieben werden durfte, aber zu wichtig war, um ungesagt zu bleiben. Dies betrifft vor allem die Goldberg-Lektüre, aus der nie ein Aufsatz oder eine Abhandlung entstand:

[E]in solches Buch ist ein Geheimbuch. [...] Es ist ein Schlüssel mit allen Kräften, damit allen Gefahren der Schlüsselschaft, Schlüsselkraft. Dies Buch birgt jede Möglichkeit in sich bis zu der furchtbarsten Unheils. Nur denen, die [...] selber stark kraft eigenen Erkennens, spreche ich von diesem Buch, seit langem halte ich es so. Machen Sie es nicht anders! Zu meinem Entsetzen las ich jüngst, dass es neu aufgelegt [...] sei, nun kann es in jedermanns Hand.⁵⁸

Die Annotationen im Buch überliefern also im Verborgenen, indem sie dem Text die Möglichkeit eröffnen, als gelesener weitergegeben zu werden. »Kontinuität«, so Wolfskehl, gebe es »nur in und durch Verwandlung«,⁵⁹ ganz analog zu medientheoretischen Vorstellungen, die den Blick hin auf Formen der Übertragung und zu Transformation des Übertragenen gelenkt haben.⁶⁰ Die Transformation bezieht sich dabei ganz konkret auf Veränderungen und Ergänzungen des gedruckten Texts. Sie schreiben Wolfskehl in die Geschichte dieses Texts ein; zugleich erschließt seine ganz konkrete, in den Text geschriebene, Übergehen unmöglich machende Aneignung –

57 Kahler, *Israel unter den Völkern*, S. 159.

58 Karl Wolfskehl an Margarete Susman, 12. 7. 1936, in: *BrI*, S. 209–213; hier S. 211.

59 Ruben, Karl Wolfskehl. *Gespräche und Aufzeichnungen 1934–1938*, S. 119.

60 Vgl. Krämer, *Medium, Bote, Übertragung*, bes. S. 81.

schaffen, daß Gewalt zur Abwehr von Gewalt unumgänglich ist, aber wenn man die früheren Formen ihres Gebrauchs zuweilen doch bewundern konnte, so sind die heutigen nur mehr danach angetan uns einen wahren Ekel einzuflößen. Und so ist es auch nicht die physische Gewalt überhaupt, es ist die *Art* der physischen Gewalt bei den Deutschen, die die Juden abstößt. Die physische Gewalt bleibt im Menschenmaß nur wenn sie formvoll, besinnungsvoll, gemeistert ist bis zum Rand, wenn sie nicht herrscht sondern beherrscht ist. Gut ist sie nie, das kann sie nur dadurch ein wenig wettmachen, daß sie schön ist. En augmentant de puissance il faut redoubler de grâce, sagt ein Merkspruch Ludwigs des Vierzehnten für seinen Sohn, bei zunehmender Macht muß man doppelt zunehmen an werbender Anmut. Die größte Gegenwärtigkeit gehört zu einem solchen Gebrauch von Gewalt, die größte Geschmeidigkeit und Fühlsamkeit, die größte instinktive Sicherheit, die Versammlung allen Menschensinns in einen Griff. Die Deutschen sind durchaus nicht dafür geschaffen, sie sind zu erstreckt, zu umfänglich dazu, sie weilen zu tief drinnen oder zu weit draußen in entlegensten Regionen, sie sind nicht mit dem ganzen Wesen blitzhaft zu versammeln. Werden sie gereizt, so entschließen sie sich schwer und spät zum Rückstoß — zu spät, denn diese lange Duldsamkeit nehmen sie sich übel und stürzen sich in die Gewalt wie in einen Wahn oder in ein Prinzip. Aus Reaktion, aus Verzweiflung erwächst ihnen die Gewalt, dann aber reißt sie sie ins Sinnlose. Den Deutschen wird alles was sie anfassen nur allzu leicht zu einem An-sich: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ // 2

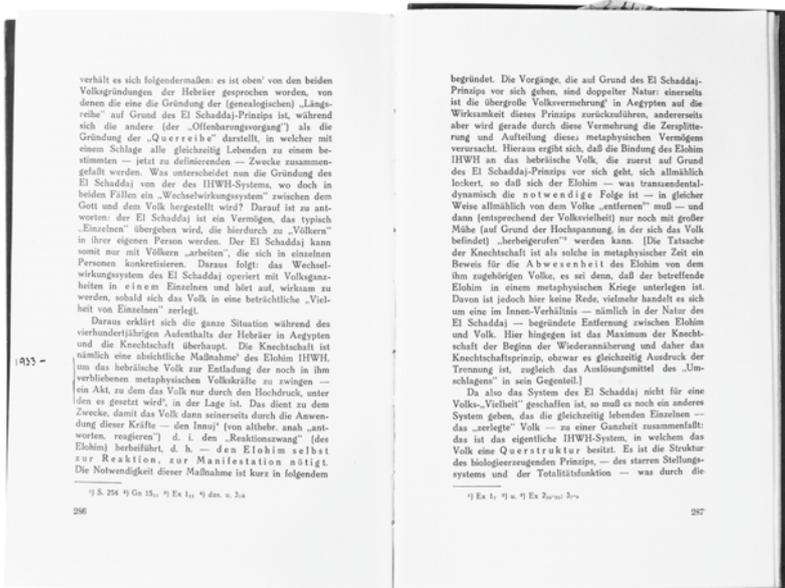


Abb. 9: Aktualisierung, Annotation in: Goldberg, Wirklichkeit [Ex. 2], S. 286: »1933 – «.

besonders im Falle Goldbergs – einen Zugang zu Texten, die sich in der Verworrenheit der Argumente wie im Duktus abschließen. In beiden Fällen öffnen die Annotationen dabei fast durchweg Zugänge zum Text, ohne ihn zu deuten. Ja, vielleicht entfallen sie sogar stattdessen einen eigenen, *neuen* Text aus der Lektüre der Annotationen und annotierten Stellen jenseits all der verworfenen Seiten. Aber dies zu diskutieren würde hier zu weit führen.

Das Gelesene wird nicht nur oft konkretisiert, sondern auch aktualisiert – und in diesem Bezug auf die eigene Gegenwart als wahr erwiesen, so wie andererseits das ›Aktuelle‹ in einen größeren Zusammenhang eingefügt wird, der sinnstiftend ist – so ambivalent das Ergebnis im Hinblick auf die so getroffenen Aussagen über den deutschen Nationalsozialismus auch sein mag (Abb. 9). Zugleich kann das Aktuelle, ins Buch Eingezeichnete das dort abstrakt Schwadronierte auch entkräften, etwa wenn hinter Kahlers Formulierung, es gelte, »das heutige Leben *symbolisch* zu leben«, handschriftlich vermerkt wird: »So?« und »zu überleben! Wers kann!«. ⁶¹ Aber die Annotationen öffnen jenseits dieses Netzes zwischen Goldberg, Kahler, Sombart

61 Vgl. Kahler, Israel unter den Völkern, DLA Marbach, BKW/R:0095, S. 98.

und Wolfskehl auch Bezüge zu anderen Texten. So verweisen Wolfskehl und Margot Ruben in extenso auf Martin Buber, Gershom Scholem, Max Weber, Ludwig Klages und andere, wo immer Ideen im Gelesenen frühere Lektüren und Gespräche in Erinnerung bringen. Sie tun dies so, als entfalteten sie die bereits angesprochene Idee der Textgemeinschaft – oder um einen von Wolfskehl besonders hervorgehobenen und emphatisch bejahten Ausdruck aus dem Buch Kahlers zu nutzen, der die religiöse Dimension dieser Ideen andeuten mag: des *corpus mysticum* der Bücher – als das selbst in der Zerstreuung ideell Zusammengehörige (Abb. 10).

In der damit zusammenhängenden Vorstellung, »das Ideelle« existiere »nicht jenseits des Materiellen, sondern in ihm«, und »Körperliches« werde »zur Existenzform des Geistigen«, ⁶² deutet sich dabei an, wie stark gerade in der Situation nach 1933 auf Wolfskehl die Vorstellung der Christus- bzw., weniger christlich gedacht: der Messias-Figur wirkte. Hatte Walter Benjamin Wolfskehl noch als Hermes beschrieben, so entdeckte Wolfskehl in der Situation des Exils nach 1933 andere, weitere Verwandtschaften und Identifikationspunkte, die später, in Neuseeland, zum Thema von Gedichten wurden und hier nun auch hinzugezogen werden könnten, würde man der Spur von den Annotationen in den Büchern ins Werk Wolfskehls weiter folgen (Abb. 11).

»Christus hat keine Flügel, vom Kreuz zu fliegen. Verkörperung bedeutet also nicht Glorie, sondern Last, Leid und Ausschluss«, ⁶³ schreibt Krämer in ihrem Buch über die Boten, das diese auch in ihrer Ausprägung als Mittlerfiguren am Kreuzungsweg zwischen Unkörperlichem und Körperlichem zeigt. Dies wiederum wäre ein Faden, mit dem sich Wolfskehls Nicht-Trennung von Idee und Material, Hoch und Tief etc. verbinden ließe mit der Vorstellung einer Erlöserfigur, in der sich die Idee des Heiligen mit der des ganz Profanen, Körperlichen verbindet. Jesus, eine der meist faszinierenden Mittlerfiguren der Überlieferung, war ein abgründiger Bote zwischen Gott und Mensch, Judentum und Christentum, kein Engel und geflügelter Hermes, sondern ein verletzlicher Körper, der in der Verkörperung des Göttlichen und der Hingabe seines Körpers Erlösung ermöglicht. Diese sehr religiöse Denkfigur markiert eine Herkunftslinie des Wolfskehl'schen Buchbegriffs.

Der esoterischen Anmutung dieser abschließenden Überlegung zum Trotz steht sie in einem Zusammenhang mit dem Sammeln, dem Aufschrei-

62 Krämer, *Medium, Bote, Übertragung*, S. 84 [in Bezug auf Régis Debray: *Transmettre*, Paris 1997].

63 Ebd., S. 87.

Schrein, der heilige Art hütet. Vergessen wir nicht, daß die Bibel in Uebersetzungen ihre höchste Wirkung vollbracht hat. Wir haben weiter und immer wieder zu übersetzen, ja wir *sind* mit unserem ganzen Wandel Uebersetzer einer hohen kreatürlichen Rede. Israel erschöpft sich nicht in zählbarer Volkheit, es ist ein Corpus Mysticum. Und das allezeit mahrende Sinnbild hievon bleibt die Galuth. *herzlich!*

Die Galuth wird bleiben, solange unsere Sendung bleibt, solange Israel es selber bleibt. Sie ist heut in Ver- ruf, nicht nur bei den Andern, auch bei der Judenheit selbst. Aber das verschlägt nichts. Mögen heute tausende Herzen nach Palästina streben, mag jeder der kann hinunterziehn, mag vor allem unsere beste Jugend all ihre Kräfte und Gedanken auf das Land richten, sofern sie nur die Idee Israels dort pflanzt und hegt. Je mehr *Jugend* in das Land geht, je mehr sie in die Siedlungen geht, desto mehr wird von dem Kostbarsten was wir haben aufbewahrt, desto kraftvoller mag dort auch die Festung der Idee werden. Wir aber wissen, daß das Land die Millionen der Judenheit nicht heute und nicht morgen, ja niemals ganz wird in sich fassen können, umso weniger je mehr es der Idee getreu *das* Land, das heilige Land verwirklicht. Wir wissen, daß die Galuth bleibt, und das mit gutem und tiefem Sinn. Palästina und das Zionsvolk wird ihr in einer helleren, erfüllteren, weit- räumigen Gestalt das sein was die geschlossenen Gemein- den des Ostens, was die alte Synagoge ihr ehemals war: die Essenz Israels, der Kraftquell der ewigen Art. Aber weiter wird die Diaspora die Pflicht der Uebertragung

Abb. 10: Zusammenhang in der Zerstreuung. Annotation in: Kahler, Israel, S. 169.

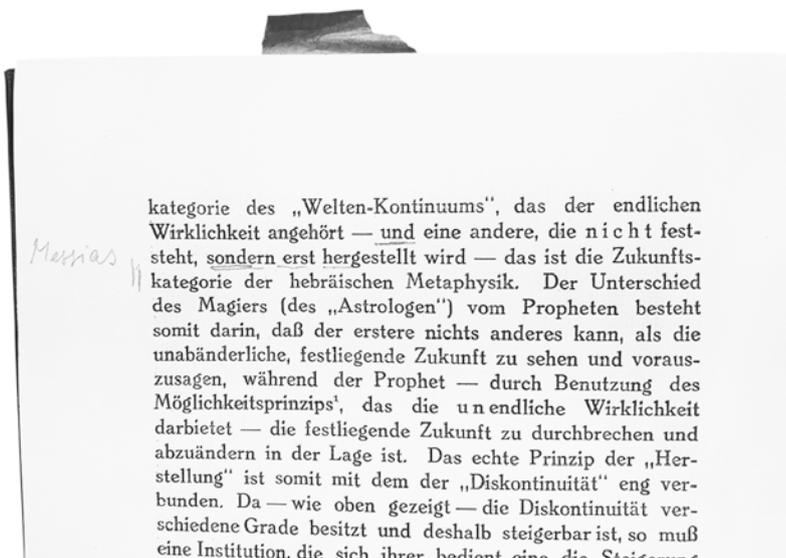


Abb. 11: Herstellung von Zusammenhang. Annotation in: Goldberg, Wirklichkeit [Ex. 2], S. 292.

ben und der Bedeutung, die das Konkrete, Profane, Materielle für Wolfskehl besaß. Das Material war mehr als ein »Träger«, denn Wolfskehl dachte Dinge und Menschen und Tiere als Teile eines lebendigen Zusammenhangs, der auseinandergebrochen war, aber dessen Überlebsel weiterzugeben waren, in der Hoffnung auf eine neue Sammlung, einen neuen Zusammenhang. Die Annotationen der Bücher überlieferten Ideen im Verborgenen, sie bilden noch in ihrer heutigen Zerstreung einen Zusammenhang, der allerdings der Aktualisierung bedarf. Genau diese Möglichkeit der Aktualisierung bzw. des »In-Erscheinung-Tretens« bereiten die annotierten Bücher vor. Die dahinter verborgene Idee ist messianisch, und genau darauf lenken letztlich die Annotationen der beiden Bücher den Blick, ohne diesen Gedanken offen auszusprechen bzw. aufzuschreiben.

Bildnachweise

Abb. 1 und 7: Courtesy of the Schocken Library, JTS Schocken Institute for Jewish Research Jerusalem.

Abb. 2–6 und 8–11: Deutsches Literaturarchiv Marbach.

Stephan Matthias

Von der Lektüre zum Zitat

Randbemerkungen zu Stefan Zweigs Randbemerkungen

my book and I are one¹

Der hier vorangestellte Satz steht wie ein Motto über dem Werk, aber auch der intensiven Lektüre des Schriftstellers Stefan Zweig (1881–1942) seit seiner Jugend in Wien im ausgehenden 19. Jahrhundert bis ans Ende seines Lebens in Brasilien während des Zweiten Weltkriegs, wo er die oben zitierten Worte in seinen Entwürfen zu einem Essay über den französischen Philosophen Michel de Montaigne notierte. Schon aus früherer Zeit sind Zeugnisse – Briefe und Tagebuchnotizen – überliefert, die Zweigs Lesetätigkeit und den intensiven Austausch darüber mit Schriftstellern und Gelehrten belegen.² In seinem Aufsatz *Das Buch als Eingang zur Welt* hielt Zweig 1931 dann sogar in pathetischem Ton fest: »Alle oder fast alle [...] Bewegung unserer geistigen Welt ist heute auf das Buch gegründet.«³ So sehr er das Buch in den Mittelpunkt seiner Weltbetrachtung stellte und so wichtig es mit Blick auf ihn sowohl in werksgeschichtlicher wie auch biographischer Hinsicht ist, so wenig Präzises ließ sich bisher zu Zweigs Lektürepraxis ermitteln. Dies liegt zunächst daran, dass der Großteil seiner Bibliothek und damit seiner persönlichen Leseexemplare verschollen ist. Begründet ist dies durch Zweigs Lebensweg, der ihn von seiner Geburtsstadt Wien zunächst nach Salzburg führte, wo er sich 1919 für die folgenden fünfzehn Jahre niederließ. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten übersiedelte Zweig, der aus einer jüdischen Familie stammte und dessen Werke zuerst in Deutschland und nach dem »Anschluss« Österreichs auch dort verboten

1 Stefan Zweig: Notizbuch zu Montaigne, Fundação Biblioteca Nacional, Rio de Janeiro, Coleção Abraão Koogan, I-45, 7, 5, o. S.

2 Vgl. beispielsweise Stefan Zweig an Georg Ebers, 10. 3. 1897; zit. nach: Stefan Zweig: Briefe 1897–1914, hg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler, Frankfurt a. M. 1995, S. 13.

3 Stefan Zweig: *Das Buch als Eingang zur Welt*, in: Stefan Zweig: *Begegnungen mit Büchern. Aufsätze und Einleitungen aus den Jahren 1902–1939*, Frankfurt a. M. 1983 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 7 f.

wurden, ab 1934 zeitweise und ab 1937 vollständig nach England. Zunächst lebte er in London, anschließend in Bath, bevor er ab 1940 in die USA und Ende 1941 nach Brasilien ging, wo er sich 1942 gemeinsam mit seiner zweiten Ehefrau Lotte das Leben nahm. All diese Wechsel von Wohn- und Aufenthaltsorten hatten erhebliche Auswirkungen auf seinen materiellen Besitz. Trotz dieser Einschnitte war Zweig sein Leben lang ein ausgesprochen produktiver Autor, der seine schriftstellerische Tätigkeit mit lyrischen Werken begann, sich anschließend der Dramatik widmete, um sein Hauptwerk mit erzählender Literatur – hervorzuheben sind Novellen, biographische Essays und historische Biographien – zu beschließen. Ihr internationaler Erfolg bei einem breiten Lesepublikum macht Zweig bis heute zu einem der meistgelesenen und meistübersetzten deutschsprachigen Autoren seiner Zeit.

Bibliothek und Lektüre

Trotz ihres anhaltenden Erfolgs ist die Entstehungsgeschichte der Werke Stefan Zweigs bislang nur wenig erforscht worden. Der vorliegende Beitrag soll einige erst neuerdings mögliche Wege aufzeigen, auf diesem Feld tiefergehende Erkenntnisse zu gewinnen. Denn neben werkgeschichtlichen Analysen der erhaltenen Manuskripte, Typoskripte und Korrekturfahnen sollte hierfür nicht nur der Frage nachgegangen werden, *welche* Quellen und literarischen Anregungen Zweigs Werken zugrunde liegen, sondern auch und vor allem *wie* er diese im Einzelnen rezipiert hat. Somit rücken die Exemplare jener Werke ins Zentrum der Betrachtung, die aus Zweigs Bibliothek erhalten geblieben sind. Der Blick ist dabei vor allem auf die Schnittstelle zwischen der Ermittlung von Lesespuren aus bibliothekarischer und archivarischer Sicht und Ansätzen zu ihrer Interpretation für weitergehende Forschungen gerichtet.

Die Basis hierfür bietet ein umfassendes Projekt, in dessen Rahmen seit Ende 2012 die überlieferten Teile von Stefan Zweigs Bibliothek – rund 1300 der ursprünglich über 10.000 Bände – in öffentlichen und privaten Sammlungen verschiedener Länder Europas – zum Großteil in Großbritannien und Österreich – sowie in Brasilien erstmals systematisch ermittelt und tiefenerschlossen worden sind.⁴ Neben der bibliographischen Titelaufnahme erfolgte dabei auch die Verzeichnung aller festgestellten Provenienzmerk-

4 Vgl. hierzu ausführlich Stephan Matthias und Oliver Matuschek: *Stefan Zweigs Bibliotheken*, Dresden 2018.

male auf Grundlage des *Thesaurus der Provenienzbegriffe*.⁵ Im untersuchten Bestand gehören hierzu: Autogramm, Einband, Einlage, Exlibris, Marginalie, Merkzeichen, Notiz, Signatur, Stempel, Tektur, Tilgung und Widmung.⁶ Im Juni 2018 wurde der dabei entstandene Katalog auf dem Portal *Stefan Zweig digital* veröffentlicht, auf dem die Bibliothek mit anderen Teilen des weltweit verteilten Nachlasses – darunter Zweigs Werkmanuskripten und Lebensdokumenten – virtuell zusammengeführt und inhaltlich miteinander verknüpft wird.⁷

Zu beachten ist, dass es sich beim Großteil der erhaltenen Bücher um Belegexemplare von Zweigs eigenen Werken in verschiedenen Sprachen und Ausgaben handelt, die vor allem zur Verwaltung der Druckrechte, aber auch zur Be- und Überarbeitung für geplante Neuausgaben dienten. Zwar befinden sich auch hierunter einige von Zweig mit handschriftlichen Anmerkungen versehene Bände, doch sollen diese Exemplare der von ihm selbst veröffentlichten Texte hier nicht berücksichtigt werden, da in ihnen mit Korrekturen und Überarbeitungen eine andere Art der Lektüre dokumentiert ist. Der eigentliche und nachfolgend genauer zu betrachtende Bestand von Werken anderer Autorinnen und Autoren als Zweig umfasst vor allem Lyrik und erzählende Literatur sowie Bücher zur Literaturwissenschaft verschiedener Sprachräume. Weitere Abteilungen bilden Werke zur Musik, Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie und Bibliophilie. Es handelt sich bei den mit Lesespuren versehenen Bänden um beinahe einhundert Exemplare.

Selbstverständlich kann der erhaltene Bestand als vergleichsweise geringer Überrest der ursprünglichen Bibliothek bei Weitem nicht die gesamte Breite von Zweigs Arbeit und Beschäftigung mit literarischen und historischen Themen widerspiegeln, zumal die Überlieferung historisch bedingt einen nicht repräsentativen Ausschnitt der eigentlichen Bibliothek bildet. Den größten Einschnitt brachte Zweigs Weggang aus Salzburg, bei dem er sich vom größten Teil seiner Bücher trennte, um vermutlich nur 500 bis 1000 Bände mit nach England zu nehmen. Dort wuchs der Bestand zwar erneut an – selbst an seinem letzten Wohnort in Brasilien legte sich Zweig eine

5 Vgl. *Thesaurus der Provenienzbegriffe* T-PRO, in: ProvenienzWiki. Plattform für Provenienzforschung und Provenienzerschließung: https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe (Zugriff am 6. 9. 2020).

6 Zu den Definitionen der Begriffe vgl. T-PRO (Anm. 5); unter Berücksichtigung der Bibliothek Stefan Zweigs vgl. ausführlich Matthias/Matuschek: *Zweigs Bibliotheken* (Anm. 4), S. 59 ff.

7 Das Portal *Stefan Zweig digital* ist eine Initiative des Literaturarchivs Salzburg und online verfügbar unter: <https://www.stefanzweig.digital/> (Zugriff am 6. 9. 2020).

Name in Block Capitals. <u>ZWEIG Stefan</u>		(Letter and Number of Seat) <u>HH 2</u>
Date <u>8. August 1939</u>	Before leaving the Room, Readers must return Books, for which they have put in Tickets, at the Centre Counter and reclaim the Tickets. They are responsible for the Books so long as the Tickets remain unclaimed. Press Marks should be quoted from the General Catalogue, not from the Subject Index.	
Permission to use the Reading-Room will be withdrawn from any person who shall write or make marks on any part of a Book, Manuscript, or Map, belonging to the Museum. Readers must not, under any circumstances, take a Book, Manuscript, or Map out of the Reading-Room.	Press Mark. (From General Catalogue). <u>1812 6A 20</u> <u>1812</u> This space for official use only.	Name of Author (with Initials) or other Heading of Work. <u>Bettelheim</u>
Title of Work. (If part of a series, specify the name of the series and the volume or part required). <u>Balzac</u>		Date of Publication. <u>1926</u> U 513
DU TO THE RECONSTRUCTION, DELAY IN THE SUPPLY OF BOOKS IS UNAVOIDABLE.		P.T.O.

Abb. 1: Leihschein der Bibliothek des British Museums für *Balzac. Eine Biographie* von Anton Bettelheim (München 1926), ausgefüllt von Stefan Zweig (The Stefan Zweig Collection, Daniel A. Reed Library Archives & Special Collections, State University of New York at Fredonia, SZ-AP2/W-G23.5).

kleine Arbeitsbibliothek zu –, doch kam es nach seinem Tod nochmals zu zahlreichen Verlusten aus diesen neu aufgebauten Sammlungen. Die heute vorhandene Überlieferung entspricht folglich nicht dem Buchbestand, den Stefan Zweig hinterlassen hat. Dabei ist unklar, auf welchem Wege und wie viele Bücher aus seiner Bibliothek nach seinem Tod verloren gegangen sind.

Neben den Büchern selbst existiert noch eine ganze Reihe weiterer Quellen, aus denen Rückschlüsse auf Zweigs Buchbesitz und seine Lektüre gezogen werden können. Während die Erwähnungen von Buchtiteln in zahlreichen Briefen Zweigs meist nur wenig Aussagekraft besitzen, da kaum je deutlich wird, ob er einen Band nur wahrgenommen oder auch gelesen hat, geben Literaturlisten, die er für seine Biographien *Maria Stuart* und *Magellan* anlegte und zum Teil mit Kennzeichnungen versah, wesentlich mehr Auskünfte. Zusätzlich dokumentieren Leihscheine für Literatur über Sebastian Castellio und das Zeitalter der Reformation aus der Zentralbibliothek Zürich und aus der Bibliothek des British Museums zu Honoré de Balzac, dass Stefan Zweigs Lektüre keineswegs nur in den eigenen vier Wänden und in eigenen Büchern stattgefunden hat (Abb. 1). Er war ein häufiger Gast in Bibliotheken weltweit, in denen er manche Bände zwar ähnlich intensiv wie jene aus seinem eigenen Besitz rezipiert haben mag, wozu jedoch keine Lese Spuren in den Büchern bekannt sind. Weitergehende Erkenntnisse hierzu könnte die noch ausstehende Erschließung von Zweigs Werknotizbüchern bringen, die ihm zum Teil auch zur Niederschrift von Lektüreergebnissen dienten und daher ähnliche Anmerkungen und Notizen enthalten, wie sie

in Marginalspalten beziehungsweise auf Leerseiten seiner Bücher zu finden sind – das diesen Beitrag einleitende Zitat zu Montaigne ist ein Beispiel hierfür. Auf einen besonderen Fall, bei dem einige von Zweig beschriftete Leseseichen außerhalb des Buches überliefert sind, auf das sich seine Anmerkungen beziehen, wird an späterer Stelle noch genauer eingegangen werden.

Stefan Zweigs Lektürespuren

Im Mittelpunkt der weiteren Betrachtung sollen die für Stefan Zweigs Lektürepraxis charakteristischen Provenienzmerkmale stehen. Eine Folge der geringen Überlieferung von Büchern aus seiner Bibliothek ist, dass die Lesespuren zwar als Ausdruck der Lektüre zu bewerten sind, sich seine Lektürepraxis heute jedoch nicht mehr konsequent rekonstruieren lässt, denn nur rund einhundert Bände und damit weniger als zehn Prozent des überlieferten Bestands tragen solche Spuren. Um trotz dieser geringen Zahl erhaltener Bände zu möglichst aussagekräftigen Ergebnissen zu gelangen, ist es umso wichtiger, Zweigs Praxis des Anmerkens, Markierens und Notierens nicht nur anhand seiner Lesespuren in den Büchern selbst, sondern auch im Zusammenhang mit archivalischen Quellen zu studieren.

Im Einzelnen handelt es sich bei den betreffenden Lesespuren um das Merkzeichen, die Marginalie und die Notiz, die jeweils als Einträge auf Buchseiten zu finden sind, sowie um die Einlage, die dem Band lose hinzugefügt wurde. Die Benennung folgt der Terminologie des *Thesaurus der Provenienzbe-griffe*, der als normiertes Vokabular für die Provenienzerschließung erstellt worden ist. Er hilft bei der Anreicherung bibliographischer Daten um eine standardisierte qualitative Beschreibung eines individuellen Exemplars. In Bibliotheken findet der T-PRO-Thesaurus Anwendung, um Bestände mit Angaben zur Provenienz auszuzeichnen, wird aber vor allem als Grundlage betrachtet, um präzisere Beschreibungen nach einem festgelegten Schema zu ermöglichen.⁸ In einigen Bereichen ist er sehr umfassend – so sind allein sieben Unterbegriffe für die Einlage enthalten –, während er in anderen Fällen sehr unpräzise bleibt: Das Merkzeichen unterscheidet beispielsweise nicht zwischen An- und Unterstreichung, obwohl dies bei der Analyse der Lektürepraxis nicht unerheblich ist. Obwohl deutlich ist, dass der Thesaurus

8 Vgl. Rüdiger Haufe, Heike Krokowski und Peter Pröls: Museen, Archiv und Bibliothek. Provenienzforschung in der Klassik Stiftung Weimar, in: Bibliotheksdienst 48, 2014, Heft 8–9, S. 686 f.

zur individuellen Erfassung von Nachlassbibliotheken nicht ideal ist, muss er mangels Alternativen dennoch für die Kategorisierung von Lesespuren herangezogen werden. In den bisher bekannten Büchern aus Stefan Zweigs früherem Besitz sind die für seine Lektürepraxis aussagekräftigen Provenienzmerkmale wie folgt ausgeprägt.

Bei den Merkzeichen handelt es sich in seinem Fall um Textmarkierungen in Form eines einfachen oder doppelten senkrechten Striches am Rand eines Textes oder einer einfachen Unterstreichung einzelner Zeilen. Die Urheberschaft von Merkzeichen ist bei isolierter Betrachtung oder alleinigem Vorkommen letztlich nicht gesichert, kann aber in Verbindung mit anderen sicheren Provenienzmerkmalen – insbesondere Marginalien und Notizen – verifiziert werden.

Die Marginalie ist eine Anmerkung in Form eines sprachlichen Ausdrucks am Rand einer Buchseite. Nach Hiller soll sie »Hinweise auf den Inhalt einzelner Textstellen, Absätze oder Seiten geben«.⁹ Durch die Nähe zum gedruckten Text impliziert die Marginalie einen inhaltlich direkten Bezug zu demselben. Zunächst wird sie nach formalen Aspekten ausgezeichnet, nach einer inhaltlichen Einordnung kann die Marginalie jedoch auch den Charakter einer Notiz tragen. In Zweigs Büchern existieren beispielsweise Datumsangaben an Seitenrändern, die keine inhaltlichen Verbindungen zum Text haben, sondern mutmaßlich den Zeitpunkt der Lektüre bezeichnen, sodass sie eher als Notiz und nicht als Marginalie zu definieren sind.

Die Notiz ist eine schriftliche Eintragung auf unbedruckten Seiten eines Buches beziehungsweise – in Abgrenzung zur Marginalie – ohne direkten Bezug zu einer nebenstehenden Textstelle. Sie zeichnet sich üblicherweise dadurch aus, dass sie nicht nur räumlich, sondern auch inhaltlich weiter entfernt vom gedruckten Text im Buch zu finden ist.

Bei der Einlage handelt es sich schließlich um eine lose Beilage zum Buch, wie beispielsweise einen Brief, ein Kuvert oder einzelne Papierschnipsel und Lesezeichen. Im Kontext der Lektürepraxis Stefan Zweigs werden Einlagen jedoch nur betrachtet, wenn sie handschriftliche Anmerkungen von ihm tragen, da sie ohne Beschriftung nicht sicher zuzuweisen sind und jederzeit und auch von anderen Personen an einer Stelle eingelegt worden sein könnten, sodass ihr Aussagewert damit höchst spekulativ wäre.

In diesem Zusammenhang ist zusätzlich anzumerken, dass Stefan Zweig zum Annotieren, Markieren und Notieren in seinen Büchern oder auf ein-

⁹ Marginalie, in: Helmut Hiller: Wörterbuch des Buches, 5. Auflage, Frankfurt a. M. 1991, S. 201.

gelegten Zetteln vorwiegend einen Bleistift, in seltenen Fällen einen blauen Buntstift oder blaue Tinte nutzte. Es konnte bislang nicht geklärt werden, ob die Wahl des Schreibgeräts vom Inhalt oder der Intention Zweigs abhing oder eher eine zufällige war.

Anlass, Entstehung und Interpretation der Lektürespuren

Der Fokus bei der Betrachtung der oben genauer definierten Spuren liegt auf der »aktiv-rezeptiven Tätigkeit« des Autors als Leser.¹⁰ Diese liegt dann vor, wenn die Spuren Ausdruck der Auseinandersetzung Stefan Zweigs mit dem Text und dessen Inhalt sind. In manchen Fällen notierte Zweig beispielsweise die Anschrift der Autorinnen und Autoren, die ihr Buch zur Besprechung geschickt hatten, auf einer leeren Seite. Auch dies gilt nach der Definition des *Thesaurus der Provenienzbegriffe* als Notiz, ist jedoch nicht Teil dieser Betrachtung, da diese Exemplare keine Lektürespuren Zweigs aufweisen.

Im Folgenden soll es darum gehen, die Qualität der Randbemerkungen bei Zweig exemplarisch zu ergründen sowie herauszufinden, inwiefern Querbezüge und Schnittpunkte zu seinem Leben und Werk an ihnen ablesbar sind und welche sonstigen Erkenntnisse aus den Spuren gewonnen werden können. Die angeführten Beispiele illustrieren unterschiedliche Stadien der schriftstellerisch produktiven Tätigkeit Zweigs von der Lektüre über das Zitat bis zum Wiederentdecken eines Themas. Außerdem werden die bibliothekarisch ermittelten Provenienzmerkmale auf inhaltlich-interpretativer Ebene um eine Dimension erweitert und damit qualitativ differenziert.

Sammeln

Das Sammeln, Vergleichen und Einordnen von Informationen über historische Begebenheiten ist essenzieller Bestandteil von Stefan Zweigs literarischer Produktion. Insbesondere für seine historischen Biographien war diese Vorgehensweise bestimmend. Im Vorwort zu seinem Buch *Magellan. Der Mann und seine Tat* aus dem Jahr 1937 (im Druck vordatiert auf das Jahr 1938), das nach einer Reihe von kommerziell sehr erfolgreichen biographi-

10 Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden 2015 (BuW 48), S. 156.

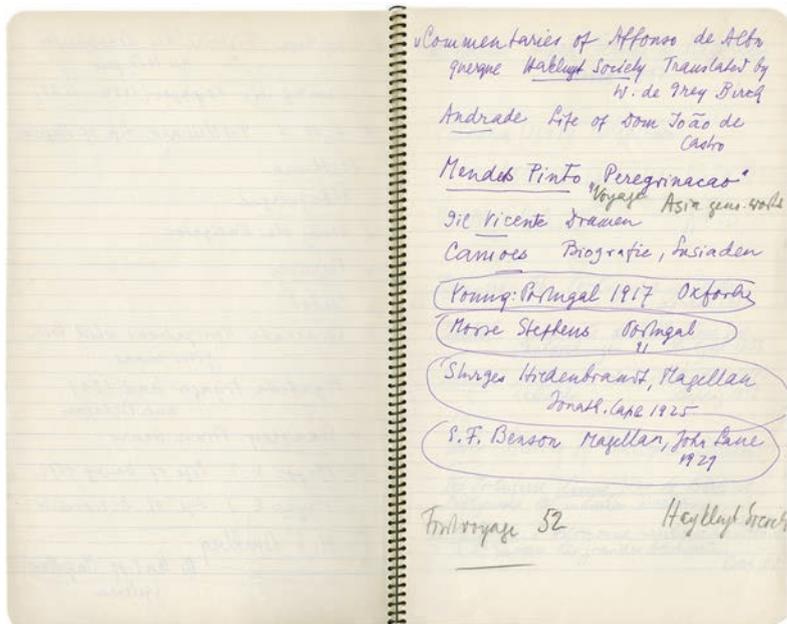


Abb. 2: Notizbuch Stefan Zweigs, mit einer Literaturliste für die Arbeit an der Biographie *Magellan. Der Mann und seine Tat*.

schen Werken veröffentlicht wurde, stellte Zweig seinen Wissensdrang zur historischen Seefahrt in den Fokus, der ihn auf einer Überfahrt von Europa nach Südamerika erfasste und den Auftakt zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der Person Ferdinand Magellans und seiner Zeit bilden sollte:

Ich ging in die Schiffsbibliothek und nahm mir auf gut Glück ein paar Bände. Und von allen Gestalten und Fahrten lernte ich eine am meisten bewundern, die Tat des Mannes, der meinem Empfinden nach das Großartigste geleistet in der Geschichte der Erderkundung, Ferdinand Magellan [...]. Viel war in jenen Büchern über ihn nicht berichtet, jedenfalls mir nicht genug; so las und forschte ich, heimgekehrt, weiter, erstaunt, wie Weniges und wenig Verlässliches über diese heldenhafte Leistung bisher gesagt war.¹¹

11 Stefan Zweig: *Magellan. Der Mann und seine Tat*, 6. Auflage, Frankfurt a. M. 2002 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 10.

Bei der Sichtung des vorhandenen Materials traf Zweig für die Konzeption seines Buches schließlich eine Zusammenstellung, wie sie Alfred Döblin als »sehr charakteristische Auswahl aus dem Stoff« für einen historischen Roman bezeichnet.¹² Bei der Recherche erstellte Zweig eine Literaturliste zum Thema, in der er hinter mehreren Titeln Haken setzte (Abb. 2).¹³ In Verbindung mit den im Anhang seiner Biographie Magellans genannten Werken ergibt die Aufstellung ein umfassendes Bild der von Zweig mutmaßlich gelesenen und rezipierten, zumindest aber wahrgenommenen Literatur und Quellen. In Umfang und Qualität bildet sie außerdem die Breite seines Kenntnisstands ab.

Schließlich sind zwei der von ihm benutzten Werke im Bestand seiner Nachlassbibliothek überliefert. Das Buch *A History of Exploration. From the Earliest Times to the Present Day* von Percy Sykes enthält zahlreiche Lesespuren Zweigs: Merkzeichen in Form von Unterstreichungen und doppelten Anstreichungen wie auch Marginalien. Dabei fällt auf, dass Zweig aus diesem Werk vor allem Zahlen als Fakten festhielt.

Gedruckter Text: »The Straits are only some 300 miles in length, but took over a month to negotiate.«¹⁴

Zweig übersetzte und schrieb, zwischen dem englischen Original und der deutschen Übersetzung schwankend, am Rand neben den gedruckten Zeilen: »einen Monath«.¹⁵

Gedruckter Text: »For ninety-eight days they sailed over this vast ocean, and, at last, sighted the Ladrone Islands.«¹⁶

Zweig übersetzte am Buchrand: »98 Tage«.¹⁷

Gedruckter Text: »The Governor of Cuba determined to send a powerful squadron [...] and appointed Hernan Cortes [...]. In February 1519 the expedition [...] sailed from Cuba.«¹⁸

12 Alfred Döblin: Der historische Roman und wir, in: ders.: Schriften zu Ästhetik, Poetik und Literatur, hg. von Erich Kleinschmidt, Olten und Freiburg im Breisgau 1989 (Ausgewählte Werke in Einzelbänden), S. 310.

13 Vgl. Stefan Zweig: Bibliographie und Bilder, Notizbuch [Magellan], Reed Library – Stefan Zweig Collection, SZ-AP2/W-G503.18, o. S.

14 Percy Sykes: *A History of Exploration. From the Earliest Times to the Present Day*, London 1935, Erben Stefan Zweigs, London, B.V.23, S. 137. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.53 (Zugriff am 6. 9. 2020).

15 Ebd., Marginalie auf S. 137.

16 Ebd.

17 Ebd., Marginalie auf S. 137.

18 Ebd., S. 127 f.

Zweig strich den im Original 16 Zeilen umfassenden Absatz am Rand an und merkte im falschen Kasus oder ohne Präposition an: »selben Jahr wie Magellan«. ¹⁹

Zweig nutzte das Werk erkennbar zum Sammeln von Grundlagen, an denen entlang er die Geschichte Magellans selbst neu erzählen wollte. Die genannten Randbemerkungen dienten dabei als übersetzte Zusammenfassungen des jeweils gelesenen Textabschnitts oder enthalten Anmerkungen zum zeitlichen Ablauf historischer Begebenheiten.

Dass Zweig bei der Vorbereitung seiner eigenen Schreibarbeit Informationen aus verschiedenen Quellen und aus der Sekundärliteratur zusammentrug und in einem nächsten Schritt miteinander abglich, verdeutlicht der Vergleich mit seinen Lesespuren im Werk *Ferdinand Magellan* von E. F. Benson. Auch aus diesem bezog er Fakten, die entsprechenden Textabschnitte sind mit An- und Unterstreichungen versehen. Neben einem Absatz über die Ladung des Schiffes *Victoria* merkte Zweig an: »zu viel Gewürz und zu wenig Brot« ²⁰ – und weitete dies in seinem eigenen gedruckten Werk über Magellan schließlich mit erzählerischen Mitteln zu folgender Passage aus:

Nicht wie damals, als die Weltfahrer den Pazifischen Ozean durchsteuerten, sind die Schiffskammern leer bis auf die letzte Krume – nein, diesmal ist der Schiffsbau voll bis zum Rand. Siebenhundert Zentner Gewürz schleppt die ›Victoria‹ mit sich, siebenhundert Zentner – genug also, um hunderttausenden und Millionen Menschen die üppigste Mahlzeit zu würzen – Spezereien hätte die hungernde Mannschaft in Hülle und Fülle. Aber kann man mit verdorrten Lippen Pfefferkörner beißen, kann man beizenden Zimt oder Muskatblüte schlingen statt Brot? ²¹

Hier war die kurze Zusammenfassung des Gelesenen am Seitenrand also die Vorlage für eine sehr bildhafte Beschreibung der Situation. Doch Zweig widersprach Bensons Werk auch an einigen Stellen und legte damit offen, dass er zum Zeitpunkt der Lektüre bereits einen anderen – und offensichtlich verlässlicheren – Wissensstand zu haben glaubte. Benson fasste den Verlauf des Jahres 1506 zusammen:

19 Ebd., Marginalie auf S. 127.

20 E. F. Benson: *Ferdinand Magellan*, London 1929, Erben Stefan Zweigs, London, A.II.18a, Marginalie und Merkzeichen auf S. 234. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.1296 (Zugriff am 6. 9. 2020).

21 Zweig: *Magellan* (Anm. 11), S. 260.

Indeed the sum of our information about him is that in 1506 he was on the ship commanded by Nuño Vaz Pereira which was sent back to the East Coast of Africa to establish forts there for the protection of the route to India, and that he was wounded in the naval battles of Cananor and of Diu.²²

Zweig schrieb neben diesen Absatz das Wort »nein«,²³ wobei unklar ist, worauf genau er sich damit bezog, zumal Bensons Aussagen noch dem heutigen Stand der Magellan-Forschung entsprechen.²⁴ Jedoch fällt auf, dass weder Nuño Vaz Pereira als Kommandant noch die Seeschlacht von Diu in Zweigs veröffentlichtem Text Erwähnung finden. Gerade durch das Nichterwähnen der Sachverhalte betont Zweig seine Zweifel an dem Textabschnitt. Klarer ist sein Widerspruch bei den Aussagen Bensons um Magellans Herkunft:

He had bequeathed his family estate at Sabrosa in Portugal, from which country he was now alien, to his eldest sister and her husband and their heirs. He was unmarried at the time, and though in that first Will he had left Sabrosa to his son, should he have one born in wedlock, he evidently realized that by becoming a Spaniard he had forfeited his family estate in Portugal (for Rodrigo was Spanish born), and in this second Will makes no mention of it.²⁵

Zweig schrieb an den Rand dieses Absatzes »falsch«²⁶ (Abb. 3) und traf in seiner Biographie schließlich die Aussage nach dem seinerzeit aktuellen Forschungsstand:

Aber schon seine Geburtsstätte ist umstritten. Der von späteren Chronisten angegebene Ort Sabrosa in der Provinz Tras os Montes hat sich nach neueren Forschungen als unrichtig erwiesen, weil ein angebliches Testament, welchem man diese Zuweisung entnahm, endgültig als Fälschung erkannt wurde; die größte Wahrscheinlichkeit spricht noch immer dafür, daß Magellan in Porto geboren wurde.²⁷

22 Benson: Magellan (Anm. 20), S. 20.

23 Ebd., Marginalie auf S. 20.

24 Vgl. Christian Jostmann: Magellan oder die erste Umsegelung der Erde, München 2019, S. 48 ff.

25 Benson: Magellan (Anm. 20), S. 105.

26 Ebd., Marginalie auf S. 105.

27 Zweig: Magellan (Anm. 11), S. 40 f.

crowned and ended his life, Magellan made his second Will. In the first, which he had drawn up before he started on his earliest voyage to India as a seaman under Almeida, he had bequeathed his family estate at Sabrosa in Portugal, from which country he was now alien, to his eldest sister and her husband and their heirs. He was unmarried at the time, and though in that first Will he had left Sabrosa to his son, should he have one born in wedlock, he evidently realized that by becoming a Spaniard he had forfeited his family estate in Portugal (for Rodrigo was Spanish born) and in this second Will

falsch

Abb. 3: *Ferdinand Magellan* von E.F. Benson (London 1929), Stefan Zweigs Exemplar mit dessen Anmerkung »falsch« auf Seite 105.

Anhand der beiden erhaltenen Bücher zu Magellan kann Stefan Zweigs Vorgehensweise bei der Sammlung und Bewertung von Fakten und Material für eines seiner historischen Werke zumindest in Grundzügen nachvollzogen werden. Nachdem er sich nach eigener Angabe von ungenannten Werken für das Thema hatte inspirieren lassen, erwarb er Literatur, um sich einen umfassenden Wissensstand anzueignen, und versah diese beim Lesen mit handschriftlichen Einträgen. Ganz ähnlich wie im oben zitierten Vorwort von *Magellan* äußerte sich Zweig auch über die Entstehungsgeschichte seiner wenige Jahre zuvor erschienenen Biographie *Maria Stuart* (1935),²⁸ für die er sich ebenso eine Literaturliste anlegte, die überliefert ist, wohingegen in diesem Fall bislang kein Buch zum Thema mit seinen Lesespuren nachgewiesen werden konnte.²⁹

Zitieren und gestalten

Stefan Zweig erläuterte im Vorwort seiner Biographien häufig seine Motivation sowie seine Herangehensweise an den historischen Stoff wie im Fall von *Magellan*:

Und wie schon mehrmals erkannte ich es als die beste und fruchtbarste Möglichkeit, etwas mir selbst Unerklärbares für mich zu erklären, indem ich es auch für andere gestaltete und darstellte.³⁰

28 Vgl. Stefan Zweig: *Maria Stuart*, Frankfurt a. M. 1981 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 7f.

29 Vgl. Matthias/Matuschek: *Zweigs Bibliotheken* (Anm. 4), Kat.-Nr. 10.

30 Zweig: *Magellan* (Anm. 11), S. 10.

Dieses Vorgehen ist ganz ähnlich auch beim Drama *Adam Lux* als einer anderen Textgattung festzustellen. Wie Zweig mithilfe von historischen Quellen und daraus gewonnenen Zitaten ein Werk *gestaltete*, verdeutlicht der besondere Fall überlieferter Lesezeichen mit Notizen, die gewissermaßen eine Erweiterung der Marginalspalte darstellen. Über mehrere Jahre hat sich Zweig sehr intensiv mit dem Thema der Französischen Revolution befasst. Im Verlauf dieser Beschäftigung entstanden als große selbstständige Werke die Biographien *Joseph Fouché* (1929) und *Marie Antoinette* (1932) sowie die Dramen *Das Lamm des Armen* (1929) und *Adam Lux* (verfasst 1928, postum als Fragment veröffentlicht 1984). In Zweigs Nachlass ist jedoch kein Titel der früher sicherlich umfangreichen Buchbestände zur Französischen Revolution mehr überliefert. Bemerkenswert sind 17 von ihm beschriftete Papierschnipsel, die ihm als Lesezeichen und gleichzeitig für inhaltliche Notizen dienten. Während die betreffenden Bücher selbst heute verschollen sind, blieben die zugehörigen Lesespuren und Randbemerkungen außerhalb ihres ursprünglichen Zusammenhangs erhalten. Mithilfe von Angaben zu Bandnummern und Seitenzahlen von der Hand eines späteren Besitzers der Lesezeichen lassen sie sich zweifelsfrei einem Nachdruck der seit 1789 erschienenen französischen Zeitung *Le Moniteur* zuordnen, die zeitweise das offizielle Mitteilungsorgan der Regierung Frankreichs war. Diese Bände befanden sich mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit auch in Zweigs Besitz und wurden von ihm in mehreren seiner Werke in unterschiedlichen Zusammenhängen erwähnt.³¹ Besondere Bedeutung als Quelle bekommt *Le Moniteur* durch die darin veröffentlichten Debattenprotokolle des Nationalkonvents aus der Revolutionszeit. In welchem Maße Zitate und Kontextwissen daraus in die Manuskripte von Zweigs Biographien *Marie Antoinette* und *Joseph Fouché* eingeflossen sind, ist bisher noch nicht erforscht. Im Fall seines Dramas *Adam Lux* konnte die Verwendung einzelner Textstellen aus der Quelle aber bereits nachgewiesen werden: Zweig übersetzte die französischsprachigen Zitate, notierte die deutschsprachige Übertragung auf Papierschnipseln, die er an den entsprechenden Stellen im Buch einlegte, und übernahm die Inhalte teilweise frei für sein Drama. So notierte er auf einem der Lesezeichen: »Ich sage [...] [w]enn ihr nicht wagt gewalt[t]ätig zu sein, seid ihr verloren.«³² Dabei handelt es sich um die freie Übertragung einer Aussage des Abgeord-

31 Vgl. Matthias/Matuschek: Zweigs Bibliotheken (Anm. 4), Kat.-Nr. 9.

32 Stefan Zweig: Lesezeichen *Le Moniteur*, Adolf Haslinger Literaturstiftung im Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAH/W1, URL: stefanzweig.digital/o:szd.werke#SZDMSK.67 (Zugriff am 6. 9. 2020).

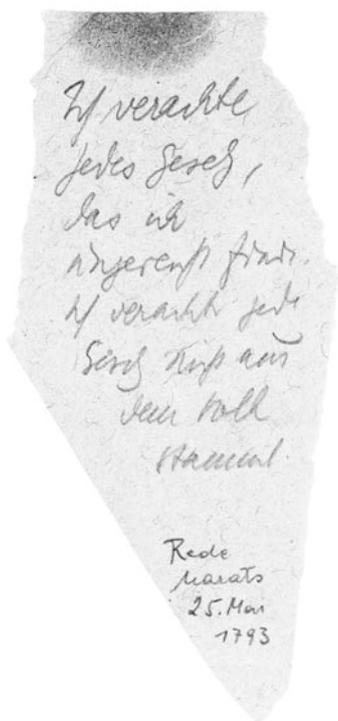


Abb. 4: Lesezeichen Stefan Zweigs mit einem übersetzten Zitat Jean Paul Marats.

neten Pierre Vergniaud, von dem folgender Ausspruch protokolliert ist: »Osez être terribles ou vous êtes perdus!«³³ Zweig nutzte nun eben diesen Satz gleich mehrfach, um seine Figur des französischen Arztes und Politikers Jean Paul Marat zu entwerfen, und wies ihm diesen Ausruf in abgewandelter Form an zwei Stellen des Dramas zu: »Wehe uns, wenn wir aufhören, fürchterlich zu sein – dann sind wir verloren«³⁴ und »Ich aber sage und wiederhole, ohne Gewalt sind wir verloren«.³⁵

Ein weiterer Zettel enthält Zweigs Notiz: »Ich verachte jedes Gesetz, das ich ungerecht finde.«³⁶ (Abb. 4) Der Satz stammt aus einer Rede Marats vom 25. Mai 1793, in der er wörtlich sagte: »Je me moque de vos décrets quand ils sont injustes.«³⁷ Die Verwendung des Zitats in dieser Form findet sich im Stück *Adam Lux* nicht wieder. Es mag aber zu einer Materialsammlung gehört haben, die Stefan Zweig schließlich dabei half, den Charakter Marats zu umreißen. Er komponierte den Text im Spannungs-

verhältnis zwischen dem Anspruch auf historische Authentizität und der freien literarischen Verdichtung im Drama. In einem Brief an Erika Mitterer

33 Convention Nationale. Séance du Vendredi 10 Mai, in: Réimpression de l'Ancien Moniteur. Seule Histoire Authentique et Inalterée de la Révolution Française depuis la Réunion des États-Généraux jusqu'au Consulat (Mai 1789-Novembre 1799), Tome XVI, édition ornée de vignettes, reproduction des gravures du temps, Paris 1860, S. 470.

34 Stefan Zweig: *Adam Lux*, in: Stefan Zweig: *Das Lamm des Armen*. Dramen, Frankfurt a. M. 1984 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 363.

35 Ebd., S. 364.

36 Stefan Zweig: Lesezeichen *Le Moniteur*, Adolf Haslinger Literaturstiftung im Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAH/W1, URL: stefanzweig.digital/o:szd.werke#SZDMSK.67 (Zugriff am 6. 9. 2020).

37 Convention Nationale. Suite de la Séance du Samedi 25 Mai, in: *Le Moniteur* XVI (Anm. 33), S. 476.

versuchte Zweig sich rückblickend an einer Erklärung, zu einem Zeitpunkt, da er bereits nicht mehr an dem als Fragment hinterlassenen Stück weiterarbeitete:

Ich habe selbst in meinem Drama *Adam Lux* versucht, die revolutionäre Atmosphäre festzuhalten und es ist mir nicht ganz gelungen, weil ich auch noch zu sehr gehemmt war durch das sogenannte schöne Wort, durch das Aphorisma, während es nottut, eine Revolution und Revolutionäre als das zu schildern, was sie wirklich sind, als Menschen der Entschlossenheit und der absoluten kalten, nackten Wirklichkeit. [...] Aber ich selbst habe mein Stück aufgegeben, wenigstens vorläufig, weil ich noch nicht intensiv die Gestalt herausbrachte.³⁸

Die Art und Weise, wie Zweig Zitate direkt übernahm, lässt sich mithilfe seines biographischen Essays über Friedrich Nietzsche illustrieren, der in der Sammlung unter dem Titel *Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin, Kleist, Nietzsche* (1925) erschienen ist. Jedem der drei Texte ist ein Zitat vorangestellt, mit dem Zweig dem Untertitel der späteren Essaysammlung *Baumeister der Welt* (1936) zufolge eine *Typologie des Geistes* schaffen wollte. Er konzentrierte sich für *Der Kampf mit dem Dämon* nach eigenen Worten auf den »Typus des vom Dämon hinabgerissenen Dichters, für den ich hier die Gestalten Hölderlins, Kleistens und Nietzsches als die sinnvollsten der deutschen Welt gewählt habe.«³⁹ Seinen Essay über Friedrich Nietzsche wiederum leitete Zweig mit einem Zitat aus dessen *Unzeitgemäßen Betrachtungen* ein: »Ich mache mir aus einem Philosophen gerade so viel, als er imstande ist, ein Beispiel zu geben.«⁴⁰ In Zweigs Ausgabe dieses Werkes findet sich der Satz unterstrichen und mit der Marginalie »Motto«⁴¹ von seiner Handschrift wieder. Hat Zweig aus Nietzsches *Unzeitgemäßen Betrachtungen* also die für ihn zentralen Aspekte des »Typus des vom Dämon hinabgerissenen

38 Stefan Zweig an Erika Mitterer, 8.4.1931; zit. nach: Das Organ der Zeit ist merklich ertaubt für Lyrik ... Ein Auszug aus Briefen von Stefan Zweig an Erika Mitterer, in: Der literarische Zaunkönig. Zeitschrift der Erika-Mitterer-Gesellschaft, 2015, Heft 1, S. 20.

39 Stefan Zweig: *Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin, Kleist, Nietzsche*, Frankfurt a. M. 1981 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 13.

40 Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen. Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*, Stuttgart 1921 (Nietzsches Werke, Bd. 2), Erben Stefan Zweigs, London, A.IV.b21, S. 251. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.967 (Zugriff am 6.9.2020); zit. in: Zweig: *Kampf mit dem Dämon* (Anm. 39), S. 203.

41 Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen* (Anm. 40), Marginalie auf S. 251.

Dichters«⁴² herausarbeiten können? Dass die Typologisierung der Persönlichkeit für Zweig gegenüber deren Werk mehr Bedeutung hat, betont Mark H. Gelber:

Aufgrund der rhetorischen Art dieser Beschreibung und wegen des Vermeidens einer Auseinandersetzung mit spezifischen Werken oder mit bestimmten Ideen Nietzsches seitens Zweigs, kann der Leser folgern, dass die große Leistung Nietzsches eigentlich mit seiner übermenschlichen Produktivität zu diesem spezifischen Zeitpunkt vor seinem Untergang identisch ist. Welche Arten von stichhaltigen analytischen Kategorien oder konstruktiven Ideen er dabei entwickelte, bleiben für Zweig also letztendlich irrelevant.⁴³

Somit gewinnt das direkte Zitat aus Zweigs Nietzsche-Ausgabe durch den handschriftlichen Zusatz seine Bedeutung gegenüber allen anderen Lesespuren in dem entsprechenden Werk, bei denen es sich in den meisten Fällen um Merkzeichen handelt. Fraglich ist, ob der für Zweig zentrale Satz bereits seit der Erstlektüre oder erst bei einer späteren als »Motto«⁴⁴ gekennzeichnet wurde. Eine zeitliche Dimension der Lesespur ist nicht zu ermitteln.

In dem Band *Jenseits von Gut und Böse* seiner Nietzsche-Ausgabe hinterließ Stefan Zweig außerdem umfangreiche handschriftliche Notizen auf der letzten, unbedruckten Seite. Sie sind in fünf Absätzen respektive Sinneinheiten als Ellipsen formuliert, die Zweigs Interpretationen der Gemeinsamkeiten und des Charakters von Friedrich Nietzsche, Heinrich von Kleist und Friedrich Hölderlin beinhalten, wie in der Notiz: »Alle drei Einsam. Nicht bindungsfähig«. Zusätzlich notierte Zweig seine geplante Vorgehensweise mit dem Wort: »amalgamieren«. Den Abschluss seiner Notiz bildet das Fazit: »Endlich sich dem Dämon gibt. Was ist das alles: Gegenwehr gegen den Dämon«.⁴⁵ An dieser Stelle fand Zweig für seine Gedanken bereits eine

42 Zweig: Kampf mit dem Dämon (Anm. 39), S. 13.

43 Mark H. Gelber: Stefan Zweigs Nietzsche-Rezeption im Rahmen des Dämonischen, in: Stefan Zweig und das Dämonische, hg. von Matjaž Birk und Thomas Eicher, Würzburg 2008, S. 50.

44 Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen (Anm. 40), Marginalie auf S. 251.

45 Alle Zitate des Absatzes: Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, Stuttgart 1921 (Nietzsches Werke, Bd. 7), Erben Stefan Zweigs, London, A.IV.b26, Notizen auf der letzten, ungezählten Seite. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.785 (Zugriff am 6. 9. 2020).

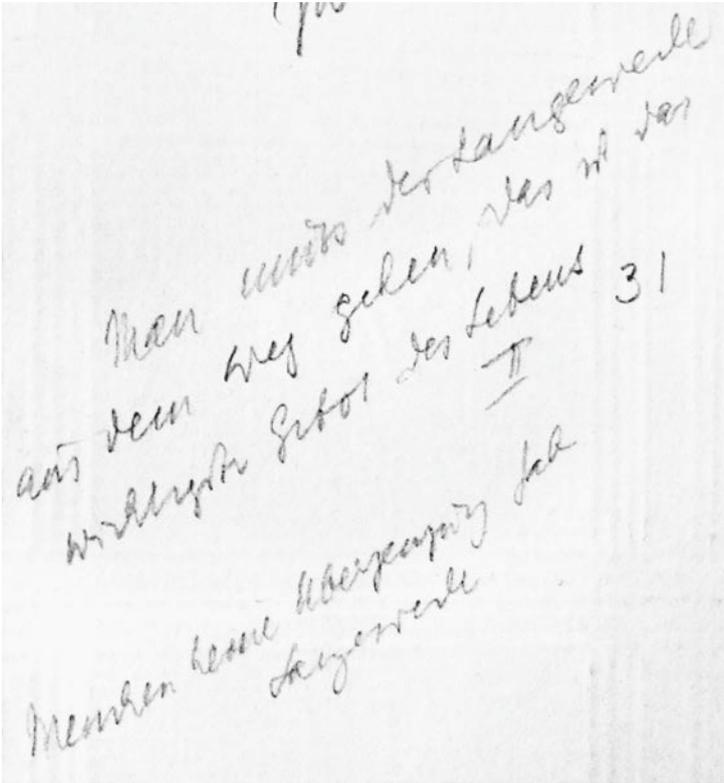


Abb. 5: *Rot und Schwarz* von Stendhal (Leipzig um 1925), Stefan Zweigs Exemplar mit Notizen auf dem Anpappblatt.

Formulierung, aus der er schließlich den späteren Buchtitel *Der Kampf mit dem Dämon* entwickelte.

Für seinen Essay über Stendhal im Band *Drei Dichter ihres Lebens. Casanova, Stendhal, Tolstoi* (1928) verfuhr Zweig – zumindest was das Zusammenfassen betrifft – sehr ähnlich. Er las Stendhals Roman *Rot und Schwarz. Chronik des XIX. Jahrhunderts* und versah sein Exemplar mit Merkzeichen. Auf dem hinteren Vorsatz des Buches machte er schließlich Notizen zum Inhalt mit Verweis auf die jeweilige Seitenzahl, denen durch diese Angabe der Charakter einer Marginalie zukommt. Die Notizen in zehn Absätzen sind überwiegend elliptisch, selten in kurzen, aber vollständigen Sätzen formuliert. Schlagwortartig fasste Zweig den Inhalt jeweils zusammen wie: »Gefühlscalculation Ersten Male berechnen kann«. Wie ein zentrales Thema

steht am Ende die Notiz: »Man muss der Langeweile aus dem Weg gehen, das ist das wichtigste Gebot des Lebens [Buch] II [Seite] 31 Menschen keine Überzeugung hab[en] Langeweile« (Abb. 5).⁴⁶

Wie an den Beispielen offensichtlich wird, waren das Gestalten seiner Werke sowie das Zitieren und Übernehmen bei Zweig stark miteinander verbunden. Er betrieb eine breite Quellenrecherche und -analyse und arbeitete das Material in dem Maße durch, dass er seine Biographien auf die Basis von Informationen und Fakten stellen und Zitate im Drama verwerten konnte. Mit beiden Vorgehensweisen versuchte Zweig, das Maß an Authentizität in seinen Texten zu verstärken. Inwiefern solche auch in seine fiktionale Literatur eingeflossen sind, ist bisher unbekannt.

(Wieder-)Entdecken

Während seines jahrzehntelangen Schaffens und Wirkens hat Stefan Zweig Werke und ihre Urheber für sich und seine Arbeit entdeckt und auch wiederentdeckt. Randbemerkungen aus unterschiedlichen Zeiten zeugen von einer fortwährenden, aber auch wiederkehrenden Beschäftigung mit bestimmten Personen und Themenkreisen und stehen für die Entwicklung des Schriftstellers Stefan Zweig in der Kontinuität seines Wirkens in unterschiedlichen Schaffensphasen.

Mehrmals und wiederkehrend hat sich Zweig mit dem französischen Philosophen Michel de Montaigne und dessen Werk auseinandergesetzt. Während seines Studiums zu Beginn des 20. Jahrhunderts blieben ihm Montaignes Schriften nach eigener Aussage fremd. In seinem Fragment gebliebenen Essay über Montaigne reflektierte Zweig später: »Als ich das erste Mal mit zwanzig Jahren seine *Essais*, dies einzige Buch, in dem er sich uns hinterlassen hat, zur Hand nahm, wußte ich – ehrlich gesagt – nicht viel damit anzufangen.«⁴⁷ Anhand der handschriftlichen Datierung »4. Aug. 1926« am Seitenrand seiner eigenen Ausgabe der *Essais* von Montaigne wird

46 Alle Zitate des Absatzes: Stendhal: Rot und Schwarz. Chronik des XIX. Jahrhunderts, Deutsch von Otto Flake, Leipzig um 1925, Privatbesitz, Schweiz, Notizen auf der letzten, ungezählten Seite. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.908 (Zugriff am 6. 9. 2020).

47 Stefan Zweig: Montaigne [Fragment], in: Zeiten und Schicksale. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1902–1942, Frankfurt a. M. 1990 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 469.

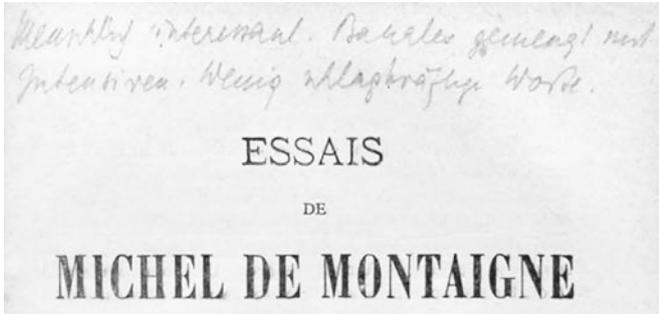


Abb. 6: *Les Essais* von Michel de Montaigne, Band 3 (Paris o.J.), Stefan Zweigs Exemplar mit Notizen auf dem Titelblatt.

jedoch deutlich,⁴⁸ dass sich Zweig auch Mitte der 1920er Jahre mit dem Werk beschäftigt hat. Vermutlich zu dieser Zeit entstand auch seine Notiz auf dem Titelblatt, in der er urteilte: »Menschlich interessant. Banales gemischt mit Intensivem. Wenig schlagkräftige Worte.«⁴⁹ (Abb. 6) Aus diesem Kommentar zum Werk Montaignes ist keine Begeisterung für eine tiefer gehende Beschäftigung mit ihm abzuleiten, wie Zweig sie für andere literarische Vorhaben immer wieder als Voraussetzung nannte. Eine intensive Auseinandersetzung mit Montaignes Leben und Werk begann erst im Exil in Brasilien ab 1941. In dieser Zeit wurden Montaignes Themen für Zweig relevant: Fragen nach dem Tod, wie sie von Montaigne in den *Essais* thematisiert werden,⁵⁰ und dem »Kampf um die Wahrung der inneren Freiheit«⁵¹ waren nun sehr viel greifbarer, als sie es dem jungen Schriftsteller je sein konnten. Angesichts des Zweiten Weltkriegs und Zweigs Situation im Exil erhielt Montaigne mit seiner Rückbesinnung auf das Individuum einen enormen Bedeutungszuwachs: »Mich lockte sehr über Montaigne zu schreiben, [...] ganz ein tröstlicher Geist.«⁵² Der Trost, den Zweig hier zum Aus-

48 Michel de Montaigne: *Les Essais*, Band 3, Paris o. J., Erben Stefan Zweigs, London, A. IV. b16, Notiz auf S. 18. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.328 (Zugriff am 6. 9. 2020).

49 Ebd., Notiz auf S. 1.

50 Vgl. Hugo Friedrich: Montaigne und der Tod, in: *Romanische Forschungen* 61, 1948, Heft 1, S. 32 ff.

51 Zweig: Montaigne (Anm. 47), S. 477.

52 Stefan Zweig an Friderike Maria Zweig, 27.10.1941; zit. nach: Stefan Zweig und Friderike Maria Zweig: »Wenn einen Augenblick die Wolken weichen« – Briefwechsel 1912–1942, Frankfurt a. M. 2006, S. 379.

druck brachte, wird in seinen zahlreichen Anmerkungen am Rand der in Brasilien antiquarisch erworbenen Montaigne-Ausgabe bildhaft. Mit prägnanten Worten – »Freiheit«⁵³ – und Phrasen – »Altern fürchtet mehr als den Tod«⁵⁴ – fasste Zweig ganze Absätze zusammen. In Manon V. Guaglianones spanischsprachiger Dissertation über Montaigne reflektierte Zweig in einer Marginalie »Buch belehrt ihn über sich selbst«⁵⁵ und beschrieb damit gleichzeitig seine eigene Situation bei der Lektüre Montaignes. David Turner bemerkt beim Lesen von Zweigs postum veröffentlichtem Essay insbesondere »jene von Zweig hervorgehobenen Einzelheiten der Biographie Montaignes, die manchmal den Eindruck erwecken, als erzähle er eigentlich seinen eigenen Lebensweg«.⁵⁶ Stefan Zweig hatte nach Jahrzehnten einen Stoff für sich wiederentdeckt, der letztlich den Fokus seiner Beschäftigung am Ende seines Lebens bildete. Die zahlreichen Lesespuren liefern Anhaltspunkte dafür, wie intensiv er sich mit der Lektüre befasste. Die aus anderen Quellen und den Anmerkungen selbst zu rekonstruierende zeitliche Dimension zeigt deutlich, wie stark die Lektüre mit dem jeweiligen biographischen Kontext verwoben ist.

Schlussbemerkung

Die vorgestellten Beispiele zeigen einerseits, wie umfassend die aus Stefan Zweigs Lesespuren ablesbaren Erkenntnisse sein können, und illustrieren andererseits die Komplexität, die ihrer Auswertung und Interpretation zugrunde liegt. Zwar ist mit der Erfassung der Spuren als Provenienzmerkmale – und damit ihrer Einteilung in formale Kategorien – ein erster Schritt

53 Michel de Montaigne: *Essais*, Band 2, Paris um 1875, Biblioteca Central Municipal Gabriela Mistral, *Livro Raro* – S.Z. 844 M761e v.2, Marginalie auf S.303. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.214 (Zugriff am 6.9.2020).

54 Ebd., Marginalie auf S.202.

55 Manon V. Guaglianone: *La Personalidad de Miguel de Montaigne en la Historia de las Ideas Educativas*. Tesis para Optar al Doctorado en Filosofía y Letras, Buenos Aires 1939, Biblioteca Central Municipal Gabriela Mistral, *Livro Raro* – S.Z. 370 G897p, Marginalie auf S.115. Angaben zu Stefan Zweigs Exemplar online unter: stefanzweig.digital/o:szd.bibliothek#SZDBIB.1234 (Zugriff am 6.9.2020).

56 David Turner: *Zweig und Montaigne. Ein Dialogisieren mit dem Bleistift in der Hand?*, in: Stefan Zweig. *Exil und Suche nach dem Weltfrieden*, hg. von Mark H. Gelber und Klaus Zelewitz, Riverside 1995 (*Studies in Austrian Literature, Culture, and Thought*), S.266.

zur Dokumentation und Visualisierung der Lektürepraxis Stefan Zweigs getan, jedoch ist die Aussagekraft der quantitativen und qualitativen Angabe sowie der formalen Beschreibung der Lesespuren allein bald erschöpft. Über die bibliothekarische Erschließung hinaus müssen die entsprechenden Provenienzmerkmale daher auf einer inhaltlich-interpretativen Ebene umfassend betrachtet werden, um daraus weitreichendere Erkenntnisse ziehen zu können. Lassen sich die Lesespuren zusätzlich in einen Kontext zu vorhandenen archivalischen Materialien stellen, ergeben sich entsprechend umfangreiche Möglichkeiten, das Wissen über Zweigs Lektüre und ihre Rezeption zu erweitern.

Das sehr breite Themenspektrum, das Stefan Zweig mit seinen zahlreichen Werken abdeckte, erschwert die Erforschung der Textentstehung im Allgemeinen wie auch die Interpretation der Lesespuren im Speziellen. Denn zu ihrer umfassenden Durchdringung ist ein umfangreiches Wissen in geisteswissenschaftlichen Disziplinen mit Stand bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts essenziell. Dazu gehören Kenntnisse der europäischen Geschichte und Religionsgeschichte mit Schwerpunkten von der Frühen Neuzeit bis zur Französischen Revolution, Wissen um philosophische Strömungen und deren Begründer sowie um die Nationalliteraturen Russlands, Frankreichs, Italiens, Englands, Belgiens und des deutschen Sprachraums – um hier nur die wichtigsten Bereiche anzuführen. Außerdem sind Kenntnisse moderner und alter Sprachen notwendig. Dies mag ein Grund dafür sein, dass bislang nur sehr wenige Texte Zweigs einer ausführlichen werkgeschichtlichen Analyse unterzogen worden sind. Die nun ermittelten Lesespuren in den von ihm benutzten Büchern erweitern zwar die Möglichkeiten um eine bisher völlig unbeachtet gebliebene Dimension, erfordern jedoch zum Teil weitere erhebliche Forschungsarbeit in zahlreichen Disziplinen.

Dass der aus Stefan Zweigs Bibliothek erhalten gebliebene Buchbestand mit wahrscheinlich weniger als zehn Prozent der ursprünglich vorhandenen Bände gleichzeitig relativ gering ist und wiederum nur ein Bruchteil dieser Bücher mit seinen Lesespuren versehen ist, schränkt die Möglichkeiten zu umfassenden Aussagen entsprechend ein. Dennoch sind nach den bisher angestellten Untersuchungen bereits einige wichtige Erkenntnisse festzustellen: Unter den noch vorhandenen Werken aus der Bibliothek sind nur solche Bücher mit Marginalien, Merkzeichen und Notizen versehen, die Themen und Personen betreffen, über die Zweig umfangreichere Texte publizierte oder zu denen zumindest Manuskripte oder Werkskizzen existieren (die zum Teil postum veröffentlicht wurden). Diese Beobachtung führt zu zwei Annahmen, die durch weitere Forschungen im Bestand noch zu

differenzieren sind: Zweig nutzte Marginalien, Merkzeichen und Notizen demnach bei der Lektüre erst ab jenem Zeitpunkt, da er einen eigenen Text aus dem thematischen Umfeld des gelesenen Werkes plante und begann, ihn durch seine verschriftlichten Gedanken zu entwerfen und zu gestalten. Dieses zuvor an der Figur Ferdinand Magellans sowie der Epoche der Französischen Revolution aufgezeigte Vorgehen lässt sich noch an ähnlichen Beispielen nachvollziehen. Im anderen Fall entwickelte sich aus einer intensiven Lektüre, bei der Zweig bereits einen Stift zur Hand genommen hatte, im Verlauf von Jahrzehnten ein literarisches Vorhaben, wie am Beispiel von Michel de Montaignes *Essais* ersichtlich ist.

Betrachtete man allein Zweigs mit Lesespuren versehene Bücher, so ergäbe sich das Bild der Bibliothek als eines Arbeitsinstruments, weil in ihr die produktive Lektüre, die sich in der schriftstellerischen Tätigkeit niederschlägt, nicht aber die private – im Sinne einer passiv-rezeptiven – Lektüre sichtbar wird. Dieser Annahme steht die Tatsache gegenüber, dass der überlieferte Bibliotheksbestand zu über neunzig Prozent keine Marginalien, Merkzeichen oder Notizen enthält und deshalb allein keine Hinweise auf Zweigs Lektürepraxis liefert. Mit welcher Intention Stefan Zweig also den Großteil seiner Bücher – wenn überhaupt – gelesen oder rezipiert hat, ist bisher noch unklar. Ohnehin stellt sich die Frage, wo bei ihm als Schriftsteller die Grenze zwischen privater und professioneller Lektüre verlief.

Anna Busch

Fontane als Leser

Zur Visualisierung von Lese- und Gebrauchsspuren in Fontanes Bibliothek¹

Was er las, waren Romane, besonders auch Stücke, von denen er jeden zweiten, dritten Tag mehrere nach Hause brachte; es waren die kleinen Reclam-Bändchen, von denen immer mehrere auf dem Sophatisch lagen eingekniff und mit Zeichen oder auch mit Bleistiftstrichen versehen. Mathilde konnte genau kontrollieren was ihm gefallen oder sein Zweifel geweckt hatte, denn es kamen auch Stellen mit Ausrufungs- und selbst mit drei Fragezeichen vor. Aber das waren doch nur wenige. Das Leben ein Traum hatte die meisten Zeichen und Randglossen und schien ihn am meisten interessiert zu haben.²

Theodor Fontane: *Mathilde Möhring*

Theodor Fontane hat im Laufe seines Lebens – folgt man einer durchaus realistischen Schätzung Wolfgang Raschs – 4000–5000 Bücher besessen, erworben, als Geschenk erhalten, zur Rezension übersandt bekommen, geliehen und/oder gelesen.³ Darunter ist Altes und Neues, manches wurde nur flüchtig gelesen, vieles auch sehr genau, einmal oder mehrmals und zu verschiedenen Zeiten. Seine Eindrücke, Zustimmung und Widerspruch hielt Fontane oft in Bemerkungen am Buchrand schriftlich fest, hier ergänzte, korrigierte und übersetzte er. Seine Bibliothek bildet daher so etwas wie ein Archiv seiner Be- und Erkenntnisse, seiner Auseinandersetzung mit seinen eigenen Werken und mit – in erster Linie – zeitgenössischen Autoren.

Unter dem Namen ›Fontanes Handbibliothek‹ wird die Sammlung im Theodor-Fontane-Archiv geführt. Der nicht ganz zutreffende Terminus

- 1 Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine überarbeitete und erweiterte Version des Aufsatzes Anna Busch: Fontane als Leser. Zur Visualisierung von Lektürespuren in Fontanes Handbibliothek, in: Fontane Blätter 107 (2019), S. 104–131.
- 2 Theodor Fontane: *Mathilde Möhring*. Nach der Handschrift neu hg. von Gabriele Radecke (Große Brandenburger Ausgabe. Hg. von Gotthard Erler, Das erzählerische Werk, Bd. 20), Berlin 2008, S. 28.
- 3 Wolfgang Rasch: Zeitungstiger, Bücherfresser. Die Bibliothek Theodor Fontanes als Fragment u. Aufgabe betrachtet, in: *Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde* N. F. XIX (2005), S. 103–144.

›Handbibliothek‹ geht auf Friedrich Fontane zurück, der ihn als Erster für die Bibliothek seines Vaters prägte. Tatsächlich wird damit nicht nur auf eine am Arbeitsplatz bereitgestellte Anzahl von häufig gebrauchten Büchern rekurriert, sondern es werden sämtliche in Fontanes Besitz befindlichen Bände geschlossen adressiert. Nur ein kleiner Teil der Gesamtbibliothek Fontanes hat sich erhalten. Verschiedene Veräußerungsvorgänge, Auktionen, Schenkungen und Kriegsverluste haben zu einer erheblichen Dezimierung der vormals umfangreichen Bibliothek beigetragen. Heute findet sich nur ein 155 Bände umfassender Teilbestand aus Fontanes Autorenbibliothek im Besitz des Theodor-Fontane-Archivs. Seine Bedeutung ergibt sich zuallererst aus seiner Provenienz: Fontane hat die Bücher selbst in Händen gehalten und mit ihnen gearbeitet. Zudem gewährt er Einblicke in die Werkstatt und ist als Arbeitsinstrument gleichermaßen unersetzbar wegen der zahlreichen von Fontane verfassten Marginalien und wertvoll durch die vielen Widmungsexemplare von Freunden und Kollegen (Abb. 1).

Tatsächlich weisen die erhaltenen Bände unterschiedlichste Lese- und Gebrauchsspuren auf. So finden sich beispielsweise Marginalien verschiedenen Typs: Kommentare, Bewertungen, Textkorrekturen, Varianten, Übersetzungen, Widmungen und Schenkungsvermerke. Hinzu kommen An-, Unter- und Durchstreichungen, Markierungen, Verweise, Stempel, Abdrücke, Eselsohren, Fingerabdrücke, Einlagen und Eingeklebtes.

Ein Großteil der in den Bänden zu entdeckenden Schriftspuren lässt sich auf Theodor Fontane zurückführen. Daneben finden sich ebenfalls handschriftliche Einträge von der Familie (Emilie Fontane, Friedrich Fontane, George Fontane, Otto Fontane, Martha Fontane) sowie von Freunden, Verlegern und Kollegen (Otto Pniower, Bernhard von Lepel, Friedrich Wilhelm Holtze). Zudem geben die verschiedenen Widmungen und Schenkungsvermerke Aufschluss über freundschaftliche und berufliche Netzwerke (Friedrich Eggers, Theodor Hermann Pantenius, Ludwig Pietsch, Otto Roquette, Johannes Trojan, Friedrich Spielhagen, Georg Friedlaender, Emil Rittershaus, Bertha Wegner, Max Stempel, Eduard Handtmann).

Eine detaillierte und vor allem gesamtbestandsbetrachtende Untersuchung dieser Phänomene stand bisher aus. Wegweisende Einzelstudien zu den die Handbibliothek kennzeichnenden Einzelphänomenen⁴ oder auch

4 Vgl. Klaus-Peter Möller: Seelenspiegel, Beziehungspunkte, Verfasserstiefstapelplatz. Theodor Fontane in seinen Dedikationen, in: ›Aus meiner Hand dies Buch ...‹. Zum Phänomen der Widmung, hg. von Volker Kaukoreit, Marcel Atze und Michael Hansel, Wien 2005/2006, S. 159–174.



Abb. 1: Ausschnitt aus der Bücheraufstellung der Handbibliothek Fontanes im Theodor-Fontane-Archiv.

zu einzelnen Bänden⁵ liegen vor, auch existiert eine verdienstvolle Überblicksstudie zu Geschichte und Wesen der Sammlung aus dem Jahr 2005.⁶ Eine Auswertung der Gesamtheit der Lesespuren in Fontanes Handbibliothek galt bis dato allerdings als Forschungsdesiderat. Erst durch die im Jahr 2018 im Rahmen eines am Theodor-Fontane-Archiv durchgeführten Projekts erfolgte Digitalisierung dieser bedeutenden Sammlung und durch die Visualisierung der Lesespuren über den Gesamtbestand hinweg ist es jetzt möglich, sich gezielt mit Aneignungsprozessen, Annotationsphänomenen, Lektürepraktiken und den daraus resultierenden Schreibvorgängen Theodor Fontanes auseinanderzusetzen.

Die Ausgangsfragen, die dabei vonseiten eines Forscherteams des Theodor-Fontane-Archivs an die Sammlung gerichtet wurden, waren ebenso zahlreich wie vielfältig: Was liest Theodor Fontane? Und wie liest er? Kann man Fontane als Nutzer seiner Bibliothek charakterisieren? Lassen sich autorspezifische Lesemuster in Fontanes Büchern erkennen? Welche Bücher hat Fontane mit umfangreichen Anmerkungen versehen? Lässt sich

⁵ Georg Wolpert: Handmanns märkische Sagen auf Fontanes Fensterbrett, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 20 (2011/2012), S. 155–180.

⁶ Rasch (Anm. 2).

ein Zusammenhang zwischen Textgenre und Lesespuren feststellen? Ist die Anzahl der Lesespuren abhängig von der Textsorte? Liest Fontane Goethe womöglich intensiver als Schiller? Welche Bände weisen nur wenige oder gar keine Marginalien auf? Welche Typen von Marginalien treten demgegenüber gehäuft auf? Fließen Fontanes Bemerkungen, die er zum Beispiel in den Werken Willibald Alexis' und Gustav Freytags notiert, in seine Rezensionen der Werke der beiden Autoren ein? Handelt es sich bei den Bänden in Fontanes Bibliothek womöglich um die durch die Verleger bereitgestellten Rezensionsexemplare? Und präsentiert sich Fontane als genauso kritischer Leser eigener wie fremder Werke?

Zur Beantwortung dieser verschiedenen Forschungsfragen wurde eine Methode gewählt, die ihren Ursprung in gestaltungsorientierten Ansätzen zur Visualisierung kultureller Sammlungen findet, wie sie in Deutschland in den letzten Jahren in erster Linie durch das Urban Complexity Lab der Fachhochschule Potsdam (UCLAB FH Potsdam) vertreten werden.⁷ Ziel war die Entwicklung eines digitalen Prototyps zur neuartigen visuellen Annäherung an Autorenbibliotheken in Verbindung mit den in ihnen bezeugten Lesespuren. In einem Kooperationsprojekt zwischen dem Theodor-Fontane-Archiv und dem UCLAB der Fachhochschule Potsdam wurde über den Zeitraum eines knappen Jahres hinweg (Mai 2018–Mai 2019) eine Visualisierung von Theodor Fontanes Handbibliothek erarbeitet, die sich unter der Webadresse <https://uclab.fh-potsdam.de/ff> einsehen, ausprobieren und benutzen lässt.

Im Folgenden werden die Sammlung ›Theodor Fontanes Handbibliothek‹, ihre Geschichte und ihre Zusammensetzung skizziert, werden grundsätzliche Fragen zur Erschließung von Autorenbibliotheken berührt, werden der Digitalisierungs- und Datenerschließungsvorgang am Theodor-Fontane-Archiv beschrieben und das gemeinschaftliche Forschungsprojekt mit dem UCLAB der Fachhochschule Potsdam, die Grundideen des Prototypen zur Visualisierung des Handbibliotheksbestandes sowie die Funktion und Gestalt des Prototypen erläutert. Zudem wird versucht, einige der Ausgangsfragen zu beantworten.

7 Zu den unterschiedlichen Projekten und Publikationen des UCLABs der Fachhochschule Potsdam finden sich umfangreiche Informationen hier <https://uclab.fh-potsdam.de/projects/> (Zugriff am 20. 1. 2020) und hier <https://uclab.fh-potsdam.de/publications/> (Zugriff am 20. 1. 2020).

1. Theodor Fontanes Handbibliothek, Aufbau und thematische Beschreibung

Bei der Fontane'schen Handbibliothek, wie sie sich heute im Theodor-Fontane-Archiv befindet, handelt es sich weder um die vollständige Bibliothek Fontanes, noch entspricht die jetzige Präsentation ihrer originalen Aufstellung. Es handelt sich vielmehr um einen kleinen Ausschnitt aus dem Lektürekosmos Fontanes. Ein Verzeichnis der Bände, die Fontane besessen hat, ist zu seinen Lebzeiten weder von ihm noch von einem seiner Familienmitglieder angelegt worden. Das Theodor-Fontane-Archiv versucht aus Nachlassmaterialien, Aufzeichnungen, Tagebüchern und Briefen ein – notgedrungen lückenhaftes – Verzeichnis von Fontanes gesamter Bibliothek anzulegen.⁸

Nach Fontanes Tod wurde die zu diesem Zeitpunkt bestehende Bibliothek aufgelöst, einige Bücher wurden als Andenken unter den Kindern und den engeren Verwandten verteilt, einige an nahe Freunde verschenkt.⁹ Ein weiterer Teil der Bücher wurde 1899 verkauft, der übrige Teil ging in den Besitz Friedrich Fontanes über, der die Bücher mit seinem Exlibris-Stempel versah (Abb. 2).

Insgesamt weist mehr als die Hälfte, genau 81 der 155 Bände der Handbibliothek im Theodor-Fontane-Archiv einen Exlibris-Stempel Friedrich Fontanes auf.

Tatsächlich ist der Bestand, wie er sich heute dem Benutzer präsentiert, aus unterschiedlichen Erwerbungsverfahren des Theodor-Fontane-Archivs hervorgegangen und hat sich in dieser Zusammenstellung nie zeitgleich in Fontanes Besitz befunden. Ein Großteil der Bücher ist 1935/36 im Rahmen des Nachlassankaufs von der Provinzialverwaltung des Landes Brandenburg erworben worden und bildete den Grundstock für die Gründung des Theodor-Fontane-Archivs im Jahr 1935. Die Eingangsbücher des Fontane-Archivs geben über die Zugänge Auskunft und belegen auch, dass der Bestand an Büchern aus Fontanes Bibliothek durch die Kriegsereignisse erheblich dezimiert wurde. Etwa 40 Bände sind seit Kriegsende verschollen.¹⁰

8 Besonders hilfreich in diesem Zusammenhang ist die von Roland Berbig herausgegebene Fontane-Chronik, die alle zugänglichen Quellen zur Lebens- und Werkgeschichte Fontanes systematisch erfasst und die daraus gewonnenen Informationen nach Einzelrubriken (darunter auch die Lektüre Fontanes) ordnet und chronologisch präsentiert. Zusätzlich werden Informationen aus Editionen, Briefwechseln und der GBA herangezogen.

9 Vgl. hierzu Rasch (Anm. 2), S. 117.

10 Vgl. hierzu auch Manfred Horlitz: Vermisste Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs, Potsdam 1999.

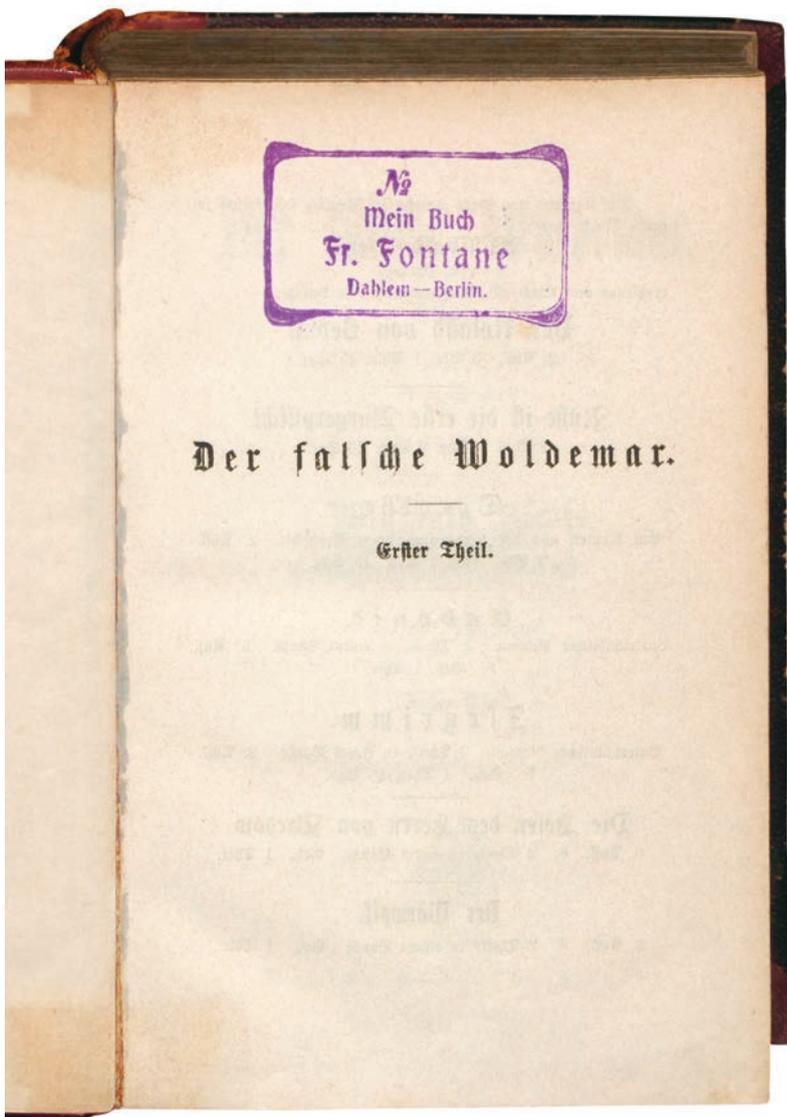


Abb. 2: Exlibris-Stempel Friedrich Fontanes, Signatur: Q21
© Theodor-Fontane-Archiv.

Nach dem Tod Friedrich Fontanes 1941 kamen weitere Bände der väterlichen Bibliothek in das Theodor-Fontane-Archiv. Die Signaturen, Exlibris- und Archivstempel in den Büchern geben Auskunft über den jeweiligen Zeitpunkt der Eingliederung der einzelnen Bände in die Sammlung und schreiben neben Bestands- und Provenienzzgeschichte auch dezidierte Institutionengeschichte. Das Archiv und damit Fontanes Handbibliothek waren nach dem Krieg Teil des Bestandes der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek und im Anschluss daran der Deutschen Staatsbibliothek in Ost-Berlin. Heute ist das Theodor-Fontane-Archiv als Einrichtung der Universität Potsdam bestrebt, den Bestand zu ergänzen. Einzelerwerbungen erweitern die Sammlung sukzessive.

Theodor Fontanes Handbibliothek umfasst in ihrer heutigen Gestalt im Theodor-Fontane-Archiv 155 Bände.¹¹ Literarische Werke nehmen den größten Teil des Bestandes ein. Bei 25 Bänden handelt es sich um Fontanes eigene Werke, 110 Bände stammen von anderen Autoren. Einen Schwerpunkt bilden hier die gesammelten Werke und weitere Bücher Paul Heyses (13 Bände),¹² die Bücher Theodor Storms (9 Bände)¹³ und die Werke Willibald Alexis' (5 Bände).¹⁴

- 11 Einzelne Exemplare befinden sich im Besitz anderer öffentlicher Einrichtungen, z. B. des Museums Neuruppin, oder auch in Privatbesitz.
- 12 Paul Heyse: *Gesammelte Werke*, Bd. 1–5, 7–10, Berlin 1872–1873. VIII, 335; 302; 322; 405; 390; 400; 400; 405; 491 S. 8°; Paul Heyse: *Dramatische Dichtungen*, Bd. 1–4, Berlin 1864–1866. VI, 124; 103; 107; 142 S. 8°; Paul Heyse: *Das Recht des Stärkeren*. Schauspiel in drei Akten, Berlin 1883. 120 S. 8° (*Dramatische Dichtungen*, Bd. 11.); Paul Heyse: *Novellen*, Berlin 1855, 220 S. 8°; Paul Heyse: *Ludwig der Baier*. Schauspiel in fünf Akten, Berlin 1862. 140 S. 8°; Paul Heyse: *Colberg*. Historisches Schauspiel in fünf Akten, (Bühnenmanuscript.) München 1865. 94 S. 8°; Paul Heyse: *Die glücklichen Bettler*. Morgenländisches Märchen in drei Akten frei nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet, (Bühnenmanuscript.) München 1866. 72 S. 8°; Paul Heyse: *Die Göttin der Vernunft*. Trauerspiel in fünf Akten, (Bühnenmanuscript.) München 1867. 64 S. 8°; Paul Heyse: *Ueber allen Gipfeln*. Roman, Berlin 1895. 441 S. 8°; Paul Heyse: *Das Ding an sich und andere Novellen*. Zwölfte Sammlung der Novellen, Berlin 1879. 381 S. 8°; Paul Heyse: *Meleager*. Eine Tragödie, Berlin 1854. 112 S. Kl. 8°.
- 13 Theodor Storm: *Gedichte*, 5. verm. Aufl., Berlin 1875. 252 S. Kl. 8°. Theodor Storm: *Sämtliche Schriften*. Erste Gesamtausgabe, Sechs Bände, Bd. 2–6, Braunschweig 1868. 204; 226; 236; 256; 209 S. 8°. Theodor Storm: *Sämtliche Schriften*. Erste Gesamtausgabe, Zehn Bände, Bd. 7–9, Braunschweig 1877. 194; 222; 215 S. 8°; Theodor Storm: *Gedichte*, 6. verm. Aufl., Berlin 1880. 252 S. Kl. 8°; Theodor Storm: *Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius*, 4. durchgesehene Aufl., Braunschweig 1878, XX, 720 S. 8°.
- 14 Willibald Alexis (W. Häring): *Gesammelte Werke*. Volks-Ausgabe, Bd. 1–8, Berlin 1861. 246; 224; 264; VIII, 241; 234; 218; 245; 266 S. Kl. 8°; W[illibald] Alexis: *Balladen*, Berlin 1836. 136 S. 8°; Willibald Alexis (W. Häring): *Der Wärfwolf*. Vaterländischer Roman,

Dazu kommt eine sechsbändige Goethe-Werkausgabe (Band 3 fehlt)¹⁵ und sechs Bände einer eigentlich zwölfbändigen Schiller-Werkausgabe aus dem Jahr 1847.¹⁶ Von August von Platen,¹⁷ Nikolaus Lenau¹⁸ und Otto Roquette¹⁹ sind jeweils drei Bücher in Fontanes Handbibliothek erhalten. Die beiden Bände *Soll und Haben* von Gustav Freytags eigentlich dreibändiger Ausgabe aus dem Jahr 1855,²⁰ die sich ebenfalls in der Handbibliothek finden, weisen besonders viele Lesespuren Fontanes auf. Daneben finden sich jeweils zwei Bücher von Robert Hamerling,²¹ Hans Hopfen,²² Bernhard von Lepel,²³ Theodor

3. Aufl., Bd. 1–2, Berlin 1871. 240; 147 S. 8°; Willibald Alexis (W. Häring): Der falsche Woldemar. Roman, 3. Aufl., Theil 1–3, Berlin [1872]. 172; 250; 189 S. 8°.

15 [Johann Wolfgang von] Goethe: Sämtliche Werke. Vollständige Ausg. in sechs Bänden, Bd. 1–2, 4–6, Stuttgart 1863. XII, 610; 912; 847; X, 738; VIII, 684 S. Gr. 8°.

16 [Friedrich von] Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden, Bd. 3–8, Stuttgart, Tübingen 1847. 434; 404; 504; 435; 356; IV, 438 S. 8°.

17 August von Platen: Gesammelte Werke. In fünf Bänden, Bd. 1–4, Stuttgart, Tübingen 1843. V, 350; IV, 355; 376; S. 415 Kl. 8°.

18 Nicolaus Lenau: Gedichte, Bd. 1–2, Siebente, durchges. u. verm. Aufl., Stuttgart, Tübingen 1844. VIII, 360; VII, 370 S. 16°; Nicolaus Lenau: Faust. Ein Gedicht, 3. Aufl., Stuttgart, Tübingen 1848. 230 S. 8°.

19 Otto Roquette: Gedichte. Des Liederbuches 2., durchaus veränderte u. verm. Aufl. Stuttgart 1859. VIII, 175 S. 16°; Otto Roquette: Hans Haidekuckuck, 2. durchges. Aufl., Berlin 1857. 197 S. 16°; Otto Roquette: Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit, 2. Aufl., Stuttgart 1877. 151 S. 16°.

20 Gustav Freytag: Soll und Haben. Roman in sechs Büchern, Bd. 1–2, Leipzig 1855. 453; 422 S. 8°.

21 Robert Hamerling: Gesammelte kleinere Dichtungen. Venus im Exil. Ein Schwanenlied der Romantik. Germanenzug. Verbesserte Gesamtausgabe, 2. Aufl., Hamburg 1873. 189 S. 8°; Robert Hamerling: Ahasver in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen, mit e. Epilog an d. Kritiker, 6. Aufl., Hamburg 1870. 276 S. 8°.

22 Hans Hopfen: Peregredda. Ein Roman, Berlin 1864. 293 S. 8°; Hans Hopfen: Verdorben zu Paris. Roman, Bd. 1–2, Stuttgart, Leipzig 1868. 335; 225 S. 8°.

23 Bernhard von Lepel: Gedichte, Berlin 1866. VII, 208 S. 8°. Dieser Band ist im Theodor-Fontane-Archiv in der Handbibliothekssammlung zweifach vorhanden (Signatur Q54 und Signatur Q101). Im ersten Band findet sich eine eigenhändige Widmung des Verfassers auf der mitgebundenen Interimsbroschur: An meinen alten lieben Freund I Th. Fontane I Berlin 2. 11. 65. I B. v. Lepel. Auf S. II handschriftlich (von Lepel?): Nie mit sich selbst kommt in's Gedräng' I Wer mild als Freund, -als Richter streng' I-, einige Anstreichungen u. Marginalien Fontanes sowie der Exlibris-Stempel von Friedrich Fontane. Fontane besprach den Band am 29. 11. 1865 im Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg. Im zweiten Band findet sich ein eigenhändiges Widmungsgedicht Lepels an Hans von Rohr (Berlin, 21/6 68), Besitzeintrag Hans von Rohr auf dem Vorsatzblatt. Vgl. hierzu auch Rasch (Anm. 2), S. 132.

Hermann Pantenius,²⁴ Ludwig Pietsch,²⁵ Christian Friedrich Scherenberg²⁶ und Johannes Trojan.²⁷ Zahlreiche Einzelbände, darunter Romane, Novellen und Gedichte finden sich ebenfalls.²⁸ Neben den dezidiert literarischen

- 24 Theodor Hermann Pantenius: Im Gottesländchen. Erzählungen aus d. Kurländischen Leben, Bd. 1–2, Mitau 1880–1881. 267; 276 S. 8°; Theodor Hermann [Pantenius]: Wilhelm Wolfschild. Ein Roman aus d. baltischen Leben, 2. Aufl., Mitau 1873. 441 S. 8°.
- 25 Ludwig Pietsch: Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877, Leipzig 1878. 370 S. 8°; L[u]dwig Pietsch: Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen (April u. Mai 1878) nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen. Reisebriefe, Berlin 1879. 251 S. 8°.
- 26 Chr[istian] Friedrich Scherenberg: Gedichte, 2. Aufl., Berlin 1850. 235 S. 8°. C[hristian] F[r]iedrich Scherenberg: Gedichte, 4. verm. Aufl., Berlin 1869. VI, 281 S. Kl. 8°
- 27 Johannes Trojan: Für gewöhnliche Leute. Hunderterlei in Versen u. Prosa, Berlin 1893. VIII, 200 S. 8°; [Johannes] Trojan: Von Strand und Heide und andere Skizzen, Minden 1888. VIII, 232 S. 8°.
- 28 Oscar Blumenthal: Aufrichtigkeiten. Berlin 1887. XI, 98 S. 8°; Richard Böhm: Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika. Nach d. Tode d. Reisenden mit e. biogr. Skizze hg. von Herman Schalow, mit d. Bildn. Böhms u. e. Uebersichtskarte, Leipzig 1888. XXXVI, 171 S. 8°; Felix Dahn: Erinnerungen. 2. Buch. Die Universitätszeit, Leipzig 1891. 628 S. 8°; A[rthur] Fitger: Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen, 5. Aufl., Oldenburg, Leipzig [1887]. 103 S. 8°; John Forster: Charles Dickens' Leben, ins Deutsche übertragen von Friedrich Althaus. (Vom Verfasser autorisirte Übersetzung.) Bd. 2. 1842–1851, mit dem Bildn. Charles Dickens', Berlin 1873. XV, 458 S., 2 Taf. S. 8°; Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers [usw.], eingeleitet von Karl Emil Franzos, mit d. Jugendbildnissen d. Dichters, Leipzig [1894]. XVIII, 296 S. 8°; Emanuel Geibel: Juniuslieder, 9. Aufl., Stuttgart, Tübingen 1853. VIII, 379 S. 16°; Otto Franz Gensichen: Felicia. Ein Minnesang, Berlin 1882. 93 S. 8°; H[einrich] Heine: Romanzero, 4. Aufl., Hamburg 1852. VIII, 314 S. 16° (Gedichte von H. Heine. Bd. 3.); Wilhelm Hertz: Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht, Stuttgart 1863. 58 S. 16°; Giacomo Leopardi: Nerina. Gedichte. Deutsch von Paul Heyse, Berlin 1878; Paul Mantegazza: Das nervöse Jahrhundert. Einzig rechtmäßige Übersetzung, Leipzig [1888]. 158 S. 8°; Emil Rittershaus: Aus den Sommertagen, 4. Aufl., Oldenburg, Leipzig [1889]. VIII, 255 S. 8°; Herman Wichmann: Frohes und Ernstes aus meinem Leben. Als Manuscript gedruckt, Leipzig 1898. IV, 2 Bl., 271, 64 S. 8°; Adolf Wilbrandt: Novellen, Berlin 1869. 367 S. 8°; Karl Immermann: Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken, Theil 1–4, Berlin 1858. IV, 228; IV, 178; IV, 224; VIII, 152 S. Kl. 8°; B. W. Zell [d. i. Bertha Wegner]: Aus gährender Zeit. Zwei märkische Geschichten, Leipzig 1888. 279 S. 8°; Theophil Zolling: Reise um die Pariser Welt, Bd. 2, Stuttgart [1881]. 232 S. 8° (Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 11; William Shakespeare's Sonette in Deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt, 2., vielfach verb. Aufl. der Volksausg., Berlin 1866. XI, 246 S. Kl. 8°; [Titelblatt fehlt; handschriftlich ersetzt:] Zum Zeitvertreib / Roman / von / Friedrich Spielhagen. [Leipzig: Staackmann 1897.] 265 S. 8; Sophie Marie Gräfin von

Werken finden sich zudem verschiedene Anthologien, Almanache, Periodika, Nachschlagewerke, Reiseführer und Bücher aus den Bereichen Landeskunde und Geschichte. Fontanes Büchersammlung diente neben der Lektüre wohl in erster Linie als Arbeitsbibliothek zu Studienzwecken und wurde darüber hinaus zum Nachschlagen und zur Verifikation einzelner Fakten herangezogen. Die unterschiedlichen Lexika, Wörterbücher und Nachschlagewerke wie zum Beispiel *Ritters geographisch-statistisches Lexikon*,²⁹ das fünfbandige *Neue preussische Adels-Lexicon*³⁰ und das *Encyklopädische französisch-deutsche und deutsch-französische Wörterbuch*³¹ geben darüber Auskunft. Dazu lässt sich ebenfalls das *Hand- u. Adreßbuch* für die Gesellschaft von Berlin³² zählen, in dem Fontane einzelne Adressen – darunter die von Gerhart Hauptmann – handschriftlich nachtrug. Überblicksdarstellungen wie der *Grundriss der Kunstgeschichte*

Voß: Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. Aus d. Erinnerungen d. Oberhofmeisterin, mit e. Portr. in Stahlstich u. e. Stammtafel, 3. unveränderte Aufl., Leipzig 1876. 440 S. 8°.

Otto Brahm: Henrik Ibsen. Ein Essay, Berlin 1887; Leopold von Zedlitz-Neukirch: Gedichte, 4. verm. Aufl., Stuttgart, Tübingen 1847; Max Stempel: Morphium. Schauspiel in 4 Akten, Leipzig 1889.

- 29 [Benjamin] Ritters geographisch-statistisches Lexikon über die Erdtheile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle etc. Für Post-Bureaus, Comptoirs, Kaufleute, Fabrikanten, Zeitungleser, Reisende, Real-, Industrie- u. Handelsschulen, 5., gänzlich umgearb., stark verm. u. verb. Aufl., unter Redaction von A. Stark, Bd. 1–2, Leipzig 1864–1865. XXX, 828; 907 S. Gr. 8°.
- 30 Nachrichten von den in der preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militärpersonen, Helden, Gelehrten und Künstler; bearbeitet von einem Vereine von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte unter dem Vorstande des Freiherrn L[eopold] v[on] Zedlitz-Neukirch, Bd. 1–5 [Nebst: 2. Supplement], Leipzig 1836–1843. XXVI, 463; XIV, 498; IV, 511; X, 480; 503; IV, 156 S. 8°.
- 31 Karl Sachs: Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch enthaltend u. a. für beide Sprachen: Den vollständigen Wortschatz nach der Akademie u. Littré, wie nach Grimm u. Sanders, alle gebräuchlichen Ausdrücke des praktischen Lebens, des Handels u. der Industrie, der Künste u. Handwerke, des Kriegs- u. Seewesens, der Natur- u. Fachwissenschaften [usw.] nebst genauer u. durchgängiger Angabe der französischen Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint Langenscheidt. Große Ausgabe, Theil 1: französisch-deutsch, Berlin 1869. XXIV, 1630, VIII S. Gr. 8°.
- 32 Gesellschaft von Berlin. Hand- u. Adreßbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg, Potsdam 1889/90, Jg. 1. [Nebst:] 1. Nachtrag, Berlin 1889. XXVIII, 619; 16 S. 8°.

von Wilhelm Lübke,³³ die *Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert*³⁴ vom selben Autor sowie die *Geschichte der deutschen National-Literatur* von August Friedrich Christian Vilmar³⁵ finden sich ebenfalls.

Drei Bücher sind in englischer Sprache verfasst: *Black's Guide to London and its environs* von 1879,³⁶ Anni Edwards *Steven Lawrence, Yeoman* aus dem Jahr 1869³⁷ und das *The Pictorial Book of Ballads, traditional & romantic* von 1847.³⁸ Drei Autorinnen sind in Fontanes Handbibliothek vertreten: Bertha Wegner,³⁹ Sophie Marie Gräfin von Voß⁴⁰ und Marie von Ebner-Eschenbach.⁴¹ Schließlich sind verschiedene Geschenk- und Widmungsexemplare zu verzeichnen.⁴²

Überblickt man diesen noch erhaltenen und über viele Jahre wieder zusammengetragenen Bestand, dann lässt sich vermuten, dass Fontane wohl kein leidenschaftlicher Sammler wertvoller Bücher gewesen ist (dafür reichte das Geld auch nicht): Buchraritäten, bibliophile Ausgaben oder Erstausgaben deutscher oder ausländischer Literatur aus dem 17. und 18. Jahrhundert finden sich nicht.

- 33 Wilhelm Lübke: Grundriss der Kunstgeschichte, mit Illustrationen, Stuttgart 1860. XVIII, 743 S. 8°.
- 34 Wilhelm Lübke: Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert, Bd. 1–2, mit 160 [bzw. Bd. 2: 137] Illustrationen in Holzschnitt, Stuttgart 1878–1879. XIV, 567; X, 653 S. Gr. 8°.
- 35 A[ugust] F[riedrich] C[hristian] Vilmar: Geschichte der deutschen National-Literatur, 16. verm. Aufl., Marburg, Leipzig 1874. VIII, 624 S. 8°. Hier finden sich allein im Abschnitt, der mit »Aelteste Zeit (bis 1150)« überschrieben ist, An- und Unterstreichungen sowie Markierungen.
- 36 [Adam u. Charles Black] Black's Guide to London and its environs, 7. edition, illustrated with maps, plans, and views, Edinburgh 1879. XV, 382, 112 S. 8°.
- 37 [Annie] Edwards: Steven Lawrence, Yeoman, in two volumes, Vol. I, Leipzig 1869. 359 S. 8° (Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1044).
- 38 The Pictorial Book of Ballads, traditional & romantic. With introductory notices, glossary, and notes, edited by J[oseph] S. Moore, 1. Series, London 1847. IV, 424, 16 S. 8°.
- 39 B. W. Zell [d. i. Bertha Wegner]: Aus gährender Zeit. Zwei märkische Geschichten, Leipzig 1888. 279 S. 8°.
- 40 Sophie Marie Gräfin von Voß: Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. Aus d. Erinnerungen d. Oberhofmeisterin. Mit e. Portr. in Stahlstich u. e. Stammtafel, 3. unveränderte Aufl., Leipzig 1876. 440 S. 8°.
- 41 Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers [usw.], eingeleitet von Karl Emil Franzos, mit d. Jugendbildnissen d. Dichters, Leipzig [1894]. XVIII, 296 S. 8°.
- 42 Vgl. das dem Aufsatz von Wolfgang Rasch beigegebene Verzeichnis der im Theodor-Fontane-Archiv befindlichen Bände aus Fontanes Handbibliothek, Rasch (Anm. 2), S. 124–142.

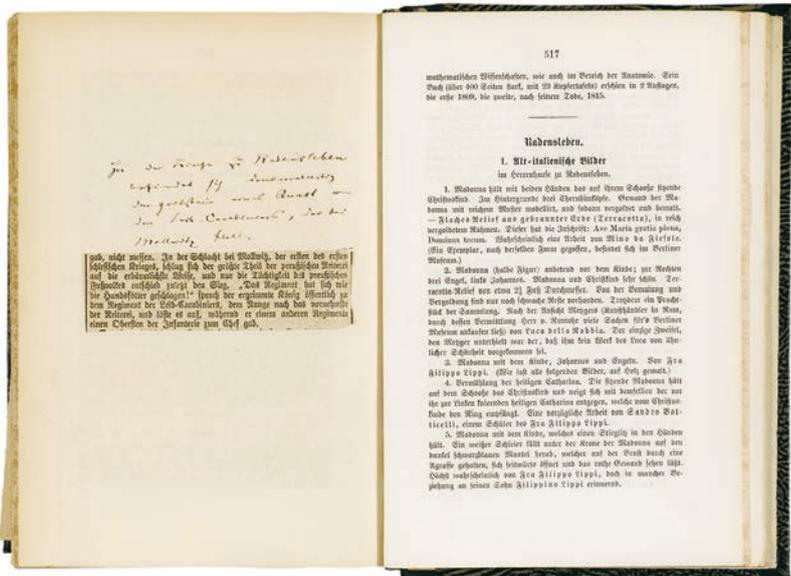


Abb. 3: Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg 1: Die Grafschaft Rupp. Barnim-Teltow. 2. verm. Aufl. Berlin: Hertz 1865. Signatur: Q10, © Theodor-Fontane-Archiv.

Dennoch gibt dieser kleine Bibliotheksausschnitt einen Einblick in Fontanes Interessen und Weltbezüge, er gibt in verschiedenen Fällen Auskunft über konkrete Werkentstehung und ermöglicht mitunter die Annäherung an Aneignungsprozesse und Arbeitsweisen. Deutlich wird die enge Verzahnung von Lesen und Schreiben in ihrer poetologischen Dimension in den Bänden, die besonders umfangreiche Lesespuren aufweisen. Die Autorexemplare mit eigenhändigen Ergänzungen und Verbesserungen, die Fontane insbesondere für die Neuauflagen seiner Werke eintrug, erhalten zudem den Rang eines literarischen Manuskripts (Abb. 3).

2. Autorenbibliotheken, ihre Erschließung und Präsentation

Die Herausforderungen, die mit der Erschließung von Autorenbibliotheken und den darin enthaltenen Lese- und Gebrauchsspuren einhergehen, sind vielfältig. Es gehört zum Kerngeschäft von Bibliotheken und Archiven, eine Erschließung und Verzeichnung dieser besonderen Sammlungen vorzunehm-

men, und es existieren zahlreiche Beispiele, in denen Autorenbibliotheken in Zettel- oder gedruckten Katalogen verzeichnet worden sind.⁴³ Auch wenn sich die unmittelbare Bereitstellung von Information vor allem auch hinsichtlich der bibliothekarischen Aufbereitung und Ordnung nach dem *Digital Turn* fundamental gewandelt hat, ist die Form der Erfassung von Autorenbibliotheken grundsätzlich gleichgeblieben: Bibliothekarische Metadaten zu den einzelnen Bänden werden zur Verfügung gestellt. Falls der Nutzer Glück hat, werden zudem handschriftliche Einträge erfasst und – wo möglich – eine Autorenuordnung vorgenommen. Die Aufnahme dieser Informationen in reguläre OPAC-Systeme ist durchaus systemlogisch, lassen sich doch über einen entsprechenden Suchbefehl, der die Provenienz abfragt, sämtliche zu einer spezifischen Autorenbibliothek gehörenden Bände einer Sammlung als Liste anzeigen, auch ist eine Anzeige der bibliothekarischen Metadaten der einzelnen Bände möglich, und es lassen sich zusätzliche, spezifische Informationen, möglicherweise zu Lese- und Gebrauchsspuren – so sie existieren – abrufen. Allerdings setzt dies eine Vielzahl von Operationen durch den Nutzer voraus. Um eine Einzelinformation gezielt anzusteuern, sind verschiedene Klickvorgänge nötig. Ein Überblick über eine Büchersammlung mit Lese- und Gebrauchsspuren kann so kaum gelingen. Die Informationen sind, zumindest in ihrem Zusammenhang, verloren. Die Bereitstellung von einfachen Digitalisaten, die in einem Viewer und/oder als PDF-Download angeboten werden, wie es etwa Visual-Library-Konzepte ermöglichen, hilft bei der Annäherung an Bearbeitungsphänomene auch nur bedingt. Wengleich diese beiden Präsentationsformen dem bibliothekarischen Charakter der Bücher einer Autorenbibliothek durchaus gerecht werden, gelingt es ihnen nicht, den autographischen Charakter der Bücher zu erfassen. Zugleich erweist sich die Handhabung der Bücher einer Handbibliothek nach den Standards der Edition von Autographen als unverhältnismäßig, ist das Ziel ihrer Präsentation doch eben gerade nicht allein ein edierter Text.

Eine Sammlungserschließung, die auch die kreative Darstellbarkeit von Lese- und Gebrauchsspuren berücksichtigt, wie sie bei der Präsentation von Fontanes Handbibliothek angestrebt war, kann nur dann zielführend sein, wenn sie alle drei genannten Ansätze (bibliothekarische Metadatenerfassung, Bereitstellung und Verknüpfung von und mit den Digitalisaten sowie editorische Aufbereitung und Transkription der in den Bänden auffindbaren

43 Vgl. hierzu zum Beispiel die Zusammenstellung bei Dalia Bukauskaite: Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski, Trier 2006, XXXII, Fn. 95.

Marginalien) einschließt und mit neuartigen visuellen Zugängen verknüpft, die über Listenansichten eines OPACs hinausgehen. Der Workflow, der sich daher für die Erschließung der Handbibliothek Fontanes ergab, schloss in einem ersten Schritt die Verscannung des Bestandes nach archivarischem Standards in Einzelseiten ein. Ca. 64 000 Images liegen der Visualisierung der Handbibliothek Fontanes zugrunde. Jeder Einzelband ist mit einer eigenen METS/MODS-Datei im XML-Format mit den wichtigsten bibliographischen Angaben versehen. Daran schlossen sich die Verzeichnung der Einzelbände nach bibliothekarischen Kriterien sowie eine Datenerfassung sowohl auf Seiten- wie auch auf Korpusebene und eine Beschreibung mit einem auf die Handbibliothek zugeschnittenen Beschreibungsvokabular an. Die Verwendung des Thesaurus der Provenienzbegriffe (T-Pro), eines Beschreibungssystems, das an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar entwickelt worden ist und dem Bearbeiter von Bänden einer Autorenbibliothek die möglichst genaue Beschreibung des Exemplartyps ermöglichen soll, war in vielerlei Hinsicht leitend.

So sieht das System, das mittlerweile auch von der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz redaktionell mitbetreut wird, Felder vor, mit deren Hilfe »Annotationen«, »Anstreichungen«, »Einlagen« (vier Felder, spezifiziert in »Brief«, »Fotografie«, »Lesezeichen« und »Zettel«), »durchschossenes Exemplar«, »Marginalien«, »Notizen« (auf Vor- oder Nachsatzblättern) oder handschriftliche Einträge der »Zensur« Seite für Seite komplett dokumentiert werden können.⁴⁴

Die Handbibliothek Fontanes ist nach einem ähnlichen Modell beschrieben worden, bedient sich also mitunter des etablierten Beschreibungsvokabulars, geht aber an einigen Stellen, an denen das Material es erfordert, auch darüber hinaus. Nicht einschlägig für die Erfassung der Fontane'schen Handbibliothek war die Verwendung des Beschreibungsbegriffs »Merkzeichen«, jener Zeichen, »mit denen der Vorbesitzer Textstellen markiert hat, z. B. Unter- und Anstreichung, hinweisende Hand, Chiffre«.⁴⁵ In diesem Fall gliedert sich die im Theodor-Fontane-Archiv erarbeitete Erfassungsmatrix

44 Marcel Atze: *Libri annotati. Annäherung an eine vernachlässigte Spezies: Hand- und Arbeitsexemplare*, in: Marcel Atze, Volker Kaukoreit: *Lesespuren – Spurenlese oder Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von sprechenden und stummen Annotationen*, Wien 2011, S. 11–51; hier S. 16.

45 https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe (Zugriff am 20. 1. 2020).

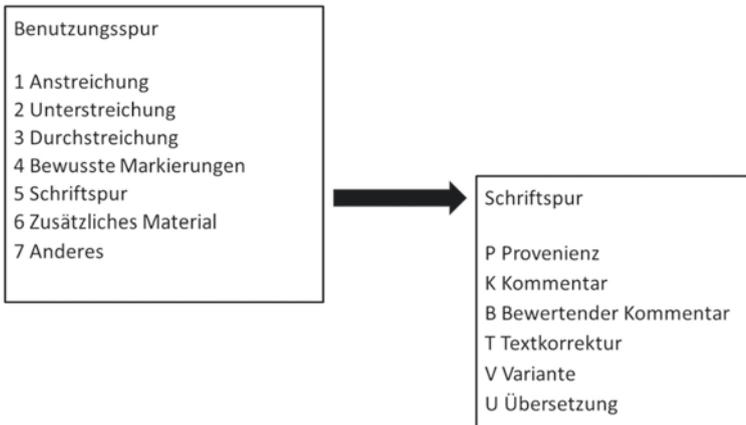


Abb.4: Ausschnitt aus der Erfassungsmatrix hinsichtlich der Verzeichnung der Schriftspuren in den Büchern von Fontanes Handbibliothek.

in folgende fünf Begriffe auf: Anstreichung, Unterstreichung, Durchstreichung, Schriftspur und Markierung und liefert damit ein detaillierteres Vokabular bzw. eine ausgefeiltere Datenerfassung. Um eine systematische Auswertung der Lese- und Gebrauchsspuren zu ermöglichen, wurde zusätzlich die Kategorie »Schriftspur« in sechs Unterkategorien gegliedert: Provenienz,⁴⁶ Kommentar,⁴⁷ bewertender Kommentar,⁴⁸ Textkorrektur,⁴⁹ Variante⁵⁰ und Übersetzung. Hierdurch gewinnt man ein breit gefächertes

46 Eine Schriftspur, die als »Provenienz« gekennzeichnet ist, definiert sich folgendermaßen: Jedes Merkmal, das auf die Provenienz hinweist, wird hier summarisch erfasst. Das betrifft Eigentumsvermerke, Schenkungsvermerke, Widmungen (handschriftliche oder individuelle gedruckte Zueignung jeder Art, z. B. auf dem Schmutztitel oder einer Einlage, oft kombiniert mit Autogramm, Initiale, Datum), Stempel, Inventarnummer, Signaturen, Exlibris etc.

47 Ein Kommentar bezeichnet jede Form von Anmerkung, Marginalie, auch Quellenangaben, Redaktionsnotizen, Verweis auf Textstellen etc.

48 Ein bewertender Kommentar beschreibt eine explizite Wertung. Jede Bewertung ist zugleich ein Kommentar. Sollte sich feststellen lassen, dass ein Kommentar explizit bewertet (z. B. »sehr gut«), wird diese Kategorie vergeben.

49 Eine Textkorrektur bezeichnet eine eindeutige Fehlerberichtigung oder Veränderungen. Bei Texten, die Theodor Fontane selbst verfasst hat, wird diese Unterkategorie nur dann vergeben, wenn ein offensichtlicher Fehler korrigiert wird.

50 Eine Variante bezeichnet Änderungen von Theodor Fontane an einem eigenen Text. Anders als bei der Textkorrektur wird hier nicht nur ein Fehler korrigiert, sondern – z. B. durch semantische Veränderungen – eine Textvariante erzeugt.

Beschreibungsrepertoire, das den unterschiedlichen, in der Handbibliothek Fontanes auftretenden Phänomenen gerecht zu werden versucht (Abb. 4).

Dass dieser Beschreibungs- und Datenerfassungsvorgang und damit auch das Vokabular verschiedenen Revisionsprozessen unterworfen war und wiederholt angepasst werden musste, war den äußerst divergenten Phänomenen, die die Bücher der Handbibliothek aufweisen, geschuldet. Eine Antizipation aller möglichen Optionen war auch mit einem detailliert durchdachten Beschreibungssystem nicht immer zu leisten.⁵¹ Auch ließ sich durch die kleinteilige Erfassung nicht jede Frage, die von Forscherseite möglicherweise zukünftig an das Material herangetragen wird, vorhersehen: Welche Möglichkeiten der Kategorisierung, Sortierung, Filterung müssen schon bei der Erfassung des Materials mitgedacht werden? Welche Informationen geben Auskunft auf welche Fragen? Beantworten die Erschließungsdaten tatsächlich auch die antizipierten Forschungsfragen? All diese während des Erschließungsprozesses aufkommenden Fragen hatten einen iterativen Erschließungsprozess zur Folge. Die damit einhergehenden Herausforderungen waren in erster Linie in der eindeutigen Erfassung aller möglichen Phänomene, gerade auch von zusammenhängenden Phänomenen, und ihrer Darstellbarkeit zu sehen. Auch die Möglichkeit einer Erweiterung des Datenbestandes durch Neuerwerbungen und Ergänzungen zur Sammlung musste berücksichtigt werden.

Schon im Rahmen der Erschließung fallen fontanetypische Eigenheiten in der Nutzung seiner überlieferten Bücher auf. Regelmäßig liest Fontane mit dem Blei- oder Rotstift in der Hand. In einzelnen Bänden finden sich auch ein Blaustift oder verschiedene Schreibmedien. Die Verwendung unterschiedlicher Schreibmedien weist innerhalb der Lesespuren auf verschiedene Schreibphasen, zeitliche Unterbrechungen der Lektüre oder des Arbeitens, spezifische Bedeutungsinhalte oder unterschiedliche Verwendungszwecke hin. Fontane bringt Anstreichungen (mitunter auch doppelte)

51 Zudem stellte sich die Frage, ob die Erfassung einzelner komplexer Zusammenhänge mit einem normierten Beschreibungssystem überhaupt immer zielführend, d. h. erkenntnisgenerierend in der Zusammenschau sein kann. In Einzelfällen entziehen sich geisteswissenschaftliche Gegenstände der Beschreibung durch Nullen und Einsen. Die Erfassungsmatrix soll in erster Linie dazu dienen, Inhalte so zu beschreiben, dass ein Zusammenhang besser verstanden und dass dieser Zusammenhang mit anderen in Verbindung gebracht werden kann, woraus sich – so die Hoffnung des einzelnen Forschers – wiederum neue Zusammenhänge erkennen lassen. Wenn das Beschreibungssystem eine eigene erklärende Anleitung braucht, ist seine Sinnhaftigkeit mitunter infrage gestellt.

am Seitenrand und Unterstreichungen im Text an, klammert ein und markiert mit Kreuzen, er nimmt Korrekturen vor und versieht eine Vielzahl der in der Handbibliothek erhaltenen Bände mit Marginalien. Bei den Marginalien kann es sich um einzelne Zeichen (ein Frage- oder Ausrufezeichen), einzelne Wörter, die Zustimmung oder Ablehnung ausdrücken können, kurze Sätze oder auch ganze Absätze handeln. Fontanes Anmerkungen stehen grundsätzlich in engem, inhaltlichem Zusammenhang mit der jeweiligen Textstelle oder dem jeweiligen Band. Mitunter finden sich weitergehende Literaturhinweise oder Quellenangaben. Widmungen werden vorzüglich mit Tinte eingeschrieben. Sie sind bei der Rekonstruktion von Erwerbungs-, Besitz- und Überlieferungsgeschichte hilfreich und werden als Schriftspuren mit dem Zusatz »Provenienz« erfasst.

Ein Phänomen, das verschiedene Schwierigkeiten im Rahmen der Erfassung barg, waren die in einigen Bänden gehäuft auftretenden Spiegelungen oder Abdrücke. Benutzt Fontane einen sehr weichen Bleistift für seine Anmerkungen, hat das zur Folge, dass sich die Benutzungsspur beim Zuklappen des Buchs auf der anderen Seite abdrückt und dadurch ganz ungewollt eine weitere – sagen wir beispielsweise – Anstreichung generiert wird. Hat der Nutzer das gesamte Buch vor sich liegen, wird es augenfällig, dass es sich um den Abdruck einer Spur von der gegenüberliegenden Seite handelt. Hat man nur das Digitalisat einer Einzelseite vorliegen, ist diese Eindeutigkeit nicht immer gegeben. Auch solche Phänomene sind im Rahmen der Erschließung berücksichtigt worden: In der Unterkategorie »Anderes« werden, neben Fingerabdrücken, Eselsohren und durchscheinenden Stempeln, folglich auch Abdrücke und Abspiegelungen von Gebrauchsspuren verzeichnet und sind, wie sämtliche erfassten Gebrauchs- und Lesespuren, in der Visualisierung der Handbibliothek Fontanes gezielt ansteuer-, anzeig-, aus- und abwählbar.

3. Visualisierung von Theodor Fontanes Handbibliothek: Prototypentwicklung und Funktion⁵²

In Kooperation mit dem Urban Complexity Lab der Fachhochschule Potsdam unter der Leitung von Prof. Dr. Marian Dörk hat das Theodor-Fontane-Archiv – ausgehend von den in den unterschiedlichen Erschließungsdurchläufen erhobenen Beschreibungs- und Metadaten sowie den Images der Handbibliothekssammlung – eine graphische Benutzerschnittstelle zur explorativen Sichtung einer Autorenbibliothek entwickelt, die Fontanes Handbibliothek – jenseits von der Überführung in klassische Onlinekataloge und Bibliothekssysteme – virtuell rekonstruiert. Ziel ist es, Lese- und Gebrauchsspuren in den Bänden offenzulegen und dabei im Rahmen eines gemeinschaftlich entwickelten Prototyps visuelle Zugänge zu eröffnen, die das Material gänzlich anders aufschlüsseln, als es bisher in Einzelrecherchen möglich war. Zum einen sollen damit die vorliegenden Datenbestände des Theodor-Fontane-Archivs Open Access publiziert werden, zum anderen werden sie im Netz erfahr-, erkund- und erforschbar. Der entwickelte Prototyp für die Visualisierung von Theodor Fontanes Handbibliothek lässt sich hier abrufen: <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/>.

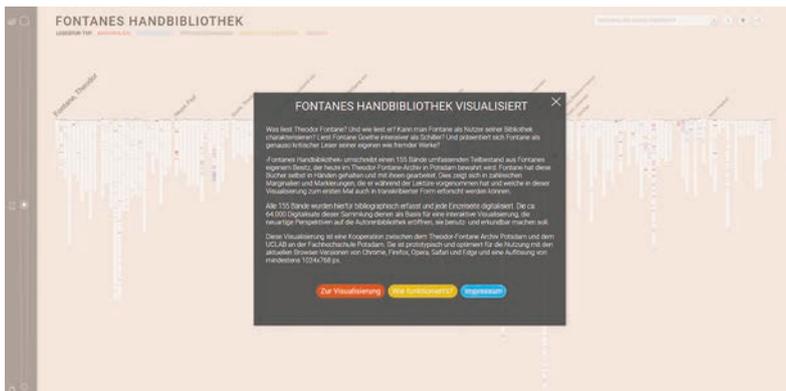


Abb. 5: Startseite des Prototyps zur Visualisierung der Lesespuren in Fontanes Handbibliothek, <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/>, © UCLAB/Theodor-Fontane-Archiv.

⁵² Vgl. zum folgenden Abschnitt auch: Anna Busch u. a.: Skalierbare Exploration. Prototypenstudie zur Visualisierung einer Autorenbibliothek am Beispiel der ›Handbibliothek Theodor Fontanes‹, in: Konferenzband zur DHd 2019 Frankfurt & Mainz – Digital Humanities: multimedial & multimodal, Frankfurt a. M. 2019. https://zenodo.org/record/2596095/preview/2019_DHd_BookOfAbstracts_web.pdf#page=205 (Zugriff am 20. 1. 2020).

Ausgangspunkt für die Exploration der Visualisierung ist die mittlere, die Buchebene, die eine Übersicht aller Bücher der Handbibliothek, geordnet nach Autoren, bietet. Jedes Buch wird durch einen vertikalen Balken dargestellt, in dem eine Seite wiederum durch ein abgegrenztes Segment repräsentiert wird, sodass sich eine Leseordnung der einzelnen Bücher von oben nach unten ergibt. Die Seitensegmente sind farblich entsprechend ihrer Lese- und Gebrauchsspuren kodiert. Während Seiten ohne Spuren weiß dargestellt werden, unterteilen sich die farbigen Lesespuren in die Kategorien: 1) Provenienzangaben (Grautöne), 2) Marginalien (Rottöne), 3) Markierungen (Blautöne), 4) zusätzliches Material (Gelb) und 5) Anderes (Rosa). Mouseover über ein Segment zeigt eine Vorschau des jeweiligen Seitenscans und den Buchtitel an.

Ablesbar sind auf der Buchebene, die einem individuellen Strichcode der Bücher ähnelt, zum einen der Umfang eines Buches (Gesamtlänge des Balkens), zum anderen auch die Verteilung der Lesespuren in ihm (Farbkodierung). Die Filterleiste über der Visualisierung dient hierbei als Legende für die Farbkodierung und bietet die Möglichkeit zur Fokussierung auf bestimmte Lesespurtypen. Die Auswahl eines Lesespurtyps löst die Entfaltung der entsprechenden Unterkategorien in der Filterleiste aus.

Mithilfe eines Suchfeldes können spezifische Textstellen, Marginalien bzw. deren Transkription, hervorgehoben werden. Durch die Selektion eines Buches werden die übrigen Bücher zusammengestaucht und eine Detailansicht des ausgewählten Buches wird entfaltet, die zusätzliche Metainformationen zum Werk bietet.

Über die Scrollfunktion des Browsers können die Granularitätsebenen der Visualisierung erreicht werden. Dem Funktionsprinzip des Semantic Zoom folgend, führt Scrollen nach oben zu einer höheren Abstraktion und nach unten zu einem höheren Detailgrad – es erlaubt also einen Wechsel zwischen den drei Ebenen. Das Scrollen ermöglicht dabei kontinuierliche, sinnhafte Übergänge zwischen den Ansichten und bietet dem Nutzer die Möglichkeit, sich in eigener Geschwindigkeit in der Visualisierung vor- und zurückzubewegen, mit dem Ziel, die Ansichtswechsel nachvollziehbarer zu gestalten (Abb. 7).

Im Gegensatz zur mittleren Buchebene sind auf der höheren Ebene alle Bücher eines Autors zusammengefasst, indem die Gesamtverteilung der Lesespuren in Form eines Flächendiagramms dargestellt wird. Hierdurch ist ein Vergleich von Fontanes Lesespuren, verteilt über die Werke unterschiedlicher Autoren, möglich, aber es lassen sich durch die höhere Abstraktion auch umfassende Muster nachvollziehen. Auf einen Blick lassen sich bei-



Abb. 7: Autorebene (Screenshot des Prototyps), alle Filterkategorien sind entfaltet, <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/>, © UCLAB/Theodor-Fontane-Archiv.

spielsweise die Provenienzangaben in grau erkennen, die sich regelmäßig auf den ersten Seiten der Bücher finden. Navigiert man von der mittleren Buchebene in die andere Richtung auf die untere Ebene, wird die Visualisierung ins Detail entfaltet, sodass für einen bestimmten Autor einzelne Seiten gezielt ausgewählt werden können und Marginalien detailliert auch in der Transkription sichtbar werden.



Abb. 8: Seitenebene mit hervorgehobenen Marginalien und Mouseover über ein Element, (Screenshot des Prototyps), <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/>, © UCLAB/Theodor-Fontane-Archiv.

Alle drei Ebenen lassen sich nach den Erschließungskategorien facetten. Die Auswahl eines Lesespurtyps löst die Entfaltung der entsprechenden Unterkategorien in der Filterleiste aus. Der Nutzer kann so ganz gezielt nach einem bestimmten Phänomen (z. B. nach Marginalien, Provenienzanlagen, Bewertungen, Anstreichungen, Übersetzungen, Kommentaren etc.) über alle Bände hinweg suchen.

Im zweiten Modus, dem dunkel hinterlegten Ähnlichkeitsvergleich, werden Bücher oder Autoren anhand des Vorkommens von Lesespuren (basierend auf multidimensionaler Skalierung) angeordnet und können so verglichen werden (Abb. 9). In der Visualisierung lässt sich durch Scrolling bzw. mithilfe der Navigationsleiste zwischen beiden Ebenen nahtlos navigieren und in die Ansichten hineinzoomen. Bücher oder Autoren mit ähnlichen Schriftspuren (Anzahl und Kategorien) liegen hier nahe beieinander, was dazu führt, dass außergewöhnliche Bücher eher am äußeren Rand positioniert werden und solche mit eher durchschnittlichen Lesespuren sich in der Mitte anordnen.

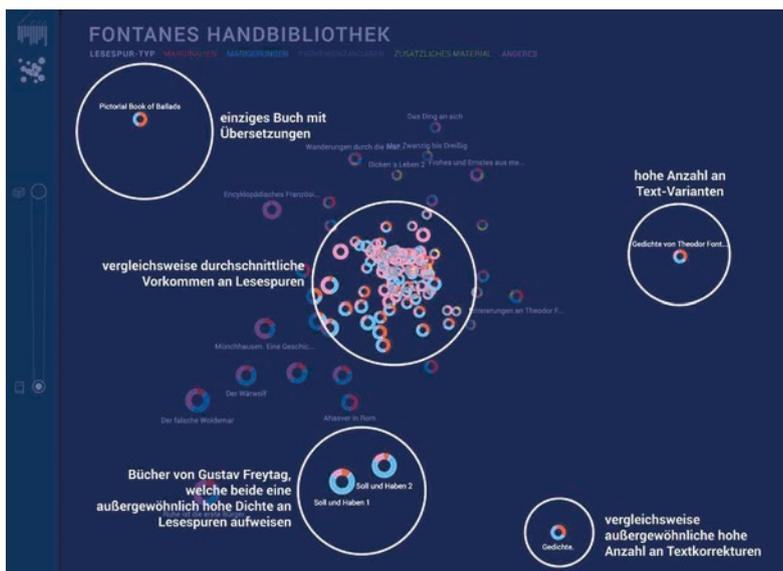


Abb. 9: Ähnlichkeitsanalyse (Screenshot des Prototyps), <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/>, © UCLAB/Theodor-Fontane-Archiv.

Auf der Ebene der Bücher werden Anzahl und Arten der Lesespuren zwischen allen Büchern verglichen und die Bücher entsprechend ihrer Ähnlichkeiten zueinander auf der Fläche angeordnet, wodurch Bücher mit

ähnlichen Lesespuren in der Nähe zueinander positioniert werden. Ein Klick auf ein Buch hebt alle Bücher der gleichen Person hervor und markiert den durchschnittlichen Wert aller Bücher durch ein Netzwerk. Weiterhin öffnet der Klick eine Leiste mit zusätzlichen Detailinformationen für das ausgewählte Buch inklusive aller Marginalien. Ein Klick auf eine Marginalien-Transkription in der Detail-Leiste öffnet die zugehörige Detailansicht der Seite, auf der die Marginalie vorkommt.

Auf der Ebene der Autoren wird das durchschnittliche Vorkommen von Lesespuren in allen Büchern der Autoren in einer ähnlichkeitsbasierten Ansicht angeordnet, sodass Autoren mit ähnlichen Mengen und Arten von Lesespuren nahe beieinander positioniert sind.

Ein Klick auf einen Autor öffnet eine Detailansicht, welche einen Überblick über die vorkommenden Lesespuren gibt, die Cover aller Bücher der ausgewählten Autoren und eine Kurzbiographie zeigt.

Alle Selektionen, Filterungen und die ausgewählte Granularitätsebene werden zudem in der URL kodiert, wodurch sowohl die Nutzung der Verlauffunktionen des Browsers als auch das Speichern unter Favoriten oder das Teilen und Referenzieren von Ansichten per Link möglich wird.

Die Dokumentation des Vorgehens, der Erschließungsentscheidungen und der Funktionen des Prototyps erfolgt auf dreifachem Weg. Zu Beginn erhält der Nutzer durch einen der Visualisierung auf der Webseite vorgeschalteten Einführungstext grundlegende Informationen zum Projekt. An dieser Stelle finden sich auch Video-Tutorials, die die Nutzung des Prototyps erklären. Über das Glühbirnensymbol lassen sich zudem unterschiedliche Tipps zur Bedienung der Visualisierung anzeigen. Die Webseite des Theodor-Fontane-Archivs begleitet die Visualisierung darüber hinaus mit Erklärungen zu Bedienbarkeit und einzelnen Beispielen aus der Sammlung.⁵³

4. Auswertungsbeispiele

Die Visualisierung der Fontane'schen Handbibliothek ermöglicht verschiedene Perspektiven auf die Sammlung. Die Entscheidung darüber, welche Ansicht und damit auch welche inhaltlichen Zusammenhänge sich der Nutzer ausgeben bzw. anhand seiner Facettierungen generieren lässt, liegt allein in seiner Hand. Nähert man sich über die Übersichts-/Autorenebene,

⁵³ Vgl. Fontanes Handbibliothek: <https://www.fontanearchiv.de/forschung/fontanes-handbibliothek/> (Zugriff am 20. 1. 2020).

in der die Gesamtverteilung aller Lesespuren über ein Flächendiagramm erfolgt, dann wird augenfällig, dass es einige Autoren gibt, in deren Büchern sich besonders viele Lese- und Gebrauchsspuren finden. Dazu gehören neben den Büchern Hans Hopfens, Robert Hamerlings, Ludwig Pietschs und Karl Sachs' in erster Linie die Bücher Willibald Alexis' und Gustav Freytags, die in dieser Autorenansicht die meisten Lese- und Gebrauchsspuren aufweisen.⁵⁴ Von Willibald Alexis finden sich fünf Bände in der Fontane'schen Handbibliothek, von Gustav Freytag zwei Bände des eigentlich dreibändigen Werks *Soll und Haben*. Zu den Büchern beider Autoren hat Fontane Rezensionen oder Besprechungen verfasst und sie dafür besonders intensiv gelesen bzw. umfangreicher kommentiert.⁵⁵ Deutlich wird das, wenn man in der Autorenansicht nach der Unterkategorie »Bewertungen« innerhalb der »Marginalien« facettiert: Einige Bände, die Fontane zur Abfassung von Essays und Rezensionen herangezogen hat, weisen vergleichsweise viele Bewertungen aus Fontanes Feder auf. Das gilt neben den Bänden von Alexis und Freytag auch für eines der Bücher von Robert Hamerling, *Ahasver in Rom*, das der Verlag Richter mit einem runden Hausstempel auf dem Titel versehen zur Besprechung an Fontane übersendet: »Zur Gefällig: Recension JR Hamburg.«⁵⁶ Hier hat Fontane also bereits in Hinsicht auf die zu verfassenden Besprechungen gelesen und sich ein Urteil zum Text gebildet, das der Nutzer der Visualisierung anhand der Transkriptionen der Marginalien und anhand der Images auf der Einzelphänomenebene im Detail nachvollziehen kann.⁵⁷

54 Die Visualisierung ist auf der Autorenebene differenziert und auf die farbliche Kodierung hin zu analysieren. Dass Karl Sachs' zweibändiges Encyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch besonders viele Benutzungsspuren aufweist, ist nicht der Tatsache geschuldet, dass Fontane hier umfangreich annotiert oder markiert hätte, sondern dass sich zahlreiche Benutzungsspuren finden, die unter der Rubrik »Anderes« firmieren und in diesem speziellen Fall auf viele Eselsohren verweisen.

55 Fontane rezensierte den Roman *Soll und Haben* im Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes am 26. Juli 1855. Zu den Werken Alexis' verfasste er einen eigenen Essay, der unter dem Titel *Willibald Alexis* im Band *Literarische Essays und Studien* 1872 veröffentlicht wurde.

56 Robert Hamerling: *Ahasver in Rom*. Eine Dichtung in sechs Gesängen, mit e. Epilog an d. Kritiker, 6. Aufl., Hamburg 1870, Vorsatz: <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/#modus=distribution?level=3000?filter=anderes?auswahl=Q38> (Zugriff am 20. 4. 2020).

57 Laut Wolfgang Rasch gibt es weitere Bände, die zu Fontanes Handbibliothek zu zählen sind und die demselben Bearbeitungsmuster unterliegen: Alfred Friedmanns *Gedichte* aus dem Jahr 1882 und Herman Grimms *Goethe. Vorlesungen, gehalten an der königlichen Universität zu Berlin* von 1877. In Friedmanns Gedichten finden sich ebenfalls zahlrei-

Ein Gegenbeispiel bilden die *Novellen* von Paul Heyse, die sich zwar in Fontanes Handbibliothek und damit auch in der Visualisierung finden und die er am 11. Januar 1855 im *Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes* rezensiert, die aber nur eine einzige Markierung einer Stelle, die angekreuzt und eingeklammert ist, aufweisen: »Wenn Ihr ein Mädchen braucht – Ihr findet ihrer am Corso für Geld und gute Worte. Umsonst und mit bösen ist keine zu haben.«⁵⁸ Auch wenn diese Markierung natürlich nicht eindeutig Fontane zuzuschreiben ist – es handelt sich ja schließlich nur um ein Kreuz und eine Klammer – und diese Textstelle nicht wortwörtlich Eingang in Fontanes Rezension gefunden hat, so hat sie doch wohl den Ton der Rezension geprägt, wenn Fontane unter anderem von der »meisterhaft durchgeführten Scene in einer römischen Osteria« schreibt, die geschickt »Empfindungen wieder auf den richtigen Pfad« führt.⁵⁹

Auch die *Gedichte* Bernhard von Lepels, die Fontane am 29. November 1865 im *Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg* besprach, weisen keine Bewertungen von Fontanes Hand auf. Stattdessen finden sich vereinzelte Textkorrekturen, die vom Verfasser Bernhard von Lepel, der Fontanes guter Freund war, selbst stammen. Es handelt sich bei diesem Band also um das Autorenexemplar Lepels, das er Fontane mit einer Widmung »An meinen alten lieben Freund Th. Fontane Berlin 2. 11. 65. B. v. Lepel« übergab und mit einer handschriftlichen Ergänzung versah: »Nie mit sich selbst kommt in's Gedräng' Wer mild als Freund, – als Richter streng'.«⁶⁰ Eine Rezension der *Gedichte* durch Fontane war also wohl zu diesem Zeitpunkt bereits von den Freunden abgesprochen.

Besonders aufschlussreich ist zudem die Existenz des Romans *Zum Zeitvertreib* von Friedrich Spielhagen in der Fontane'schen Handbibliothek. Das

che Marginalien und Anstreichungen Fontanes, die Fontane für die Besprechung der *Gedichte* in der *Vossischen Zeitung* am 13. 6. 1882 verwendete. Dieser Band befindet sich nicht im Bestand des Theodor-Fontane-Archivs und ist daher nicht Teil der Visualisierung. Er befindet sich vermutlich in Privatbesitz. Die zweibändigen Goethe-Vorlesungen von Herman Grimm werden im Theodor-Fontane-Archiv seit 1945 vermisst. In beiden Bänden finden sich Anstreichungen und Marginalien Fontanes. Fontane besprach das Werk kurz nach seinem Erscheinen in der *Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung* am 17. und 24. 12. 1876. Vgl. Rasch (Anm. 2), S. 128.

58 Paul Heyse: *Novellen*, Berlin 1855, S. 211: <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/#modus=distribution?level=9648?filter=markierungen?auswahl=Q43> (Zugriff am 20. 4. 2020).

59 [Theodor Fontane]: *Novellen von Paul Heyse*, in: *Deutsches Kunstblatt. Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes*, 11. 1. 1855, Nr. 1, S. 3–4; hier S. 4.

60 Bernhard von Lepel: *Gedichte*, Berlin 1866, Vorsatz: <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/#modus=distribution?level=3000?filter=null?auswahl=Q54> (Zugriff am 20. 4. 2020).

Buch hatte Spielhagen noch vor dem regulären Erscheinen des Werkes an Fontane geschickt und mit einer Widmung versehen. Es handelt sich dabei um einen besonders bemerkenswerten Band, da Spielhagen in diesem Roman denselben Stoff – die Affäre Ardenne – behandelt, wie er Fontanes *Effi Briest* zugrunde liegt und sich beide Autoren brieflich darüber ausgetauscht haben. Das Titelblatt fehlt und ist durch ein graugrünes Blatt ersetzt worden, auf dem handschriftlich Titel und Verfasser angegeben sind. Darunter findet sich Spielhagens Widmung: »Herrn Dr. Theodor Fontane in herzlicher Verehrung der Verfasser. Charlottenburg 22. V. 96.«⁶¹ Der Band gehörte nicht zum Altbestand des Theodor-Fontane-Archivs, wie man der Visualisierung nach Filterung nach Provenienzangaben entnehmen kann. Tatsächlich ist der Band 1962 antiquarisch für 40 Mark durch das Theodor-Fontane-Archiv erworben worden.

Die Möglichkeit, in der Visualisierung alle Provenienzmerkmale direkt anzuzeigen und in ihrer Gesamtheit anzeigen zu können, erlaubt dem Nutzer, Provenienzketten zu erstellen und Zuordnungen vorzunehmen, die die Sammlung in ihrem Entstehen abbildet. Die Rekonstruktion von Provenienzketten, die neben Institutionengeschichte im Fall des Theodor-Fontane-Archivs auch politische Geschichte, bzw. deutsch-deutsche Geschichte lebendig machen, trägt dazu bei, die kaleidoskopartige Geschichte eines Archivbestandes nachzuzeichnen und Sammlungs- und Erwerbungs Vorgänge abzubilden. Befindet man sich in der Visualisierung auf der obersten Ebene, der Autorenebene, und filtert allein nach Provenienzangaben (in grau), fällt ins Auge, dass sich diese in aller Regel auf den ersten Seiten der Bücher finden lassen und in der Visualisierung eine sehr gleichmäßige Verteilung aufweisen. Weicht die Ansicht von diesem Muster ab und weist Provenienzangaben etwa in der Buchmitte oder am Ende des Buches auf, dann kann geschlussfolgert werden, dass die Bücher einen »Umweg« in den Theodor-Fontane-Archiv-Bestand genommen haben und nicht aus den ersten Erwerbungs Vorgängen stammen oder sich zwischenzeitlich in anderen Sammlungszusammenhängen befunden haben. Ein Teil der Bände der Handbibliothek ist nach dem Krieg versehentlich im allgemeinen Bestand der Potsdamer Landes- und Hochschulbibliothek verblieben und erst nachträglich wieder ans Theodor-Fontane-Archiv zurückgelangt.

Ein interessanter Vergleich ergibt sich auch aus der Gegenüberstellung der Lese- und Gebrauchsspuren der sämtlichen Werke Goethes und der

61 Friedrich Spielhagen: *Zum Zeitvertreib*, Leipzig 1897, Titelblatt: <https://uclab.fh-potsdam.de/ff/#modus=distribution?level=2550?filter=null?auswahl=Q94> (Zugriff am 20. 4. 2020).

sämtlichen Werke Schillers, die sich (jeweils nicht ganz vollständig) im Bestand der Handbibliothek Fontanes befinden. In der übergeordneten Autorenansicht lässt sich erkennen, dass sowohl Goethes als auch Schillers Werke Lese- und Gebrauchsspuren aufweisen. Vergegenwärtigt man sich die absoluten Zahlen der Spuren, wie sie aus der Visualisierung auf der Buchebene ablesbar werden, wird deutlich, dass sich sowohl die Marginalien (Goethe: 79, Schiller: 87) als auch die Markierungen (Goethe: 205, Schiller: 225) ungefähr die Waage halten. Ein anderes Bild ergibt sich, wenn man die Spuren nach den Verfassern differenziert. Auf der untersten, der Seitenebene lässt sich der jeweilige Verfasser der Marginalien beim Mouseover über die Punkte, die den jeweiligen Transkriptionen voranstehen, identifizieren. Hier wird deutlich, dass Schillers Werke in erster Linie von den Kindern Fontanes (vor allem George Fontane) wohl für die Schullektüre herangezogen und mit Marginalien und Markierungen versehen wurden. Die Kinder sind es, die Begriffserklärungen und Interpretationen an den Rand schreiben und Anstreichungen vornehmen. In Goethes Werken stammen die Marginalien dagegen in erster Linie von Fontane selbst.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Versteht man eine Autorenbibliothek als Spurenläger eines materialisierten Ideenfindungs- und Schreibprozesses, erkennt man in den Büchern und ihrer bibliothekarischen Zusammenstellung Wissensarchive und -ordnungen, dann kann die digitale Aufbereitung, die bisher nicht erkennbare Bezüge, Sichtachsen und Zugänge herstellt, neue Formen der Kontextualisierung von Informationsressourcen und deren literaturwissenschaftlicher Erforschung anregen: In Widmungsexemplaren, Büchergeschenken und Sonderdrucken manifestieren sich soziale Netze und literarische Allianzen. Gebrauchsspuren (Eselsohren, Markierungen, Fingerabdrücke etc.) und handschriftliche Anmerkungen in den Büchern werden im philologischen Zugriff zu Zeugnissen von Arbeits-, Produktions-, Kritik- und Revisionsprozessen: Marginalien, An- und Unterstreichungen, Verweise, Einlagen und Eingeklebtes verwischen die Grenze zwischen Bibliothek und Archiv, zwischen Sammlung, Materialfundus und Schriftstellerwerkstatt.⁶² Gerade in der Analyse von Schreibprozessen, wie sie sich im direkten Zugriff

62 Vgl. hierzu: Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, Göttingen 2018.

auf Digitalisate und Transkriptionen von handschriftlichen Einträgen in Kombination mit einer standardisierten Metadatenauszeichnung in der Visualisierung dieser digitalen Bibliothek nachzeichnen lassen, kann der Materialität des Lesens und dem Anfang des Schreibens nachgespürt werden. Der Forschung steht mit dem Visualisierungsprototyp der Handbibliothek Fontanes eine bisher schwer zugängliche Sammlung samt ihrer Erfassungs- und Datenbasis zur Verfügung, die neue Fragestellungen sowohl zum Werk Fontanes, zu seinem Lese- und Schreibverhalten, seinem intellektuellen Horizont, zu kulturgeschichtlichen Fragen von Lese- und Produktionsprozessen aber auch zum Umgang mit Autorenbibliotheken und ihrer Auswertbarkeit im Allgemeinen möglich macht.

Anhand der im Projekt *Fontanes Handbibliothek visualisiert* erarbeiteten visuellen Filter können Untermengen identifiziert sowie Kategorien gebildet werden, die Mustererkennungen in der Sammlung ermöglichen. Nutzer sollen in die Lage versetzt werden, Begriffs- und Themenräume innerhalb dezidierteter Kategorien und über deren Grenzen hinweg zu erfassen. Durch die Integration von Suchfunktionen, Skalierung und ihre Sichtbarmachung in Interfaces und durch attraktive Einstiege in einen Bestand werden weitergehende Explorationsmöglichkeiten eröffnet.

Die Entdeckung neuer Forschungsfragen während des Prototypingprozesses und die damit einhergehende Nachjustierung in der Erschließung beleuchtet die Wechselwirkungen zwischen visueller Forschung, Metadatenmanagement und Philologie.

Die Visualisierung der Handbibliothek Fontanes stellt darüber hinaus eine Ergänzung zum bereits erarbeiteten digitalen Angebot des Theodor-Fontane-Archivs dar. Neben der digitalen Handschriftensammlung,⁶³ der Fontane-Bibliographie online⁶⁴ und der Onlinepublikation der Fontane Blätter⁶⁵ ist sie die vierte Säule der Präsentation der Kernbereiche des Theodor-Fontane-Archivs im Netz.

Die im Fontane-Jahr 2019 erfolgte wissenschaftliche Schwerpunktsetzung von Fontane als Medienarbeiter,⁶⁶ die auch seine Medienpraktiken

63 Vgl. Digitale Handschriftensammlung: <https://www.fontanearchiv.de/fontane-handschriften/> (Zugriff am 20. 1. 2020).

64 Vgl. Fontane Bibliographie: <https://www.fontanearchiv.de/fontane-bibliographie/> (Zugriff am 20. 1. 2020).

65 Vgl. Fontane Blätter: <https://www.fontanearchiv.de/fontane-blaetter/> (Zugriff am 20. 1. 2020).

66 Vgl. das Kongress-Programm zum »Internationalen Kongress ›Fontanes Medien (1819–2019)«: <https://www.uni-potsdam.de/fontanekongress.html> (Zugriff am 20. 1. 2020).

des Exzerpierens, Notierens, Annotierens, Kompilierens, Redigierens und Korrespondierens in den Blick nimmt, erfolgt durch die Visualisierung der Handbibliothek auf zweifache Weise: Zum einen kann diesen medialen Phänomenen im Zeit- und Lebenszusammenhang Fontanes nachgespürt werden, zum anderen wird durch die digitale Transformation, also gleichsam durch den digitalen Blick auf das historische Material, eine Fragestellung evoziert, die auch eine Reflexion über die Funktionen des kulturellen Gedächtnisses im digitalen Zeitalter notwendig macht. Daran schließt sich auch die Standortbestimmung einer Institution wie die des Theodor-Fontane-Archivs unter veränderten (digitalen) Vorzeichen an: Die neuen digitalen Instrumente verändern eben nicht nur die Fragestellungen, sondern auch die Annäherung an die Gegenstände und das ihnen entgegengebrachte Verständnis. Im konkreten Fall der Visualisierung der Handbibliothek Fontanes wird der Blick des Nutzers auf die Sammlung durch die visuelle Modellierung geformt und gelenkt: So wie sich die Handbibliothek hier den Nutzern zeigt, hat Fontane seine Bibliothek selbst nie gesehen. Vielmehr ist der hier präsentierte Ausschnitt mit all seinen facettenartigen Zugängen eine Repräsentation unseres heutigen Blickes auf diese spezielle Sammlung, wie sie zurzeit im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam aufbewahrt wird. Die Sammlung, die eine ihr eigene Geschichte aufweist, die durch Verluste, Schenkungen und Erwerbungen geprägt ist, ist daher als Konstrukt zu verstehen, das erst durch unseren Blick auf die Sammlung und durch die Visualisierung generiert wird. Die Handbibliothek präsentiert sich als dynamischer Wissensspeicher, in dem sich überlagernde Ordnungssysteme zeigen. Die Visualisierung eröffnet vielfach andere Sichten auf das Material, als es eine herkömmliche Bücheraufstellung in einem Archiv könnte. Sie legt Phänomene offen, die sonst nur durch akribische Arbeit und Einzelvergleiche erkennbar wären, wie sie bei einer solch schutzwürdigen Sammlung nicht immer möglich sind. Zudem gewährt sie eine Gesamtschau auf die erschlossenen Lese- und Gebrauchsphänomene, die Fontane als genauen, mitunter ironischen mit abgewogenem Urteil sezierenden Leser und Arbeiter zeigen. Oder – um es mit Fontane selbst zu sagen –: »[...] lesen ist nur ein Vergnügen, wenn man ganz frisch ist und jede Schönheit und jede Dummheit gleich voll genießen kann; [...].«⁶⁷

67 Brief von Theodor Fontane an Martha Fontane, Kissingen, 19.6.1890, in: Regina Dieterle: Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetzwerk. Berlin, New York 2002. S. 379–380; hier S. 380.

Birgit Dahlke

Christa Wolf auf den Spuren des Exilanten Thomas Mann

In ihrem letzten Roman *Stadt der Engel* (2010) und in einer der letzten öffentlichen Reden kommt Christa Wolf auf die Geschichte ihrer über sechs Jahrzehnte reichenden Thomas-Mann-Lektüren zu sprechen. Aus drei überfüllten Regalfächern der Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolfs wähle ich zwei Lesespuren aus. Beide beziehen sich auf eine Re-Lektüre von besonderer Intensität. Am Ort ihrer Entstehung in Kalifornien las die 71-Jährige 1992/93 erneut *Doktor Faustus* sowie die zeitgleich zu dessen Entstehung (zwischen Mai 1943 und Januar 1947) verfassten Tagebücher. Welche ihrer Ausgaben nahm sie mit über den Atlantik? Was überrascht an ihren Anstreichungen?

1 Thomas Mann in der Bibliothek der Wolfs. Standorte

Die 330 Büchermeter umfassende Privatbibliothek von Christa und Gerhard Wolf hat den Charakter einer dynamischen Arbeitsbibliothek. Sie weist ein unverwechselbares intellektuelles Profil auf und bildet eine über sechs Jahrzehnte andauernde Arbeits- und Lebensbeziehung ab, deren zentraler Ort Berlin war. Die Sammlung folgt erkennbar nicht Kriterien der Repräsentanz oder Vollständigkeit. Früheste Buchanschaffungen stammen von 1945, ererbte Bände sind selten. Der alphabetischen Ordnung nach Autor_innen-Namen stehen Sortierungen nach Nationalliteraturen, kulturgeschichtlichen Zeiträumen, wissenschaftlichen Disziplinen und Sachgebieten, nach Themengruppen und Textgattungen, nach literarischen Projekten, mitunter auch nach dem Geschlecht der Autorin zur Seite, auch Formate durchkreuzen die Systematik der Aufstellung. Die Mehrheit der Bücher weist Benutzungsspuren auf, die Auswahl der jeweiligen Editionen folgte offensichtlich vorrangig pragmatischen Gesichtspunkten. Die Regalfächer sind überfüllt, vieles steht zweireihig, mitunter liegen oben über der Bücherreihe kreuz und quer noch weitere zum thematischen Zusammenhang passende Bände. Aus vielen Buchexemplaren lugen Zeitungsausschnitte oder andere Einleger hervor, oft wurde Sekundärliteratur zwischen die Ausgaben gequetscht, auf die sie sich bezieht. In den sechs Jahrzehnten ist die Bibliothek der beiden studierten Germanisten längst aus den jeweiligen Arbeitszimmern auch auf

Ablagetische und Kommoden, in die Veranda, das extra angemietete Souterrain und in mehrere Räume des Mecklenburger Sommerhauses vorgebracht.

Ins Auge fallen Regalfächer im letzten Pankower Arbeitszimmer Christa Wolfs, die Thomas Manns Werk den Büchern Heinrich, Golo, Erika und Klaus Manns zuordnen. Die Ordnungsfunktion des Autornamens für die bibliothekarische Praxis ist ersichtlich. Sagt jedoch der Ort etwas darüber aus, wer von beiden Ehepartnern mehr Thomas Mann las? Zumindest ist dieser Teilbestand nach dem letzten Umzug 1988 in Christa Wolfs Arbeitszimmer eingeräumt worden. In meinen Video-Interviews zur Geschichte der Bibliothek führt Gerhard Wolf beispielhaft vor Augen, wie persönliche Vorlieben, Arbeitsschwerpunkte und Buchprojekte jenseits der ursprünglich etablierten alphabetischen Systematik die Aufstellungsordnung prägen: Anna Seghers, Max Frisch, Elias und Veza Canetti, Heinrich Böll, Sigmund Freud, Ingeborg Bachmann stehen im Arbeitszimmer Christa Wolfs, die fünf unterschiedlichen Hölderlin-Ausgaben, Johannes Bobrowski und eine umfangreiche Sammlung deutscher und internationaler Lyrik finden sich im Arbeitszimmer Gerhard Wolfs. Es entstehen überraschende Buchnachbarschaften: Brigitte Burmeisters Debütroman beim Verlag der Nation 1987 grenzt an 1948 im Verlag Volk und Welt publizierte Erzählungen von Eduard Claudius, und eine 1988er Suhrkamp-Taschenbuch-Ausgabe von Helmuth Plessners *Die verspätete Nation* steht neben der im Buchverlag Der Morgen erschienenen Porträtsammlung *Guten Morgen, du Schöne* mit einer Widmung Maxie Wanders vom August 1977. Unter den vielen Bücher-Standorten hebt Gerhard Wolf ausdrücklich die beiden Arbeitszimmer hervor. Die räumliche Nähe zum eigenen Schreibtisch bezeichnet er als Ausdruck größter Wertschätzung. Dass die (nach bisheriger Zählung 64) Bände von und über Anna Seghers, darunter mehrere Erstausgaben und Widmungsexemplare, ihren Platz innerhalb der Regalwand direkt rechts neben Christa Wolfs Arbeitsplatz fanden, sei nur folgerichtig. Der gesammelte Thomas Mann steht in einem Regalteil im Rücken der Schreibenden – nahe, aber nicht zu nahe, maßstababbildend, aber nicht einschüchternd.

Die bibliographisch korrekte Erfassung sämtlicher Thomas-Mann-Ausgaben im Buchbestand der Wolfs steht aus, befindet sich der Hauptteil der umfassenden Privatbibliothek doch auch nach der offiziellen Schenkung an die Berliner Humboldt-Universität im September 2015 und Gründung der Arbeits- und Forschungsstelle Privatbibliothek Wolf im April 2016 noch in

der Pankower Wohnung des inzwischen über 90-jährigen Gerhard Wolf.¹ Die Kenntnis des Gesamtbestands dieser Autor_innen- und Gelehrtenbibliothek wird der Forschung zukünftig ermöglichen, Einblicke in eine historisch-konkrete Wissens-Praxis zu gewinnen. Mit Nikolaus Wegmann und Dirk Werle lässt sich die Wolf-Bibliothek als »Inbegriff eines Verständnisses von Literatur als einem Netzwerk von Verweisen«² auffassen und untersuchen.

Erste Überblicks-Recherchen zeigen, dass ab 1950 stetig neue Thomas-Mann-Ausgaben und Einzelbände hinzukamen, meist privat gekauft. Da Christa Wolf vier Jahrzehnte lang unter Bedingungen des *geteilten* Deutschlands las und schrieb, ihr der Zugang zu westlichen Publikationen jedoch auch nach 1961 möglich war, finden sich ost- und westdeutsche Ausgaben. Insbesondere Briefe und Tagebücher Thomas Manns gibt es mehrfach.

Ein Exemplar der Tagebücher Thomas Manns in der 1986 im S. Fischer Verlag erschienenen Ausgabe mit Widmung der Herausgeberin Inge Jens dokumentiert die Bedeutung, aber auch eine überraschende Selbstverständlichkeit des deutsch-deutschen kulturellen Grenzverkehrs. Das Privileg des Zugangs zu westlichen Publikationen (literarischer und außer-literarischer Art) gehörte für Christa Wolf, wie mehrfach öffentlich betont, zu den für sie geradezu lebensnotwendigen Voraussetzungen, um in der DDR zu leben und zu arbeiten, nach dem Rückzug aus sämtlichen kulturpolitischen Institutionen zu Beginn der 1970er Jahre erst recht. Den eigenen Horizont stetig erweitern zu können und die geistige Welt nicht auf das Maß engstirniger Funktionäre und ideologischer Konjunkturen stützen zu lassen, sah sie als Grundlage ihrer literarischen Produktivität an. Wie die Sondergenehmigung zur Einfuhr von Literatur aus dem Westen ab 1974 genau zustande kam und warum sie auch in Zeiten der Restriktionen gegen Wolf aufrechterhalten blieb, darüber lässt sich bislang nur mutmaßen. Offensichtlich gab es immer wieder Bestrebungen, Wolf im Land zu halten. Nachdem sie über Honorare im westdeutschen Luchterhand Verlag verfügte, nutzte sie

1 Zur Geschichte der Arbeits- und Forschungsstelle Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolf an der Humboldt Universität Berlin vgl. die Webseite: <https://hu.berlin/arbeitsstelle-cgw> sowie <https://www.sammlungen.hu-berlin.de/sammlungen/privatbibliothek-christa-und-gerhard-wolf/> (Zugriff am 8. 9. 2020).

2 Dirk Werle: Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen 2018, S. 23–34; hier S. 25. S. a. Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln, Weimar, Wien 2000.

auch diese zur Beschaffung von Büchern und Zeitschriften. In ihrer Prosa und Essayistik zitiert sie scheinbar beiläufig jeweils aktuelle westdeutsche, amerikanische, englische oder französische Quellen. Nicht wenige DDR-Leser_innen trafen über solche Verweise vermittelt erstmals auf westliche feministische Denkansätze, auf theoretische Grundlagen der unabhängigen Friedensbewegung und Wissenschaftskritik oder auf moderne Denkansätze der Psychoanalyse und Psychosomatik.

Inge Jens hatte von 1986 bis 1995 die Tagebücher Thomas Manns in der Nachfolge von Peter de Mendelssohn im S. Fischer Verlag herausgegeben. Die persönliche Begegnung zwischen Christa und Gerhard Wolf und Inge und Walter Jens (sie kannten sich seit 1976) führte ganz offensichtlich von Beginn an zu Fragen nach den jeweiligen Arbeitsprojekten. Dem Interesse an der Person folgte überraschend schnell die Lektüre. Christa Wolfs Lesebiographie ist weniger das Spiegelbild eines bürgerlichen Bildungstrebens oder kulturpolitisch bzw. ästhetisch bestimmten Kanons, als vielmehr Ausdruck und Anlass kontinuierlichen Austauschs über das eigene Menschen- und Weltbild. Eine Paar-Bibliothek lässt die Rekonstruktion der jeweiligen Lektüregeschichte der Partner_innen naturgemäß zur Spekulation werden, nur in eingeschränktem Maße sind Herkunft eines Exemplars und Gebrauchsspuren Christa oder Gerhard Wolf zuzuordnen. Begleitquellen wie Briefe, Reden oder Vorträge verführen ebenso zu vorschnellen Urteilen wie das Kontext-Wissen um realisierte Arbeitsvorhaben. Sollten die 15.000 heute der Forschung noch nicht zugänglichen Briefe und Tagebücher Christa Wolfs einmal herangezogen werden können, so wird dies das Ungleichgewicht zwischen dokumentierten Aussagen beider Wolfs über ihre Lesewege und Lektürepraxen noch vertiefen. Vom Lektor, Herausgeber, Essayisten und Verleger Gerhard Wolf liegt kein Briefwerk vor, das in Charakter und Umfang dem seiner Frau vergleichbar wäre. Christa Wolfs zeithistorisch überaus wertvolle persönliche Chronik *Ein Tag im Jahr*, welche von 1960 an über fünf Jahrzehnte Tageseinträge zum 27. September versammelt,³ und die spektakuläre Briefausgabe *Man steht sehr bequem zwischen allen Fronten* von 2016 lassen erkennen, welchen Raum das gegenseitige Vorlesen und das Gespräch über Lektüren im Alltag der Wolfs einnahmen.

Dadurch, dass die Humboldt-Universität mit den Privatbibliotheken Heiner Müllers und Christa und Gerhard Wolfs gleich zwei Sammlungen bedeu-

3 Christa Wolf: *Ein Tag im Jahr. 1960–2000*, München 2003; Christa Wolf: *Ein Tag im Jahr im neuen Jahrhundert. 2001–2011*, Berlin 2013.

tender Autor_innen aus der DDR besitzt, die noch dazu in räumlicher Nähe zueinander aufgestellt sind bzw. werden, ergibt sich die Möglichkeit neuartiger vergleichender Studien. Bezieht man Teilbestände und bibliographische Verzeichnisse weiterer DDR-Nachlassbibliotheken ein, so lässt sich nach gemeinsamen Elementen suchen. Ähneln sich Privatbibliotheken von DDR-Intellektuellen? Geben sie Aufschluss über Institutionalisierungsformen kollektiven Gedächtnisses in einer geschlossenen Gesellschaft? Führt die vergleichende Synopse zu einer Art »sozialistischen Privatbibliothek«? Findet man einen weltliterarischen Kanon an Werken und Autor_innen? Ergeben sich Hinweise auf ein nach Osten erweitertes Konzept der Moderne? Wie hoch ist der Anteil an Publikationen westdeutscher Verlage in ostdeutschen Autor_innenbibliotheken? Wo genau wurden Bücher westdeutscher, österreichischer und Schweizer Autor_innen eingeordnet? Welche genuine DDR-Literatur existiert innerhalb einer Privatsammlung nur in (offiziell einfuhr-verbotenen) Westausgaben wie im Falle Helga M. Novaks, Christa Reinigs, Thomas Braschs oder Uwe Johnsons? Bislang wurden entsprechende Sammlungsbestände der Akademie der Künste (Wolfgang Hilbig, Thomas Brasch), der Zentral- und Landesbibliothek Berlin (Johannes Bobrowski, Franz Fühmann),⁴ der Anna-Seghers-Gedenkstätte der Akademie der Künste Berlin, der Uwe-Johnson-Forschungsstelle Rostock oder auch des Deutschen Literaturarchivs Marbach (Peter Huchel, Juri Brezan, Heinar Kipphardt, Helga M. Novak, Christa Reinig, Heinz Czechowski) nur in Ansätzen beschrieben. Eine vergleichende Bibliotheksforschung, welche die Bestände zueinander in Beziehung setzt, wird dank der Digital Humanities denkbar. Es ist möglich, dass scheinbar gesicherte Thesen über

4 Eberhard Fahlke: Bücher gesammelt und geschrieben, um die Geschichte aufzuheben. Uwe Johnsons Bibliothek, in: Poetik, hg. von Horst Dieter Schlosser und Hans Dieter Zimmermann, Frankfurt a.M. 1988, S. 110–132; Klaus Völker: Bobrowskis Bibliothek, in: Zentral- und Landesbibliothek Berlin: Bobrowski und andere historische Sammlungen. Zentral- und Landesbibliothek Berlin 2012; Literarisches Bergwerk. Arbeitswelt und Bibliothek Franz Fühmann, hg. von Roland Berbig, Stephan Krause und Volker Scharnefsky, Berlin 2014; Roland Berbig: »Denn ich ohne Bücher, bin nicht ich.« Die Bibliothek von Christa und Gerhard Wolf, in: Zwischen Moskauer Novelle und Stadt der Engel. Neue Perspektiven auf das Lebenswerk von Christa Wolf, hg. von Carsten Gansel und Therese Hörnigk, Berlin 2015, S. 13–32; Thomas Wild: »Was haben Sie denn von der schönen Literatur gelesen? – Durchschnittlich alles.« Die Arbeitsbibliothek von Thomas Brasch. Versuch einer Beschreibung und Spurenlese, in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens, hg. von Peter Wruck und Roland Berbig, 6, 2004, S. 147–182.

die Sozial- und Ideengeschichte ostdeutscher Intellektueller in Zeiten des Kalten Kriegs zu revidieren sind.

In dem hier vorgestellten Fallbeispiel motivierten ganz offensichtlich Neugier auf den Gegenstand, Wertschätzung editorischer Leistung und Interesse an der Person der Herausgeberin die Lektüre. Der Text der Widmung vom Dezember 1987 lautet: »Für Christa und Gerhard Wolf / gern der Zürcher Stunden gedenkend und als Fortsetzung des dort begonnenen Gesprächs / Inge Jens / 17. 12. 87«.

1994 kommt Christa Wolf in einem Brief an Walter Jens auf die Schenkung zurück: »Ehe ich schliesse, will ich aber doch Inge sagen, wie wir ihre editorische Tätigkeit an den Thomas-Mann-Tagebüchern bewundern. Ich habe in Kalifornien die letzten Bände gelesen, und Gerd steckt gerade im allerletzten Band. Wir wüßten nicht, wer das besser und gründlicher hätte machen können.«⁵

2 Explizite Verweise auf Lektüren

Ihre Thomas-Mann-Lektüren erwähnt Christa Wolf in literarischen wie essayistischen Zusammenhängen. Deren lebenslange Kontinuität sei hier beispielhaft vor Augen geführt: In einem Brief von 1956 an Lotte und Louis Fürnberg erscheint *Der Zauberberg* als Maßstab für Literatur überhaupt.⁶ Im Arbeitstagebuch zu *Kassandra* wird 1981 der Briefwechsel zwischen Thomas Mann und dem Altphilologen Karl Kerényi von 1934 als wichtige Quelle erwähnt.⁷ Auf einer an den Kulturminister Hans-Joachim Hoffmann 1983 gerichteten Liste in der DDR dringlich anstehender Publikationen nennt Wolf als Erstes die vergriffene Aufbau-Ausgabe von Thomas Manns erzählerischem Werk.⁸ Eine ihrer letzten öffentlichen Reden hält sie aus Anlass der Verleihung des Thomas-Mann-Preises am 24. Oktober 2010 in

5 Christa Wolf an Walter Jens am 26.3.1994, in: Christa Wolf: Man steht sehr bequem zwischen allen Fronten. Briefe 1952–2011, hg. von Sabine Wolf, Berlin 2016, S. 765.

6 Christa Wolf an Lotte und Louis Fürnberg am 13.5.1956, in: Christa Wolf: Man steht sehr bequem (Anm. 5), S. 27.

7 Christa Wolf: Voraussetzungen einer Erzählung. Dritte Vorlesung. Meteln 26. März 1981, in: *Kassandra*. Vier Vorlesungen. Eine Erzählung, Berlin und Weimar 1983, S. 125–129. Zugleich in: Christa Wolf Werke (CWW), hg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Sonja Hilzinger, München 1999 ff., Band 7, S. 108–159.

8 Christa Wolf an Hans-Joachim Hoffmann am 29.9.1983, in: Man steht sehr bequem (Anm. 5), S. 457.

Lübeck. Die Nachricht der Preis-Zuerkennung habe ihr, so sagt sie darin, einen »Thomas-Mann-Sommer beschert«. ⁹ Sie starb im Dezember 2011, es war also der vorletzte Sommer ihres Lebens, welcher zum »Thomas-Mann-Sommer« geriet. Die erste Lektüre eines Thomas-Mann-Texts führt sie in der Rede auf das Jahr 1950 zurück. Die Jenaer Studentin des dritten Semesters Germanistik hatte die kleine Erzählung *Schwere Stunde* als Übungstext im Rahmen eines Seminars für Sprecherziehung kennengelernt. Was sie davon behalten habe, sei »eine Atmosphäre von Qual, die sie ausstrahlte, von quälender Mühe mit der Schreibarbeit« gewesen. ¹⁰ Erneute Lektüren, so sagt sie 2010, hätten an Thomas Manns Erfahrungen mit Depression angeknüpft und an den »häufig gegen ihn erhobenen Vorwurf der Kälte, der Liebesleere«, dem er zur Rechtfertigung, »als Preis, den das unerbittliche Gesetz der Kunst ihm abfordert, immer wieder den Schmerz entgegen halten wird«. Die erkennbar auf Autorpsychologie zielende Perspektive auf einen literarischen Text überrascht. Es folgt eine Argumentation, welche die Handlungs-dramaturgie des Romans mit politischer Einsicht der Leserin verbindet: Den *Doktor Faustus* habe sie früh gelesen, könne jedoch nicht genau sagen, wann zuerst. Der Roman habe zu den Büchern gehört, die ihr halfen, den deutschen Faschismus zu verstehen: »Ich sah in ihm eine der radikalsten Selbstauseinandersetzungen der deutschen Intelligenz vor dem Nationalsozialismus, und ihr Kern war und ist mir des Teufels schauderhaftes Gebot an Adrian Leverkühn: Du sollst nicht lieben.« ¹¹ »Konnte ich mir verhehlen, Welch anderem Teufelspakt wir beinahe verfallen wären? Ich las das Buch wieder. Es wuchs mit meinen Einsichten. Meine Einsichten wuchsen mit diesem Buch.« ¹²

Lassen materielle Lesespuren den biographischen Prozess und die poetologische Dimension dieser Einsichten nachvollziehbar werden? Welchen wissenschaftlichen Mehrwert erbringt die Suche danach?

9 Christa Wolf: Zeitschichten. Zu Thomas Mann (2010). Zuerst publiziert in *Die Zeit* vom 2. 12. 2010 unter dem Titel »Des Teufels schauderhaftes Gebot«, in: Christa Wolf: Rede, daß ich dich sehe. Essays, Reden, Gespräche, Berlin 2012, S. 13–25; hier S. 13.

10 *Zeitschichten* (Anm. 9), S. 14. »Er, der gerade glücklich verheiratete, nicht mehr ganz junge Autor, der sich als Fünfundzwanzigjähriger mit den Buddenbrooks einen Namen gemacht, danach neben kleineren Arbeiten die Novelle *Tonio Kröger* geschrieben hat, der sich also wohl hätte erfolgreich nennen und Zutrauen zu seinem Talent hätte haben können – diese schwere Stunde durchlebt er selbst immer wieder.« Dazu passen Christa Wolfs Anstreichungen in ihrem Exemplar von Hans Bürgin, Hans-Otto Mayer: *Thomas Mann. Eine Chronik seines Lebens*, Frankfurt a. M. 1974, S. 30.

11 *Zeitschichten* (Anm. 9), S. 19.

12 *Ebd.*, S. 15.

THOMAS MANN
GESAMMELTE WERKE

SECHSTER BAND

DOKTOR FAUSTUS
DAS LEBEN DES DEUTSCHEN TONSETZERS
ADRIAN LEVERKÜHN,
ERZÄHLT VON EINEM FREUNDE



AUFBAU-VERLAG
BERLIN UND WEIMAR

1965

A handwritten signature or set of initials in the bottom right corner of the cover, appearing to be 'K.' or similar.

Abb. 1: Deckblatt *Doktor Faustus*.

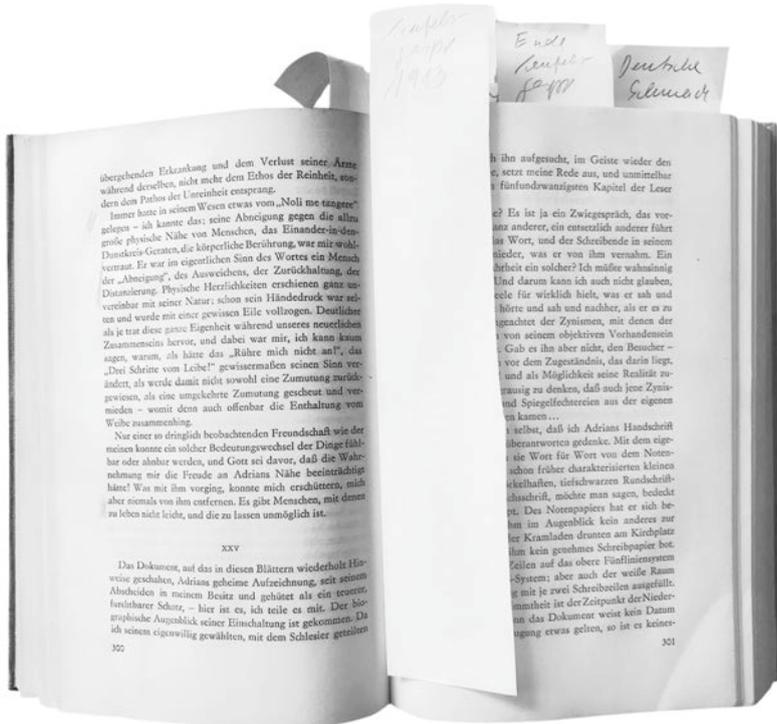


Abb. 2: Anstreichungen in *Doktor Faustus*.

Die *Doktor Faustus*-Ausgabe, die sich im letzten Arbeitszimmer Christa Wolfs befindet, stammt aus dem Aufbau Verlag und ist von 1965.¹³ Unter den Anstreichungen darin fallen diejenigen zum »Teufelsgespräch 1913« tatsächlich ins Auge. Mit dieser Kennzeichnung ist ein schmaler Einlegestreifen im Kapitel XXV zwischen Seite 300 und 301 und mit »Ende Teufelsgespr.« einer zwischen Seite 340 und 341 beschriftet. Beide Annotationen sind eindeutig Christa Wolf zuzuordnen. Die Datierung fällt auch vom Trägermaterial her schwer, sodass offenbleiben muss, ob die Einlegestreifen erst im Zusammenhang mit der Rede von 2010 hinterlassen wurden oder aus früheren Lektüren des Romans stammen (Abb. 1 und 2).

Weitere Einlegezettel enthalten den Vermerk »2. Krieg« (in Kapitel XX-

¹³ Thomas Mann: *Doktor Faustus*, in: *Gesammelte Werke*, sechster Band. Berlin und Weimar 1965.

XIII, S. 465–457), »Ende der Liebe« (in Kapitel XLIII, S. 612/613), »Deutsche Schmach« (in Kapitel XLVI, S. 650/651) und »Zurücknahme« (in Nachschrift, S. 684/685). Insbesondere die Formulierung auf dem Einlegestreifen im Kapitel »Nachschrift«, in dem der Ich-Erzähler zu einem Zeitpunkt nach der Kapitulation Deutschlands den Prozess seiner Niederschrift der Biographie Adrian Leverkühns resümiert, ist von Interesse. Was genau interpretiert Christa Wolf hier als Zurücknahme? Mit Bleistift unterstrichen sind Zeilen aus der längeren Erzähler-Reflexion über zukünftige Möglichkeiten, sein Leben als Lehrer im nun befreiten Deutschland wieder aufzunehmen. Nicht unterstrichen sind folgende Sätze, die ich hier wiedergebe, um den Kontext der ganzen Passage im Roman nachvollziehbar zu machen:

»Es ist wahr: die Gründe, aus denen ich vor elf Jahren aus meinem Lehramt schied, fallen unter den Donnern der Geschichte dahin. Deutschland ist frei, sofern man ein vernichtetes und entmündigtes Land frei nennen kann, und es mag sein, daß meiner Rückkehr in den Schuldienst bald nichts mehr im Wege stehen wird. [...] Aber ach, ich fürchte, in dieser wilden Dekade ist ein Geschlecht herangewachsen, das meine Sprache sowenig versteht wie ich die seine, ich fürchte, die Jugend meines Landes ist mir zu fremd geworden, als daß ich ihr Lehrer noch sein könnte,« – ab hier folgt die Unterstreichung: »– und mehr: Deutschland selbst, das unselige, ist mir fremd, wildfremd geworden [eben dadurch, daß ich mich, eines grausigen Endes gewiß], von seinen Sünden zurückhielt, mich davor in Einsamkeit barg.« (Bleistiftmarkierung am Rand S. 684 oben) Erneut angestrichen ist zwei Sätze später »Mir ist, als käme diese Treue wohl auf dafür, daß ich mit Entsetzen die Schuld meines Landes floh[.]« und weiter unten das Wort »Selbstentfremdung«. In ihrer Rede aus Anlass der Verleihung des Elisabeth Langgässer-Preises vom April/ Mai 1999 hatte der Verweis auf das letzte Kapitel des Romans Erwähnung gefunden, war allerdings eher allgemein geblieben.¹⁴ Versteht die Leserin (wann?) unter »Zurücknahme« die Desillusionierung des Pädagogen? Oder bezieht sich die zuspitzende Charakterisierung auf dem Einlegezettel viel grundlegender auf die Ebene nationaler Zugehörigkeit? Gut möglich, dass Wolf den inneren Monolog der Erzählerfigur als Zeichen der Entscheidung ihres Autors hinsichtlich seiner Staatsbürgerschaft deutet. Der Eintrag auf dem Einlegestreifen löst mehr Fragen aus, als er Antworten bietet. Die Suche nach möglichen Interpretationen zwingt zur gründlichen Analyse der narrativen Konstruktion des Romans, aber auch zur Aneignung werkbiographischer Bezüge hinsichtlich

14 Vgl. CWW Band 12, S. 675 und Anm. dazu S. 809.

der lesenden Autorin. Für eine universitäre Lehre, die den philologischen Zugang zu Manns Klassiker und zugleich zur Prosa Christa Wolfs von einer materiell-sinnlichen Erfahrung her motiviert, ist er damit als didaktisches Instrument bestens geeignet.

Am Anfang der lebenslangen Thomas-Mann-Lektüre Wolfs hatte 1950 durchaus nicht nur die erwähnte sprecherzieherische Übung gestanden. Während des Germanistikstudiums war es der Philologe Hans Mayer (1907–2001), in dessen Leipziger Vorlesungen zur deutschen Literaturgeschichte sie ab 1951 eine spezifische Deutungsperspektive kennenlernte – als Teil humanistischer Bildung, mehr noch als Teil der gezielten »Umerziehung« einer nationalsozialistisch sozialisierten jungen Hörschaft.¹⁵ Die Biographie des von den Nationalsozialisten verfolgten und ins Exil getriebenen deutsch-jüdischen Literaturhistorikers stattete seine Auswahl, Wertung und Deutung von Texten für die (schulbewusste und Orientierung suchende) Studentin Christa Ihlenfeld mit größter Autorität aus.¹⁶ Literaturgeschichtliche Arbeiten, Briefe, die mehrbändige Autobiographie und Reden Hans Mayers füllen zwei Regalfächer im Souterrain der Pankower Wohnung. Mayer hatte Thomas Mann 1932 persönlich kennengelernt und stand bis zu dessen Tod in Kontakt mit ihm.¹⁷ Die erste Gesamtausgabe Thomas Manns, die nicht der S. Fischer Verlag Frankfurt am Main, sondern der Aufbau Verlag Berlin und Weimar zum 80. Geburtstag realisierte und am 6. Juni 1955 persönlich in Zürich übergab, war von Mayer herausgegeben worden.¹⁸ Thomas Manns

15 Mayer war von 1948 bis 1963 Professor an der Universität Leipzig. 1953 legt Wolf bei ihm ihr Staatsexamen ab.

16 Vgl. etwa Christa Wolf: Ein Deutscher auf Widerruf. Einführung zur Rede Hans Mayers in der Reihe »Nachdenken über Deutschland«. Staatsoper Berlin am 11.11.1991, in: CWW Band 12, S. 352–362.

17 Vgl. Hans Mayer: Der Widerruf. Über Deutsche und Juden. Frankfurt a. M. 1994, S. 252; in: ders.: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen Band I, Frankfurt a. M. 1982, S. 218 und Band II, Frankfurt a. M. 1984, S. 85–90 (Teil der Bibliothek Wolf). Um 1984 hatte Mayer Christa Wolf einen Auszug aus seiner Arbeit Das unglückliche Bewusstsein. Zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine geschickt, die dann 1986 bei Suhrkamp erschien. Im Brief vom 10.11.1984 bedankt sie sich dafür und stimmt seiner Position zur »Affinität zum Mythos« zu. In: Man steht sehr bequem (Anm. 5), S. 482.

18 Ab 1952 publizierte der Aufbau Verlag Thomas Manns Werk in Einzelausgaben. Gesammelte Werke in zwölf Bänden erschienen 1955 mit zwei Nachauflagen 1956 und 1965. 1974/75 folgte eine Auswahl der Romane und Erzählungen in zehn Bänden. In den 1980er Jahren wurden nochmals aufgelegt: Tod in Venedig. Erzählungen (1980,

Leben und Werk war für Hans Mayer ein stetiger Referenzpunkt, sodass Christa Wolfs Thomas-Mann-Lektüren natürlich auch vermittelt durch Hans Mayer sind. Die Bibliothek der Wolfs enthält nach meinem aktuellen Kenntnisstand 24 Publikationen von und über Hans Mayer, darunter vier mit Widmungen des Autors: So in einem Suhrkamp-Exemplar des Bandes *Außenseiter* von 1975: »Für Christa Wolf / mit guten Erinnerungen / und Wünschen / von / Hans Mayer / Tübingen, am 11. Oktober 1976« und in der Suhrkamp-Ausgabe von *Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik* von 1991: »Für / Christa und Gerhard Wolf / sehr herzlich / Hans Mayer / 14. 2. 1991«. Unter den vielen Anstreichungen in Mayer-Bänden beziehen sich einige auf dessen Thomas-Mann-Referenzen.¹⁹ Wie anfangs bemerkt, lässt die Aufstellung keine konsequente Systematik erkennen. In der Regalwand im Souterrain sind Memoiren, Autobiographien und Briefe zu finden, sie enthält darüber hinaus auch eine stattliche Sammlung von Sachliteratur zum Komplex »Wende 1989«. An einzelnen Regalen finden sich kleine Etiketten, etwa »Biographien A bis E«, »Anthologien« oder »Politik / Gesellschaft«. Sie wurden nach 2000 von Familienmitgliedern bzw. einer Sekretärin angelegt, als offensichtlich Bücher-Platz in der Wohnung geschaffen werden sollte. Die Hans-Mayer-Sammlung steht in einem Regal ohne Etikett, in direkter Nachbarschaft zu Marcuse, Marcuse folgt wiederum auf Lukács. Welche Logik wirkt hier? Ist das gemeinsame Element ihr Marxismus? Aber neben Lukács steht Immanuel Kant. Direkt unter die 24 Mayer-Titel ist Thomas Manns Rede *Deutschland und die Deutschen* 1945 mit einem Essay von Hans Mayer eingeordnet, nicht etwa, wie auch möglich, in das anfangs beschriebene Mann-Regal in Christa Wolfs Arbeitszimmer.

In seinen Vorlesungen und Aufsätzen über deutsche Literaturgeschichte war Mayer detailliert auf die *Doktor Faustus*-Erstausgabe von 1947 eingegangen. Explizit hatte er darin die Frage aufgeworfen, wie wohl das Buch unmittelbar nach 1945 zu Lesern in der Schweiz und »zu Emigranten-Lesern in den Exilländern« gelangt sei. Die pointierte Rede von »Emigranten-Lesern« eröffnet eine eigene Verständnis-Ebene. Wie ihr Lehrer wird die 71-jährige Christa Wolf »der Beziehung zwischen Erlebnis und Dichtung« im Werk Thomas Manns nachfragen, als sie von Herbst 1992 bis Frühjahr 1993 in Santa

1987, 1989), Lotte in Weimar (Taschenbuch 1982), Felix Krull (1984), Buddenbrooks (1986), Der Zauberberg (1987).

19 Z. B. in Erinnerungen Band I, S. 64, Band II (Anm. 16), S. 90, 372, 396 oder in dem regelrecht »durchgearbeiteten« Widmungs-Exemplar von *Außenseiter*. Frankfurt a. M. 1975, S. 208 f., 414 f.

Monica lebt, um mit einem Stipendium der Getty-Stiftung für ihren neuen Roman über den Medea-Mythos zu recherchieren.²⁰ Aus unterschiedlichen Gründen versetzt sie die Lektüre nun in einen »Schwindelzustand«, als dessen Ursache sie die Erfahrung beschreibt, »wie Zeitschollen aus verschiedenen Schichten der Jahrhundertchronik hier in Bewegung geraten, sich gegen- und übereinander verschieben«.²¹ Die horizontale Metaphorik der Zeitschollen lässt sich sowohl auf die Mann-Lektüre als auch auf die persönliche Konfrontation mit Zeugnissen der eigenen Vergangenheit beziehen.

3 Lesespuren 1992 in Roman und Tagebuch

Am Ort seiner Entstehung habe sie sich, wie es 2010 aus der Distanz eines Jahrzehnts heißt, »in den *Doktor Faustus* vergraben«.²² Durch die öffentlichen Angriffe, die ihren Anlass 1990 in der Publikation der Erzählung *Was bleibt* fanden, vor allem jedoch in der Folge der Aufdeckung ihrer zwischen 1959 und 1962 erfolgten Gespräche mit der Staatssicherheit, war Wolf in eine existenzielle Krise geraten. Die Motive, 1991/92 zu den Tagebüchern zu greifen, die Thomas Mann zwischen Mai 1943 und Januar 1947 in Pacific Palisades die Arbeit an *Doktor Faustus* begleitend verfasst hatte, sind also auf unterschiedlichen Ebenen zu suchen: auf der autobiographischen, der poetologischen und der werkgenetischen. Es brauchte nicht die persönliche Krise als Lektüre-Auslöser. Gezielt hatte Wolf die Bände aus der heimischen Bibliothek mit über den Ozean gebracht. Wie auch andere deutsche Autor_innen nach 1945 sah sie sich von Beginn ihrer Autorschaft an veranlasst, die eigene literarische Stimme »beglaubigen« zu lassen, durch Menschen, die von den Nationalsozialisten verfolgt worden waren: Russ_innen, Pol_innen, Kommunist_innen, Juden und Jüdinnen, Exilant_innen. Der Bezug auf den Exilanten Thomas Mann dient nicht zuletzt der Autorisierung der Autorin Christa Wolf als Antifaschistin. Der erneuten Lektüre des geschätzten Romans die Rekonstruktion seiner Entstehung an die Seite zu stellen, ergibt sich aus dem poetologischen Programm einer »subjektiven Authentizität«. Wer in jedem Werk neu um eine poetische Sprache ringt, die den Prozess dieses Ringens in sich aufnimmt, räumt Autor_innen-Tagebüchern einen

20 Hans Mayer: Die umerzogene Literatur. Deutsche Schriftsteller und Bücher 1945–1967, Berlin 1988/ Frankfurt a. M. 1991, Kapitel Thomas Mann, *Doktor Faustus*, S. 62–65; hier S. 63 und 64.

21 Zeitschichten (Anm. 9), S. 18.

22 Ebd., S. 19.

besonderen Status ein. Innerhalb der eigenen literarischen Produktion hatte das Tagebuch von Beginn ihres Schreibens an eine Schlüsselstellung eingenommen.²³ Die lebenslange Erkundung des eigenen Ichs ist für Wolf kein Selbstzweck: »Menschen, die von sich nichts wissen, sind die sichersten Objekte für Demagogie und Massenwahn. So läßt sich aus dem Durchschnittsmenschen das Monstrum heraustreiben.«²⁴ Für eine Intellektuelle, die lange vor allem Selbstverständnis als Sozialistin durch eine frühe protestantische Erziehung geprägt worden war, sind ästhetische Fragen von moralischen nicht zu trennen. Widmet Wolf den Ego-Dokumenten des hoch geschätzten deutschen Autors schon als Dokumenten einer Selbstbildung ihre Aufmerksamkeit, so verspricht die Parallelektüre des Romans und der Darstellung seiner Entstehung durch den Autor politische, autor-psychologische und werkgenetische Einsichten von ganz eigener Qualität, zumal wenn sie am exilgeschichtlich symbolträchtigen Ort erfolgt. Leben und Schreiben in der Emigration, das hatte auch im Zentrum ihrer Essays über Anna Seghers gestanden.²⁵

1992 nahm sie außer dem Roman die Tagebuchbände 1944–1946, 1946 bis 1950 und 1951–1952 mit über den Atlantik, Letztere in der bereits erwähnten Fischer-Edition von Inge Jens (Abb. 3).

Ob die sichtbaren Lesespuren im Exemplar der Tagebücher 1944–1946 von 1992 oder aus früheren oder auch späteren Lektüren stammen, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es finden sich Einlegestreifen aus unterschiedlichem, inzwischen porösem Papier. Sechs von acht Einlegestreifen sind mit schwarzer Kugelschreiberschrift versehen. Erstaunlicherweise sind darauf bis auf einen Fall keine im engeren Sinne literarisch-poetischen Schlüsselwörter zu finden, sondern äußerlich zeithistorische: »Krieg« (S. 152/153), ein Einleger mit einem dickeren schwarzen Stift-Kreuz und ohne weitere Beschriftung auf S. 184/185, »Kapitulation« (S. 200/201), »Potsdam« (S. 234/235), »Atom-bombe« (S. 236/237), »Brecht« (Anmerkungsteil S. 346/347), »Germany XXX« (Anmerkungsteil S. 406/407), »McCarthy« (Anmerkungsteil, S. 628/629), Einleger ohne Beschriftung im Anmerkungsteil S. 672/673 und 730/731.

Zitate, die wörtlich in den letzten Roman *Stadt der Engel* (2010) eingingen, sind in der Tagebuch-Ausgabe aus Christa Wolfs letztem Arbeitszimmer

23 Vgl. Christa Wolf: Tagebuch – Arbeitsmittel und Gedächtnis (1964), in: CWW Band 4, S. 59–75.

24 Christa Wolf: Wiener Rede (anlässlich der Verleihung des Österreichischen Staatspreises für Europäische Literatur am 11. 3. 1985), in: CWW Band 8, S. 436–438; hier S. 437.

25 Vgl. z. B. Christa Wolf: Transit: Ortschaften (1985), in: CWW Band 8, S. 453–467.

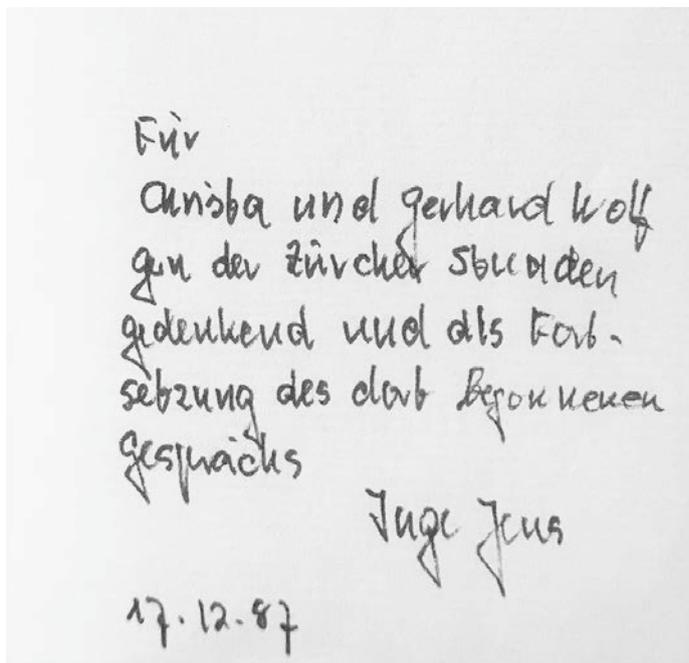


Abb. 3: Widmung von Inge Jens.

nicht angestrichen.²⁶ Im narrativen Kontext des Romans wird Manns »Gefühl des Ephemerem, Überholten und Unsinnigen« zur Entwertungserfahrung der Ich-Erzählerin ins Verhältnis gesetzt. Auch die tiefe Verunsicherung Thomas Manns über die Entwicklung der deutschen Gesellschaft und Kultur 1944/45 gerät durch Wolfs Textmontage in ein Spannungsverhältnis zur Verunsicherung nach 1989, ohne gleichgesetzt zu werden.²⁷

Wir stoßen auf einen interessanten Widerspruch zwischen dem, was Christa Wolf öffentlich über ihre Lektüreschwerpunkte von 1992 äußerte, und dem, was sich materiell als Lesespur erhalten hat. Wie implizite und reale Bibliothek nicht identisch sind, so spiegeln auch Anstreichungen und Annotationen die Dimension imaginärer Vorgänge nur bedingt. In der Thomas-Mann-Rede von 2010 hatte Wolf die persönliche Sphäre als

26 Christa Wolf: Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud, Berlin 2010, S. 210 versus Thomas Mann: Tagebücher 1944–1.4.1946, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M. 1986, S. 131. Eine Seite weiter befindet sich das dunkle der beiden Lesezeichen-Stoffbändchen eingelegt.

27 Stadt der Engel (Anm. 26), S. 74, 126–128, 134, 168 f., 208–210, 268.

für die erneute Begegnung von besonderem Reiz hervorgehoben. In einem Zustand der Lebenskrise habe sie »von diesem Werk der Krise irgendeine Art von Aufklärung und Beistand erhofft«. ²⁸ *Doktor Faustus* hatte Thomas Mann in dem Alter geschrieben, in dem Christa Wolf zum Zeitpunkt der kalifornischen Lektüre war, bei Abschluss des Romans war er 73 Jahre alt gewesen. Von der Suche nach »Beistand« erzählen Lesespuren im Roman-Exemplar von 1965, obwohl darin schon aus Gründen der Textsorte viel zurückhaltender kommentiert wurde. Auf den ersten Seiten unterstreicht die Leserin Passagen, in denen der Ich-Erzähler seinen Schreibakt emotional begründet: »herzpochenendes Mitteilungsbedürfnis« ist beispielsweise auf der zweiten Seite dick mit Bleistift unterstrichen, auch das Bekenntnis des Ich-Erzählers zum Objekt seiner Darstellung Adrian Leverkühn »ich habe ihn geliebt« und die bittere Feststellung »Wen hätte dieser Mann geliebt?« sowie die Wörter »Gleichgültigkeit«, »Einsamkeit« und »Um ihn war Kälte« auf Seite 11. Weitere An- und Unterstreichungen beziehen sich auf die erste Erwähnung eines Schmetterlings namens Hetaera Esmeralda im Kapitel III (Seite 22), auf Anmerkungen über den Gegensatz von Künstlertum und Bürgerlichkeit (Seite 36 f.) und auf die Frage, was denn wohl dem Jugendfreund Leverkühn »nicht gleichgültig« sei (Kapitel VII, Seite 63, Kursivierung im Original). Die Leserin konzentriert ihre Aufmerksamkeit demnach tatsächlich auf emotionale und soziale Aspekte der Romanhandlung.

Lassen sich Hervorhebungen in den Tagebüchern in ähnlicher Weise als Ausdruck dieser »Suche nach Beistand« deuten? Viele Bleistift-An- und -Unterstreichungen in den *Tagebüchern 1944–1946* beziehen sich wie die Einlegezettel auf Wahrnehmungen der Ereignisse des Kriegsverlaufs. ²⁹ Im Anmerkungsstil sind darüber hinaus Fakten zu künstlerischen Vereinigungen der Exilant_innen und zu Exil-Verlagen unterstrichen. ³⁰ Offensichtlich vollzieht Wolf Manns Orientierungsversuche in der unüberschaubaren historischen Situation 1944

28 Zeitschichten (Anm. 9), S. 20.

29 Thomas Mann: *Tagebücher 1944–1.4.1946*, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M. 1986, S. 3; Pacif. Palis., Dienstag den 11. I. 44: »Was werden die deutsch-jüdischen Emigranten sagen nebst Seger, Marco und Brecht. [...] Die deutsche »Geschichte« scheint wirklich zu Ende.« 8; 56; Pacif. Palis., Donnerstag den 17. VIII. 44: »Über den deutschen Bankrott; die wahrscheinliche Verhinderung der Einigung Europas. Zerschlagung Deutschlands ebenfalls wahrscheinlich.« 89; 152/153; 185; 188; 189; 190; ab 192 auf jeder Seite (März/April 45 – letzte Tage vor der Kapitulation) bis 208. S. 227; 228; 232; durchgängig von 234 bis 242 (Hiroshima und Nagasaki); 261; 262.

30 Thomas Mann: *Tagebücher 1944–1.4.1946* (Anm. 29), Anmerkungsstil S. 367 zur Vereinigung »Tribüne«. Namen von Spaziergangs-Straßen Thomas Manns auf S. 44 – obwohl solche Angaben sich häufen, ist nur diese angestrichen.

bei stetig präsenter Sehnsucht nach Europa nach. Thomas Manns sich wiederholende dringliche innere Frage: »Werde ich also das Ende des 1933 Begonnen doch nicht mehr auf deutschem Papier verzeichnen können?«³¹ ist allerdings nicht von Christa Wolf markiert worden. Ihre Lektürespuren spiegeln das in Manns Tagebüchern der Jahre 1944 und 1945 auffällige Ungleichgewicht: Die Reflexion der konkreten Arbeit am Roman kommt eher am Rande vor, es ist das politische Weltgeschehen, das die Aufmerksamkeit fesselt.

Zu den wenigen im engeren Sinne poetologisch relevanten Aspekten gehören Manns Notizen zum »Teufelsgespräch« (Abb. 4).

Der Einlegestreifen mit der Beschriftung »Beginn Teufelsgespräch 12.12.1944 / 20.2.1945« befindet sich im Anmerkungsteil der *Tagebücher 1944–1946* zwischen den Seiten 456 und 457. Vorn im Tagebuchttext selbst sind mit schwarzem Kugelschreiber eckig markiert (nicht unterstrichen) die Textpassagen, die parallel zur Entstehung des Teufelsgesprächs im *Doktor Faustus* verfasst wurden.³² In der Summe der (zurückhaltenden) Unterstreichungen in diesen Passagen lässt sich das im Zusammenhang mit Hans Mayer erwähnte Interesse am Verhältnis von Erlebnis und Dichtung entdecken: Wolf hebt Details des Tagesgeschehens hervor, die ihres Erachtens Einfluss auf die Schreibarbeit nehmen: »Bestattung von Heinrichs unglücklicher Frau« (20. XII. 44, S. 137) und auf derselben Seite einen Tag später »Die Lage in West-Europa sehr schlecht, die Deutschen 30 Meilen in Belgien eingedrungen«. Hervorgehoben ist auch eine resümierende Formulierung vom Oktober 1945: »Bedachte mit K. die/ Ungeheuerlichkeit dieses Jahres, ein Hagel von Erschütterungen, eingerechnet die vielen Todesfälle«³³ und »Es ist ganz deutlich, daß alles ist, wie es war. Ich würde mich dort um nichts wohler fühlen, als um 1930«³⁴ vom November 1945.

In Bezug auf Christa Wolfs Autorschaftsverständnis in der Folge des sogenannten Literaturstreits der 1990er Jahre erscheinen Markierungen aufschlussreich, die sich auf Manns Umgang mit dem eigenen Status als öffentliche Person beziehen: »Danach alle Tagebücher vernichtet in Ausführung

31 Eintrag zum 28. IX. 44. Thomas Mann: *Tagebücher 1944–1.4.1946* (Anm. 29), S. 106.

32 Thomas Mann: *Tagebücher 1944–1.4.1946* (Anm. 29). Beginn der eckigen Markierung ab S. 134, das ist Dienstag, der 12. XII. 44: »Hitze. Begann XXV, das Teufelskapitel, zu schreiben/ und muß sehen, was daraus wird.« Ende mit eckiger Markierung S. 165, das ist Dienstag der 20. II. 45, darin unterstrichen »[...] schloß dann das Teufelsgespräch ab«.

33 Thomas Mann: *Tagebücher 1944–1.4.1946* (Anm. 29). Nur das von mir Unterstrichene ist auch von Christa Wolf unterstrichen. Eintrag P. P. Dienstag den 2. X. 45, S. 259.

34 Ebd., Eintrag P. P. Donnerstag den 8. XI. 45, S. 273.

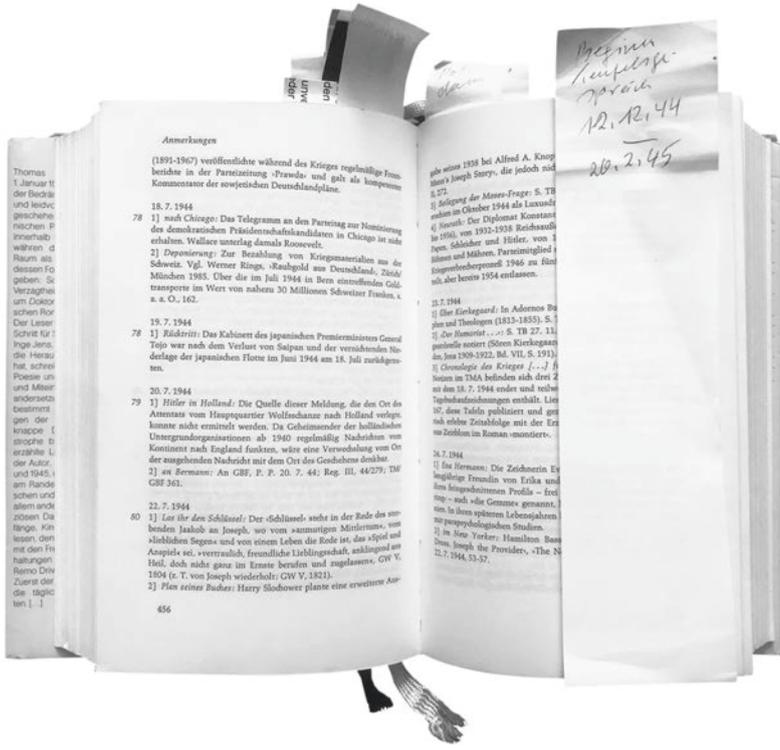


Abb. 4: Einleger »Teufelsgespräch«.

eines längst gehegten Vorsatzes [...]« hat Wolf im Eintrag zum 21. V. 45 unterstrichen und zusätzlich am Rand mit einem Ausrufezeichen versehen.³⁵ Sie wird den entgegengesetzten Weg gehen und jedes verloren gegangene Tagebuch bedauern, wie etwa ihre interessante Nachlass-Erzählung *Nachruf auf Lebende. Die Flucht* zeigt.³⁶ Zu Zeiten der Observierung durch die Staatssicherheit ab 1968 hatte sie ihre Tagebücher bei Freunden versteckt, wie in *Ein Tag im Jahr* nachzulesen ist.³⁷

Immer wieder angestrichen sind, das verwundert angesichts ihrer Poetik nicht, auch Manns Verweise auf Schreibzweifel und -krisen. Der Einlegestreifen mit der Beschriftung »Liebe gewichen« eröffnet eine dritte Ebene

35 Ebd., S. 208. Leider fehlt in den Anmerkungen die Information, um welche Tagebücher es sich genau handelt, die verbrannt wurden.

36 Christa Wolf: *Nachruf auf Lebende. Die Flucht*. Mit einem Nachwort von Gerhard Wolf, Berlin 2014, S. 54.

37 Vgl. Christa Wolf: *Ein Tag im Jahr. 1960–2000* (Anm. 3), S. 477.

der Lektüre (Abb. 5 und 6). Die Formulierung korrespondiert mit der im Roman beobachteten Markierung der Passagen um Liebesunfähigkeit, Kälte und Gleichgültigkeit, welche der Ich-Erzähler an seinem Beschreibungsobjekt Adrian Leverkühn konstatierte. Offenbar stellt Wolf hier eine Verbindung zwischen der Selbstreflexion des Autors und seiner Konstruktion einer Künstlerfigur her. In den Tagebüchern 1951–1952 findet sich ein Einlegestreifen zwischen den Seiten 314 und 315. In den Einträgen zum 19. und 20. XII. 52 ist folgende Sequenz mit Bleistift unterstrichen und zusätzlich am Rande mit zwei Kreuzen versehen: » – Mein Abnehmen, das Alter, zeigt sich darin, daß die Liebe von mir gewichen scheint und ich seit langem kein Menschenantlitz mehr sah, um das ich trauern könnte. Mein Gemüt nur noch freundlich bewegt vom Anblick der Creatur, schöner Hunde, Pudel und Setter. – «³⁸

In den Roman *Stadt der Engel* einmontiert ist jedoch eine andere Passage:

»Sonntag, den 4. Dezember 1949. *In diesen Tagen viel leidende Begierde und Nachsinnen über ihr Wesen und ihre Ziele, über erotische Begeisterung im Streit mit der Einsicht in ihr Illusorisches. Das höchste Schöne, behauptet als solches gegen die Welt, ich würde es nicht anrühren wollen. ... Über das alles bekennd zu schreiben, würde mich zerstören.*«³⁹

Das Zitat wird von der Autorin verknüpft mit folgender Reflexion über ihr eigenes Schreiben: »NUN IST JA SCHREIBEN EIN SICH-HERANARBEITEN AN JENE GRENZLINIE, DIE DAS INNERSTE GEHEIMNIS UM SICH ZIEHT UND DIE ZU VERLETZEN SELBSTZERSTÖRUNG BEDEUTEN WÜRDE, ABER ES IST AUCH DER VERSUCH, DIE GRENZLINIE NUR FÜR DAS WIRKLICH INNERSTE GEHEIMNIS ZU RESPEKTIEREN UND DIE DIESEN KERN UMGEBENDEN, SCHWER EINZUGESTEHENDEN TABUS NACH UND NACH VON DEM VERDIKT DES UNAUSSPRECHLICHEN ZU BEFREIEN. NICHT SELBSTZERSTÖRUNG, SONDERN SELBSTERLÖSUNG. DEN UNVERMEIDLICHEN SCHMERZ NICHT FÜRCHTEN.«⁴⁰

Nicht Manns homosexuelles Begehren hält sie, wie scheinbar er selbst, für sein eigentlich »innerstes Geheimnis«, sondern, wie in der zeitlich parallel entstandenen Rede von 2010 anfangs erwähnt: »Nicht lieben können, nicht lieben dürfen ist der Fluch über dem Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, dessen Nähe zu sich selbst Thomas Mann nie gelegnet hat.«⁴¹ War Goethes Faust bei aller Selbsttäuschung am Ende doch noch »gerettet«

38 Thomas Mann: Tagebücher 1951–1952, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M. 1993.

39 Kursivierung im Original. Christa Wolf: *Stadt der Engel* (Anm. 26), S. 271 f.

40 Großbuchstaben im Original. Ebd., S. 271 f.

41 Ebd., S. 272.

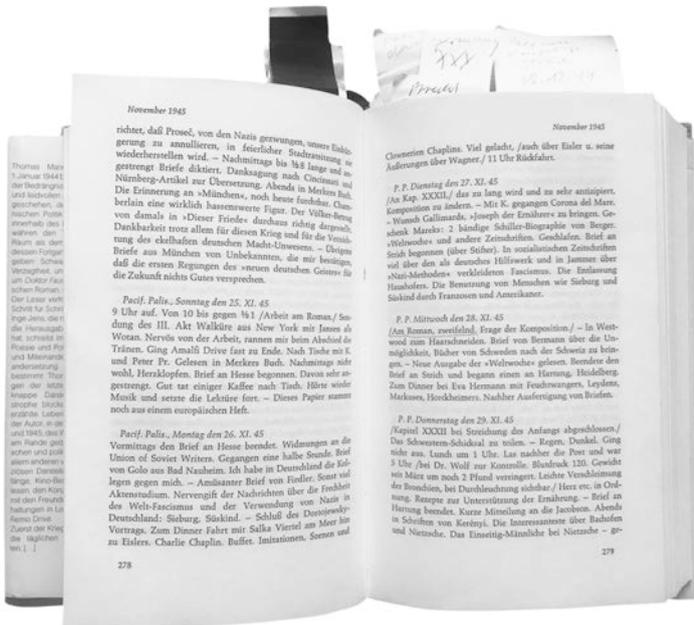


Abb. 5: »Am Roman ... zweifelnd«.

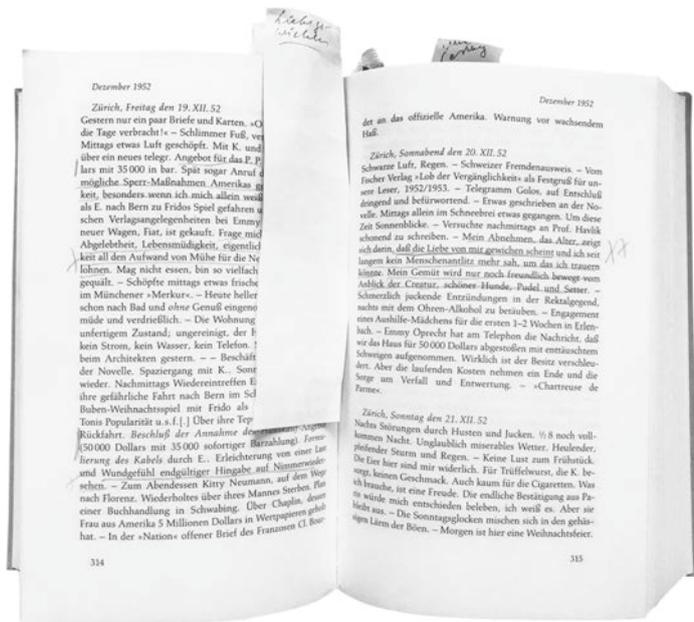


Abb. 6: mit Einleger »Liebe gewichen«.

worden, zumindest im Wortlaut des Chors der Engel, so gebe es für den Thomas Mann'schen Faustus der Moderne nur noch die radikale Zuspitzung: Er hat den Preis der Liebesfähigkeit zu zahlen. »Nicht geliebt werden, nicht lieben können« versteht Wolf als das Leid des kleinen Herrn Friedemann und des Gustav Aschenbach wie des Tonio Kröger mit seinem traurigen Befund, »das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben«. Das Thema Liebe hält sie für die wichtigste Erzählachse in Thomas Manns Werk: »Es rührt an die innerste Wesensebene des Autors, wo jenes Konfliktmaterial sich gleichzeitig verbirgt und unermüdlich arbeitet, das ihn zum Schreiben zwingt.«⁴² Den Dialog zwischen Adrian Leverkühn und Serenus Zeitblom um Liebe, Kälte und das »Interesse« als angeblich stärksten Affekt verfolgt sie zurück zu Thomas Manns Beitrag *Bruder Hitler* von 1938, wo überraschenderweise schon einmal in einem bedeutsamen Sinn von »Interesse« gesprochen worden war, als einem Affekt, in dem sich Liebe und Hass vereinen würden (und dem Mann »Moralität« zuspricht).⁴³ Die Privatbibliothek Wolf enthält einen Band, in dem genau diese Passagen angestrichen sind.

Eine weitere Ebene von Hervorhebungen bezieht sich auf den Ort der Schreibszene. Neben genauen Wohn-Adressen und Orts-Angaben zu täglichen Spaziergängen – die sie sämtlichst, wie schon auf früheren Reisen nach Kalifornien, während ihres Aufenthalts abläuft⁴⁴ – versieht Wolf auch Beginn und Ende des Aufenthalts Thomas Manns in Pacific Palisades mit Randbemerkungen (Abb. 7).⁴⁵

42 Beide Zitate in: Zeitschichten (Anm. 9), S. 19.

43 In der Chronik hervorgehoben hat Wolf, dass der im März 1938 verfasste Beitrag *Bruder Hitler* zunächst auf Initiative Gottfried Bermann Fischers nicht in die Sammlung politischer Essays zur Zeit (Stockholm: Hermann Fischer 1938) aufgenommen worden war.

44 Im Brief aus Santa Monica an Annelie und Volker Braun vom 23.12.1992 heißt es: »[...] Thomas Mann, dessen Haus wir wieder gerade angesehen haben«, in: Man steht sehr bequem (Anm. 5), S. 709. Sie muss also schon früher dort gewesen sein. Auch als sie 1974 *Writer in Residence* in Oberlin/Ohio war, hatte sie Thomas Mann gelesen. Vgl. Christa Wolf an Volker Weidermann am 26.12.2010: »... wo ich in dem Haus eines Germanistik-Professors, das wir gemietet hatten, an dessen Schreibtisch saß und Thomas Mann las«, in: Man steht sehr bequem (Anm. 5), S. 925. Die Wohnstätten anderer Emigranten wie Heinrich Mann, Franz Werfel, Berthold und Salka Viertel, Brecht, Martha und Lion Feuchtwanger, Adorno, Schönberg besuchte sie zum Teil mehrfach. Am Getty Center konnte sie ganze Schätze an Sammlungen und Archiven von Emigranten einsehen.

45 Auch in der Chronik sind genaue Daten und Wohnungs-Adressen zum Prozess des Umzugs nach Princeton 1938 und später der Einzugs in das eigens für sie gebaute Haus

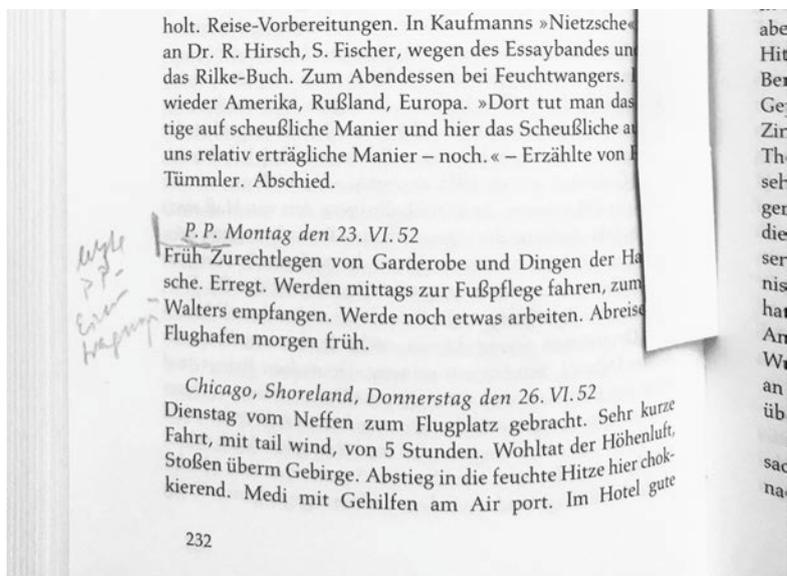


Abb. 7: CW-Randbemerkung »letzte PP-Eintragung«.

Spätestens an dieser Stelle kommt ein schmales Bändchen ins Spiel, das Christa Wolf offensichtlich zur Orientierung in den Primärtexten gedient hat: die *Thomas-Mann-Chronik* aus dem Fischer Taschenbuch Verlag von 1974. In diesem Sekundärtext wird vielfältig und weniger behutsam angestrichen: mit Wellenlinie politische Fakten, in Rot die konkreten Umstände der Entstehung der Romane und die Daten der Einwanderung und Ansiedlung. Diese Lesespuren könnten aus unterschiedlichen Zeiträumen stammen, dafür spricht ihr wechselnder Charakter. Außer der Wellenunterstreichung lässt sich kaum ein Markierungstyp in stetiger Verwendung finden. Mal betrifft das Kreuz am Rand Fakten zu öffentlichen Auftritten Manns (S. 180), mal Briefzitate, mal die Zerstörung des Buddenbrook-Hauses in Lübeck (S. 182). Auf Seite 149 f. der *Chronik* ist aus den darin zitierten »Tagebuchblättern« mit Bleistift unterstrichen, wo sich Thomas Mann pointiert zur Frage der eigenen Identität äußert: »Was ist Heimatlosigkeit? In den Arbeiten, die ich mit mir führte, ist meine Heimat.« Nicht unterstrichen ist der Folgesatz »Vertieft in sie erfahre ich alle Traulichkeit des Zuhause-seins. Sie sind

1550 San Remo Drive in Santa Monica im Februar 1942 angestrichen. Thomas Mann. Eine *Chronik* seines Lebens (Anm. 10), S. 152 und 181.

Sprache, deutsche Sprache und Gedankenform, persönlich entwickeltes Überlieferungsgut meines Landes und Volkes.« Wieder unterstrichen geht es weiter: »Wo ich bin, ist Deutschland ...«. ⁴⁶Auf den Seiten 194 und 195 mit zwei gelben Sternen markiert ⁴⁷ finden sich mehrere der bisher beschriebenen Akzentsetzungen der Wolf'schen Thomas-Mann-Lektüren vereint: das Interesse am biographischen Kern des Romans *Doktor Faustus*, das Motiv der tiefen Einsamkeit als ›Preis‹ der Kunstproduktion, die Tagebuchanmerkungen Manns zu seinem ersten Enkel Frido, ⁴⁸ das Eingehen dieser besonderen Beziehung in den Roman und damit die Vermischung der Sphären und nicht zuletzt die Relevanz der historisch-konkreten gesellschaftlichen Umstände für das Schreiben (Abb. 8). Die Mehrfachmarkierung und erstaunliche Farbwahl ließe sich als Ausdruck größter Ambivalenz, ja Abwehr dem Verfahren Thomas Manns gegenüber deuten. Ebenfalls gelb markiert sind folgende Passagen auf den Seiten 228:

»Anfang November 1946. Beim ersten Echo-Kapitel (XLIV): Ich schilderte den zarten Kömmling im Elfenreiz, steigerte eine Zärtlichkeit meines eigenen Herzens ins nicht mehr ganz Rationale, zu einer Lieblichkeit [...].« »Anfang Dezember 1946. Am zweiten Echo-Kapitel gearbeitet: An Echos Todeskrankheit, mit Leid: [...]. Das ›göttliche Kind‹ sollte dem, der nicht lieben durfte, dem Mann der ›Kälte‹, genommen werden, das war längst verhängt und beschlossen.« Schließlich auf Seite 230: »Der Kleine, ein elfenhaft idealisierter Frido, ist gewiß das Schönste im ganzen Buch, und dann holt ihn der Teufel.« ⁴⁹

Offenbar nimmt die Vertreterin des Konzepts subjektiver Authentizität anhand der Selbstzeugnisse Thomas Manns eine Grenzziehung vor.

46 Thomas Mann. Eine Chronik seines Lebens (Anm. 10), S. 149 f. Als Quellenangabe dort: um 1938, unveröffentlicht, Calif. Niederschrift »Tagebuchblätter«; Yale University; mitgeteilt von Herbert Lehnert in *The Germanic Review*, New York, November 1963.

47 Wie auf Seite 195 oben rechts der Beginn der Niederschrift des Romans ist mit zwei gelben Kreuzen oben auch der Eintrag zur Beendigung von *Doktor Faustus* auf Seite 231 markiert.

48 Anstreichung Geburt des ersten Enkels [Frido 1949, Sohn Michael Manns/»Bibi«], Chronik (Anm. 10), S. 168. Frido auch S. 178, 180, 189, 194 f., 217, 220, 228, 230. Die des zweiten, der Enkelin Angelika Ende 1940, S. 171 und 172 ist nicht angestrichen, auch nicht der Besuch der Familie Michael Manns mit Fridolin in Pacific Palisades S. 178 oder etwa die Geburt des dritten und vierten Enkels, S. 185. S. auch Chronik (Anm. 10), S. 217 und Tagebücher 1951–1952 (Anm. 38), S. 317.

49 Aus: Die Entstehung des *Doktor Faustus*, in: Chronik (Anm. 10), S. 228 f. gelb unterstrichen und am Rande markiert; Thomas Mann an Elisabeth Mann Borghese, Briefe II, in: Chronik (Anm. 10), S. 230, gelb unterstrichen und mit schwarzem Kugelschreiber am Rand markiert.

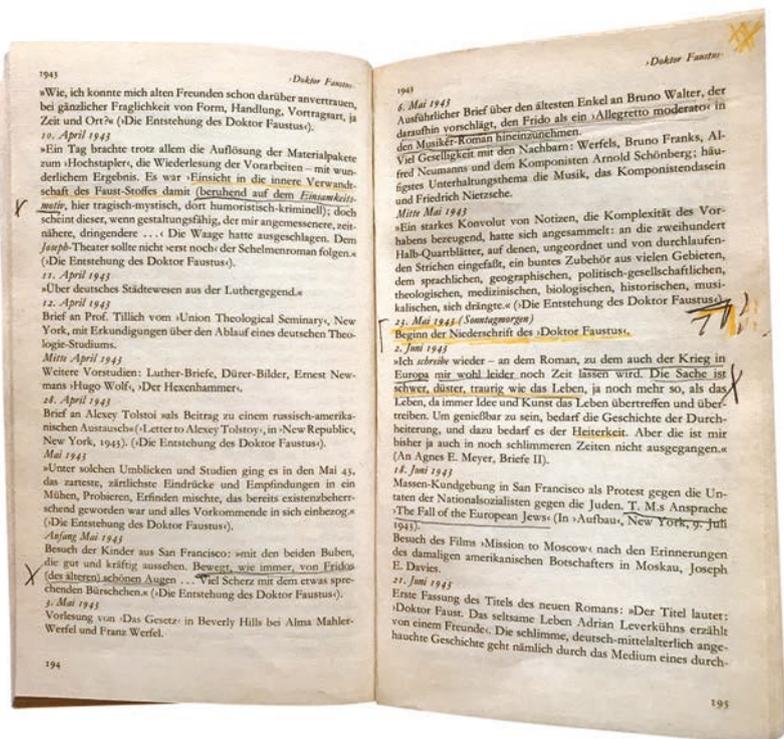


Abb. 8: Chronik S. 194 mit gelber Markierung.

Gerade dort, wo nahe Personen und Ereignisse der eigenen Biographie in die literarische Konstruktion eingehen, sieht die Erfinderin der Gattung »Kindheitsmuster« genauer hin. Die Brisanz ihrer Hervorhebungen wird erst erkennbar, wenn man sie ins Verhältnis zur literarischen Praxis der Lesenden setzt. Eine Prosa, die von der frühen Erzählung *Juninachmittag* (1967), *Nachdenken über Christa T.* (1968) und *Kindheitsmuster* (1976) über *Störfall* (1987), *Sommerstück* (1989) und *Was bleibt* (1990) bis zu *Stadt der Engel* (2010) mit dem ästhetischen Potential autobiographischer Grundierung der Fiktion spielt, ohne im Autobiographischen aufzugehen, hat stetige Abgrenzung zwischen Leben und Schreiben zur Voraussetzung. Wie wichtig der Autorin das Erschreiben einer jeweils spezifischen (dosiert distanzierenden) Erzählhaltung und poetischen Stimme war, weiß man, seitdem die Herausgeberin der Werkausgabe Sonja Hilzinger die 35 Anfänge für *Kindheitsmuster* öffentlich zugänglich machte. Vor diesem Hintergrund erscheint das Gelb der Lesespur in der *Thomas-Mann-Chronik* nicht mehr so eindeutig als Ausdruck

moralischer Distanzierung, sondern vielmehr als Hinweis auf ein Schlüsselproblem der eigenen Poetologie. Die Mikrohistorie des Buchgebrauchs verspricht Aufschluss über Widersprüche der literarischen Produktion. An die Stelle der Perspektive auf Christa Wolf als (abstrakte) Autorin von Texten tritt eine neue auf Wolf als Autorin von Büchern.⁵⁰ Zwischen der privaten Bibliothek einer Schreibenden und ihrer Autorschaft zeigen sich Zusammenhänge, denen nachzuforschen sich lohnt.

50 Zur Unterscheidung beider Konzepte vgl. Dirk Werle (Anm. 2), S. 29.

III Poetologie

Andreas B. Kilcher

Bücher aus Büchern

Bibliothekarisches Schreiben in Thomas Manns Josephsroman

Man macht mir den Vorwurf, ich sei nicht originell. Man sollte doch finden und erfinden unterscheiden. Was ist überhaupt Stoff unserer Geschichte? Fast alles lässt sich bis auf die entfernteste Periode des Menschengeschlechts zurückführen. Woher nahmen die Mauren den Stoff der contes und fabliaux, woraus die Provençalpoesie und später die romantische Epopoe der Italiener hervorging? Haben nicht Shakespeare und Milton fast allen Stoff entlehnt? Woher nahm Homer seinen Stoff? [...] die Bearbeitung des Stoffs ist die wahre Erfindung.

Christoph Martin Wieland¹

In dem »Höllenfahrt« betitelten »Vorspiel« des Romans *Die Geschichten Jaakobs* (1933), im ersten Anfang der Tetralogie *Joseph und seine Brüder*, entwirft Thomas Mann eine bemerkenswerte Vorstellung vom Anfangen. Er evoziert die mythische Idee des Ursprungs, den Mythos vom Ursprung als Idee des Mythos überhaupt – allerdings nur, um diesen mit seinem Gegenstück, dem historischen Denken, der Geschichte zu konfrontieren. Die Betrachtung der Dinge als immer schon und immer nur gewordene hebt die Vorstellung des absoluten Anfangs auf. Aus dem Nullpunkt wird die immer neue Umwandlung eines längst schon Vorhandenen, ein System von »Anfängen und Vorlagerungen«. Es ist das Primat des Sekundären gegenüber der Ursprungsidee.

Folgerecht wird die Frage nach dem Ursprung im Romananfang zu einem infiniten Regress.² Jedes Spiel hat ein »Vorspiel«, wie die Einleitung konsequent benannt ist und von Mann gegenüber seiner Tochter Erika selbstironisch auch als »eine Art von essayistischer oder humoristisch-pseudowissenschaftlicher Fundamentlegung« charakterisiert wurde,³ wobei der

1 Zitiert in: Christoph Martin Wieland: *Geschichte des Agathon*, hg. von Klaus Manger, Frankfurt a. M. 1986 (= Werke in 12 Bänden, Bd. 3), S. 938.

2 Vgl. Thorsten Wilhelmy: *Legitimitätsstrategien der Mythosrezeption*. Thomas Mann, Christa Wolf, John Barth, Christoph Ransmayr, John Banville, Würzburg 2004; zu Manns Joseph S. 81–180.

3 Thomas Mann an Erika Mann am 23. 12. 1926, in: *Dichter über ihre Dichtung*. Thomas Mann, hg. von Hanns Wysling, Bd. II 1918–1943, 1979, S. 9.

Begriff des Fundaments eine Ironie in sich trägt: Es geht Mann gerade darum, dass ein solches fehlt. Es ist dies eine Form, die an Laurence Sternes und Jean Pauls enzyklopädisch-essayistische Digressionstechnik erinnert, mit der die geschlossene Romanform im Sinne der aristotelischen Poetologie des »Ganzen« auch durch Verschachtelungen von Vorreden (»Vorreden der Vorreden«) oder Appendixen (»Appendix des Appendix«) aufbricht, wodurch Anfänge wie auch Enden immer weiter und immer neu zurückweichen.⁴ »Ein Ganzes ist«, so definiert Aristoteles in der *Poetik*, »was Anfang, Mitte und Ende hat.« Und folglich: »Ein Anfang ist, was selbst nicht mit Notwendigkeit auf etwas anderes folgt, nach dem jedoch natürlicherweise etwas anderes eintritt oder entsteht.«⁵ Thomas Manns Anfang dagegen folgt notwendig auf etwas Vorgelagertes und gleicht damit vielmehr der aristotelischen Mitte: »Eine Mitte ist, was sowohl selbst auf etwas anderes folgt als auch etwas anderes nach sich zieht.« Anzufangen bedeutet demnach, um wieder mit den konsequent im Plural betitelten *Geschichten Jaakobs* zu sprechen, kein Aufsteigen auf eine Höhe, sondern vielmehr ein Absteigen in einen unergründlichen Schacht, eine Höllen- oder Höhlenfahrt mithin, wie schon der allererste Satz des Romans konstatiert: »Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?«⁶

Das »Vorspiel« exemplifiziert diesen Abstieg als *myse en abyme*, als Unmöglichkeit des uranfänglichen Anfangens an einer potentiell unabschließbaren Beispielkette, man könnte doppelsinnig auch sagen: an immer neuen *Fällen*. Gezeigt wird dies an den Vorstellungen vom Menschen und seinen vielfältigen zivilisatorischen Leistungen, um stets zu ein und derselben Erkenntnis eines immer weiter zurückweichenden Anfangs zu gelangen. Aus der Unhintergebarkeit des Anfangs wird die Unhintergebarkeit der Verspätung. Sie steht dem Mythos des Ursprungs ebenso entgegen wie der mythischen (Nietzscheanischen) »ewigen Wiederkunft des Gleichen«. »Denn Wiederkehr ist Abwandlung«, so reflektiert der Erzähler später im

4 Vgl. Andreas Kilcher: *mathesis und poiesis. Die Enzyklopädik der Literatur 1600 bis 2000*, Paderborn 2003.

5 Aristoteles, *Poetik*, Griechisch/Deutsch, übers. und hg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1982, S. 25.

6 Thomas Mann: *Joseph und seine Brüder I: Die Geschichten Jaakobs. Der junge Joseph*, Kommentar von Jan Assmann, Dieter Borchmeyer und Stephan Stachorski unter Mitwirkung von Peter Huber (= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe: Werke, Briefe, Tagebücher, Bd. 7.2), Frankfurt a. M. 2018, S. IX. Im Folgenden werden Zitate aus diesem Band im Text ohne Bandangabe mit Seitenangaben zitiert. Zitate aus dem zweiten Band (*Joseph und seine Brüder II: Joseph in Ägypten. Joseph der Ernährer*, dieselben Herausgeber, Frankfurt a. M. 2018) werden mit der zusätzlichen Bandangabe »Band II« zitiert.

3. Band der Tetralogie *Joseph in Ägypten* dagegen im Bild des Kaleidoskops, »und wie im Guckrohr ein immer gleicher Bestand an farbigen Splintern in immer wechselnde Schauordnungen fällt, so bringt das spielende Leben aus dem Selben und Gleichen das immer Neue hervor [...]« (Bd. II, S. 854) Der irreduzible Regress ist also keine remythisierende, vielmehr eine demythisierende Erkenntnis, die in Manns Roman performativ als eine ursprungs- und ziellose Verschiebung, als eine Art »différence« im Sinne Jacques Derridas erscheint, so Derrida in seinem Buch über die »Randgänge (Marges) der Philosophie«, als eine rekursive Bewegung ohne *arché* und *telos*.⁷ Die »Höllenfahrt« und der »Brunnenschlund« sind dabei nicht die einzigen Metaphern von Manns Erzähler für dieses Prinzip der ursprungslosen Verschiebung; an ihrer Seite stehen etwa die immer weiter zurückweichenden »Küstenkulissen«. (S. XXI)

Diese *myse en abyme* des Anfangens gilt insbesondere auch für das Schreiben. Es erweist sich in besonderem Maß als fundamental nicht-original, als immer schon sekundär, nachträglich, epigonisch. Es gilt geradezu: Die Schrift ist das Primat der Sekundarität. Sie ist immer schon verspätet. Schreiben heißt eigentlicher: wiederschreiben und umschreiben. Das gilt sowohl für das Schreiben des Historikers und Philologen, obwohl dieser doch mit Quellen und Urkunden argumentiert und sein Selbstverständnis auf Ursprungserzählungen begründet, als auch für den literarischen Schriftsteller, obwohl jener doch Genialität und ingeniose Erfindungsgabe behauptet und sein Selbstverständnis auf Autorschaft begründet. Entgegen diesen klassischen Vorstellungen und Behauptungen von Ursprünglichkeit also erweisen sich gerade das historische wie auch das literarische Schreiben als fundamental verspätet. Diese Schreibweisen bauen immer schon auf vorgängig Geschriebenem auf. Hier gilt: Schrift entsteht aus Schrift, Bücher aus Büchern.

Auf eben diese Weise werden im »Vorspiel« – um ein Beispiel dafür zu geben – symptomatisch jene »schönen babylonischen Verse« eingeführt, die der junge Joseph »auswendig wusste« (S. XX). Sie lassen sich als Teile des *Gilgamesch*-Epos identifizieren, das dem Roman in manchen Teilen als Subtext zugrunde liegt, namentlich mit der Sintflut-Erzählung. Bemerkenswert ist schon die Art und Weise, wie der junge Joseph diese »Verse« kennenlernt: durch Reisende einerseits, seinen Lehrer Eliezer andererseits. Dieser wird vorgestellt als Jaakobs ältester Knecht, ein »gelehrter Greis« (S. 371), der Joseph in »vielen nützlichen und übernützlichen Kenntnissen« (IV, 121) un-

7 Jacques Derrida: »La différence«, in: *Marges de la philosophie*, Paris 1972, S. 1–30.

terrichtet und Besitzer einer großen Bibliothek ist, die für Joseph gleichsam eine weite Küstenkulisse seines Wissens und Schreibens bildet. Sie enthält »zahlreiche Schriftstücke, die die Sterne betrafen, Hymnen an Mond und Sonne, Zeittafeln, Wetterchroniken, Steuerlisten sowie Bruchstücke großer Versfabeln der Urzeit«, deren Keilschrift Joseph »mit dem Zeigefinger« liest und abschreibt (S. 381):

Wir erwähnten [...], daß Joseph schöne babylonische Verse auswendig wußte, die aus einem großen und schriftlich vorliegenden Zusammenhange voll lügenhafter Weisheit stammten. Er hatte sie von Reisenden gelernt, die Hebron berührten und mit denen er in seiner umgänglichen Art Zwiesprache hielt, und von seinem Hauslehrer, dem alten Eliezer [...]. (S. XX)

Bemerkenswert ist nicht nur die doppelte Herkunft jener Verse als mündlich zirkulierende Erzählung einerseits (darauf ist noch einzugehen) und Schriftstück einer Gelehrtenbibliothek andererseits, sondern auch der nachfolgende Kommentar des Erzählers. Dieser nämlich erscheint als skeptischer Philologe, der diese erste Ursprungserzählung entzaubert und die vermeintliche »Urkunde« ihrerseits als bloße »Abschrift« eines 1000 Jahre älteren »Originals« historisiert, mehr noch: Bei genauerem Hinsehen muss jenes seinerseits wiederum als »Abschrift« eines weiteren »Dokumentes« aus noch älterer Vorzeit erachtet werden. In dieser progressiven *myse en abyme* des Schreibanfangs stellt sich konsequenterweise vor die fiktive Bibliothek Eliezers noch eine zweite, ältere, größere und – der Quelle nach – historische: die umfangreiche Bibliothek des assyrisch-babylonischen Herrschers Assurbanipal.

Dass Thomas Mann just diese Bibliothek ins Spiel brachte, ist auch vor dem Hintergrund des großen Aufsehens zu verstehen, das diese um 1900 erregte, nachdem im späten 19. Jahrhundert in Ninive, der vormaligen Hauptstadt des assyrischen Reichs am linken Ufer des Tigris, eben jene Keilschrift-Bibliothek gefunden wurde, die auf über 25.000 Tontafeln zahlreiche magische, religiöse, medizinische, philosophische und poetische Texte enthält und damit – neben der alexandrinischen Bibliothek – eine der bedeutendsten Bibliotheken der antiken Welt überhaupt war.⁸ Die entsprechenden Funde des britischen Archäologen Austen Henry Layard in Ninive

8 Vgl. *Ancient Libraries*, hg. von Jason König, Katerina Oikonomopoulou, Greg Woolf, Cambridge 2013; Yun Lee Too: *The idea of the library in the ancient world*, Oxford 2010.

wurden in großen Teilen ins British Museum verschifft, wo u. a. der Assyriologe George Smith 1872 das Gilgamesch-Epos identifizierte, also jene Erzählung des halb-mythischen Königs Gilgamesch von Uruk, der sich auf der Suche nach der Unsterblichkeit zum Weisen Utnapischtim aufmachte, welcher dereinst die Menschen vor der Sintflut bewahrt hatte und dafür von den Göttern mit der Unsterblichkeit belohnt wurde.⁹ Die von diesen aufsehenerregenden Funden ausgehenden neuen Erkenntnisse über die orientalische Antike führten auch in Deutschland zu teils kontroversen Deutungen und Debatten, an denen u. a. auch der Gilgamesch-Übersetzer Alfred Jeremias, Friedrich Delitzsch und Arthur Ungnad beteiligt waren.¹⁰ Jeremias gehörte mit Hugo Winckler zu den Vertretern des sogenannten »Panbabylonismus«, die, wie in abgewandelter Form auch Friedrich Delitzsch in seinem kontroversen Vortrag *Babel und Bibel* (1902), die jüdische (und mit ihr auch die christliche sowie die ägyptische) Tradition dadurch dezentrierten, dass sie diese auf altbabylonische Wurzeln zurückführten, ergo »die babylonische Kultur mit Fug und Recht die älteste der Welt und zugleich die Mutter aller übrigen Kulturen des Alterthums genannt werden darf«,¹¹ so Fritz Hommel in *Geschichte Babyloniens und Assyriens* (1885). Arthur Ungnad, ein Schüler von Delitzsch, der 1911 eine Neuübersetzung des *Gilgamesch-Epos* vorlegte und dessen altorientalische Textsammlung *Die Religion der Babylonier und Assyrer* (1921) mit Gilgamesch- und Ishtar-Texten sich in Manns Bibliothek befindet, variierte den »Panbabylonismus« durch seine Pan-Subaräische Theorie.

Manns enzyklopädisch gelehrtes »Vorspiel« ist über diese historische Entdeckung des späten 19. Jahrhunderts sowie auch die nachfolgenden wissenschaftlichen Debatten bestens informiert. Das zeigt sich zunächst schon daran, dass es die philologische Entmythisierung des Ursprungs der Schrift konsequent durchspielt, exemplarisch anhand der Sintflut-Erzählung:

Nun denn, wir kennen diese Verse und Mären; wir besitzen Tafeltexte davon, die im Palaste Assurbanipals [...] zu Niniveh gefunden worden und

9 Vgl. A. Henry Layard: *Niniveh und seine Ueberreste*. Leipzig 1850; George Smith: *Assyrian Discoveries*. London 1875. Zum heutigen Bestand der Bibliothek im British Museum vgl. Jonathan Taylor: *A library fit for a king*, in: *The British Museum – Blog*: <https://blog.britishmuseum.org/a-library-fit-for-a-king/> (Zugriff am 28. 4. 2020).

10 Jeremias' deutsche Übersetzung erschien 1891 unter dem Titel *Izdubar-Nimrod*. Eine altbabylonische Heldensage. 1884 erschien ediert von Paul Haupt *Das babylonische Nimrodepos* (in der Reihe »Assyriologische Bibliothek«, hg. von Friedrich Delitzsch und Paul Haupt).

11 Fritz Hommel: *Geschichte Babyloniens und Assyriens*, Berlin 1885, S. 13.

von denen einige die Ur-Kunde der großen Flut, mit welcher der Herr die erste Menschheit um ihrer Verderbtheit willen vertilgt und die auch in Josephs persönlicher Überlieferung eine so bedeutende Rolle spielte, in zierlicher Keilschrift auf graugelbem Tone darbieten. Offen gestanden ist aber das Wort »Urkunde«, wenigstens seinem ersten und eindrucksvollsten Bestandteile nach, nicht ganz genau am Platze; denn jene schadhafte Täfelchen stellen Abschriften dar, die Assurbanipal, ein der Schrift und dem befestigten Gedanken sehr holder Herr [...] und eifriger Sammler von Gütern der Gescheitheit, nur einige sechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung von gelehrten Sklaven herstellen ließ, und zwar nach einem Original, das reichlich eintausend Jahre älter war [...]. In einem ganz überholten und unentwickelten Duktus ausgefertigt, ein hieratisches Schriftstück, muß es schon damals schwer zu entziffern gewesen sein, und ob seine Bedeutungen bei der Abschrift so ganz zu ihrem Rechte gekommen sind, bleibt zweifelhaft. Nun war aber dies Original nicht eigentlich ein Original, nicht das Original, wenn man es recht betrachtete. Es war selbst schon die Abschrift eines Dokumentes aus Gott weiß welcher Vorzeit, bei dem man denn also, ohne recht zu wissen, wo, als bei dem wahren Originalen haltmachen könnte, wenn es nicht seinerseits bereits mit Glossen und Zusätzen von Schreiberhand versehen gewesen wäre, die dem besseren Verständnis eines wiederum urweit zurückliegenden Textes dienen sollten, wahrscheinlich aber im Gegenteil der modernen Verballhornung seiner Weisheit dienten – und so könnten wir fortfahren, wenn wir nicht hoffen dürften, daß unsere Zuhörer schon hier erfassen, was wir im Sinne haben, wenn wir von Küstenkulissen und Brunnenschlund reden. (S. X f.)

Wenn es von Josephs Lernen dann heißt: »Er las und schrieb [...]« (S. 381), so ist die Technik seines offenkundig und freimütig nicht ursprünglichen Schreibens präzise auf den Punkt gebracht: Es ist eine rezeptive Produktion, ein lesendes Schreiben aus Lektüren heraus, ein marginales Schreiben daher auch, das, so heißt es im Text ausdrücklich weiter, von »Glossen und Zusätzen« ausgeht, oder in einem Wort gesagt: ein bibliothekarisches Schreiben, ein Schreiben aus Büchern, aus Bibliotheken, kurzum: »Bibliotheksliteratur«.¹² Für diese gilt immer schon die medientheoretische Tautologie: Bücher entstehen aus Büchern.

Diesen Umstand bestätigt auf bemerkenswerte, zugleich performative

12 Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln 2000, S. 7.

Weise auch der Name »Joseph« selber, der sich förmlich als eine Allegorie dieser Bücherwelt erweist. Nicht nur wird er als »das buchgelehrte Kind« (S. 37) zu Füßen Jaakobs bezeichnet; der Name *Joseph* wird schlicht auf das Wort »Buch« – im Hebräischen *Sefer* – zurückgeführt. Dies jedenfalls suggeriert der Erzähler in einer poetologischen Wendung, die auch auf Manns eigenen etymologischen »Wortwitz« anspielt:

Er fing an, Wortwitz zu treiben, was ihn jederzeit freute, wozu er aber im Augenblick griff, um, eben wie mit den vorangegangenen Prahlerien, den Vater damit zu zerstreuen. Sein Name klang an das Wort *Sefer*, Buch und Schreibzeug an – zu seiner beständigen Genugtuung übrigens, denn im Gegensatz zu allen seinen Brüdern, von denen keiner schreiben konnte, liebte er die stilistische Beschäftigung und besaß so viel Gewandtheit darin, daß er recht wohl an einer Stätte der Urkundensammlung, wie Kirjath *Sefer* oder Gebal, als Schreibämting hätte dienen können [...]. (S. 37)

Diese mehrschichtigen, spielerisch-verrätselten Anspielungen des Namens »Joseph« sind auch deshalb so bemerkenswert, weil sie das bibliothekarische Schreiben nicht nur auf der Figurenebene allegorisch mit Joseph verbinden, sondern auch im Schreibvorgang performativ und poetologisch umsetzen, rekurren diese doch bei genauerem Hinsehen auf zumindest zwei orientalistische Lektüren Manns. Zum einen wird allein in dieser kurzen Passage die in Manns Nachlassbibliothek mit zahlreichen Anstreichungen überlieferte Untersuchung *Die Josephserzählung* (1921) des Frankfurter Rabbiners und Religionslehrers Jakob Horowitz erkennbar. Die Anspielungen darauf betreffen insbesondere die Frage nach Josephs Namen, wie zudem auch Briefe Manns an Horowitz bezeugen, den er als Experten für sein Großprojekt in dieser Sache auch persönlich anscrieb.¹³ Die Anspielung auf die »Städte des Buches« wiederum, *Kirjath Sefer* einerseits, *Gedal* andererseits, entstammen

13 Vgl. dazu den Brief vom 11. 6. 1927 an Jakob Horowitz, in dem Mann die Bedeutung der Namen erfragte: »Ist ›Jo‹ wirklich oder annehmbarer Weise ›Jeho‹ und Gottesname und der zweite Teil ›sefer‹ im Sinne von ›Buch‹, ›Schreibzeug‹, wie im Stadtnamen Kirjath *Sefer*?« Thomas Mann: Briefe III 1924–1932, ausgewählt, hg. von Thomas Sprecher, Hans Veget und Cornelia Bernini, Frankfurt a. M. 2011 [= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 23.1], S. 301. Jakob Horowitz geht in *Die Josephserzählung*, Frankfurt a. M. 1921, S. 124 ff. u. a. auf Josephs Namen ein, worauf Mann sich bezieht. In Manns Handexemplar, das in seiner Nachlassbibliothek (ETH Bibliothek, Signatur 2527) überliefert ist, ist die entsprechende Passage unterstrichen. Ein zweiter Brief Manns an Horowitz vom 7. 7. 1927 greift das Thema der Namen erneut auf. Vgl. ebd., S. 3.

offensichtlich dem von Mann ebenfalls intensiv gelesenen Klassiker *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients* (1904) des Gilgamesch-Übersetzers Jeremias, das ebenfalls mit zahlreichen Lesespuren in Manns Bibliothek erhalten ist. Dort heißt es zu diesen beiden Städtenamen: »Als ›Buchstädte‹ sind innerhalb Kanaans und Syriens durch ihre Namen gekennzeichnet: im Süden Kirjath Sepher, im Norden Byblos [...]«, wobei beide Namen – von Mann unterstrichen – erläutert werden, zuerst der Name »Kirjath Sepher«, der »mit dem nachgesetzten hieroglyphischen Determinativ für ›Schreibzeug‹ das hebr. Sepher wiedergibt« (Unterstreichung von Thomas Mann) und – weiterhin von Mann seitlich angestrichen: »Da die Schreibkunst in der höheren Schicht Kanaans auch in vorisraelitischer Zeit überall ihre Vertreter gehabt hat, muss der besondere Charakter der Stadt als ›Buchstadt‹ einen weiteren Sinn haben.«¹⁴ Zu »Byblos« wiederum heißt es: »So nennt man die Stadt Gebal in der hellenistischen Zeit als Buchstadt (βιβλίον). Der Name deutet auf eine alte Berühmtheit der Stadt als Mittelpunkt der Schreibkunst und eines Archivs.«¹⁵ (Hervorhebung von Thomas Mann)

In Manns philologisch-poetologischer Lese- und Schreibwerkstatt avanciert der Name »Joseph« damit nicht nur auf der Ebene des Erzählens als allegorisch aufgeladene Figur der Schrift und des Buches. Auch auf der performativen Verfahrensebene wird an der Josephs-Figur die Verdichtung der Sphäre der Bibliothek mit ihren materialen und medialen Voraussetzungen und ihren spielerischen poetologischen Techniken zwischen Lesen und Schreiben durchgespielt. Diese Josephs-Figur erweist sich dergestalt als Pate des (Mannschen) *poeta doctus* und seines doppelten Verfahrens des lesenden Schreibens und des schreibenden Lesens, mit einem Wort: der bibliothekarischen Schrift.

Die in der Figur und dem Namen des jungen Joseph prominente Positionierung des Modells des rezeptiven, epigonalen, marginalen, bibliothekarischen Schreibens am Romananfang unterstützt die Vermutung, dass es sich hierbei um die Exposition eines Verfahrens handelt, das Mann in seinem monumentalen orientalischen Romanprojekt nicht nur thematisiert, sondern selber auch umgesetzt hatte, dass folglich im Text selbstironisch-spielerisch

14 Alfred Jeremias: *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients*, Leipzig 1916, S. 245. Zu Kirjath Sefer heisst es bei Jeremias schon an früherer Stelle: »in der Verbindung mit Sippar steckt einerseits ein Wortspiel mit sipru (sefer) ›Buch‹ (vgl. Kirjath-Sepher).« Ebd., S. 126. Der Name war sinnigerweise ab 1924 – seit der Gründung der Hebräischen Universität in Jerusalem – auch der Titel des bibliographischen Organs der jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem. Vgl. Kirjath Sepher. *Bibliographical Quarterly of the Jewish National and University Library*, 1924 ff.

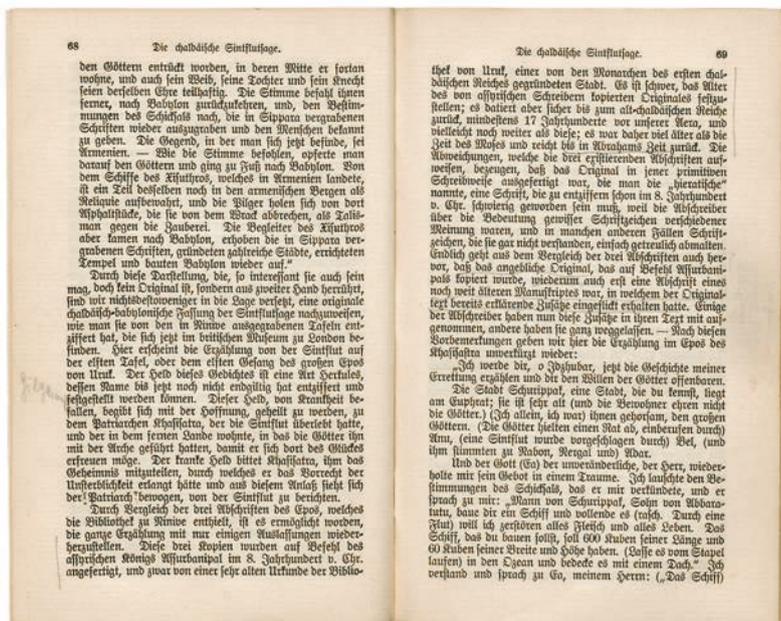
15 Jeremias: *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients*, Leipzig 1916, S. 246.

zur Schau gestellt wird, was den Roman poetologisch leitet. Allein die halb zitierenden Anspielungen auf Horovitz' *Die Josephserzählung* und Jeremias' *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients* legt dies nahe. Bei weiterer Analyse lässt sich für diese Vermutung allein im »Vorspiel« manche weitere Bestätigung finden. So erweist sich ausgerechnet jene Passage, die das vermeintliche »Original« als »Abschrift« entmystifiziert, um wieder darauf zurückzukommen, als ein fast wörtliches Zitat aus Ignatius Donnelly's Buch *Atlantis, the Antediluvian World* (1882), das der amerikanische Populär- und Pseudowissenschaftler Donnelly ebenfalls unter dem Eindruck des Fundes von Ninive verfasst hatte. Die deutsche Übersetzung von Donnelly's Bestseller *Atlantis, die vorsintflutliche Welt* (1911) ist ebenfalls in Manns Bibliothek erhalten. Mehr noch: Das Buch ist ebenfalls mit zahlreichen Anstreichungen und Randbemerkungen versehen und kann damit nicht nur Manns Vorstellung des Anfangens des Schreibens und der Kultur, sondern zugleich auch seine schriftstellerische Arbeitsweise beispielhaft vor Augen führen. Donnelly datiert das angebliche »Original« in »Abrahams Zeit« zurück – was Mann unterstrich – und schreibt es der nochmals älteren Bibliothek von Uruk aus dem ersten chaldäischen Reich zu –, ein Aspekt, den Mann im »Vorspiel« nicht ausdrücklich erwähnt, wiewohl in der Logik des zurückweichenden Anfangs auch für Bibliotheken impliziert. Mit Blick darauf schreibt Donnelly von dem vermeintlichen »Original«, das den drei Abschriften aus Assurbanipals Bibliothek zugrunde liegt, Folgendes, wobei Manns Unterstreichungen – hier ausgewiesen – bezeichnend sind (Abb. 1):

Endlich geht aus dem Vergleich der drei Abschriften auch hervor, daß das angebliche Original, das auf Befehl Assurbanipals kopiert wurde, wiederum auch erst eine Abschrift eines noch weit älteren Manuskriptes war, in welchem der Originaltext bereits erklärende Zusätze eingeflickt erhalten hatte.¹⁶ (Hervorhebungen in Manns Exemplar.)

Bemerkenswert ist zum einen auf der Ebene der Lektüre- und Schreibpraxis, dass Mann diese Passage zunächst im Leseprozess unterstrichen hatte, also schreibend (mit dem Stift) las, um diese sodann im Schreibprozess fast wörtlich zu zitieren bzw. genauer abzuschreiben, also lesend (mit dem Buch) schrieb. Bemerkenswert ist zum Zweiten auf einer konzeptuellen

16 Ignatius Donnelly: *Atlantis – die vorsintflutliche Welt*, Deutsch von Wolfgang Schaumburg, Esslingen 1911, S. 69, Werk aus der Nachlassbibliothek von Thomas Mann im Thomas Mann Archiv, ETH Zürich, Signatur: Thomas Mann 4799 T (Mann besaß die zweite Auflage, 6.-11. Tausend, die noch 1911 erschien).

Abb. 1: Ignatius Donnelly, *Atlantis, die vorsintflutliche Welt*, 1911, S. 69

(Exemplar aus dem Bestand von Thomas Manns Bibliothek, ETH Zürich, Signatur: Thomas Mann 4799 T).

Ebene die Inszenierung der philologisch-literarischen Technik einer Art von Abschreiben, wie sie Mann seinerseits – als Lesender und zugleich als Schreibender zugleich – umsetzte. Das ohne Anführungszeichen gebrachte Zitat aus Donnellys Atlantikbuch sowie die Art und Weise, wie sein Protagonist *Joseph* lernt und wofür er vermittels seines Namens allegorisch steht – das *Sefer* –, kann folglich auch als ein indirekter selbstironischer Kommentar auf Manns eigenes Verfahren gelesen werden. An anderer Stelle reklamierte er eben dieses Verfahren für sich auch explizit, allerdings nicht mehr innerhalb des Romans, sondern in einem Brief an Adorno Ende 1945: »[...] ich weiß nur zu wohl, dass ich mich *schon früh in einer Art von höherem Abschreiben geübt* habe.«¹⁷

Bei genauerem Hinsehen wird also allein in den ersten Kapiteln der *Geschichten Jaakobs* die Ähnlichkeit von Manns wissenspoetologischem Schreibverfahren mit Josephs gelehrten Lese- und Schreibtechniken vielfach deutlich. Von dieser zuerst aus Büchern lernt, so schafft Thomas Mann

17 Brief an Theodor W. Adorno vom 30. 12. 1945, in: *Briefe 1937–1947*, hg. von Erika Mann, Frankfurt 1963, 470.

nicht so sehr als individueller Autor voraussetzungslos aus seiner genuinen Phantasie. Vielmehr verbindet auch er Lesen und Schreiben zu *einem* Arbeitsprozess: einer bibliothekarischen Transmutation von Büchern. Auch für Manns Schreiben gilt: Bücher entstehen aus Büchern. Wie sein altorientalischer Protagonist aus den ›unergründlichen Tiefen‹ der Bibliotheken Eliezers, Assurbanipals und Uruks schreiben lernt, so bildet auch bei Mann die Bibliothek einen hypertextuellen Resonanzkörper der Zirkulation von produktivem Lesen und rekursivem Schreiben, das im »Vorspiel« an den Küstenkulissen bildlich treffend als »System von Vorlagerungen, örtlichen Ansiedelungen und Zurückverweisungen« (S. XXXVIII) charakterisiert wird.

Das ließe sich vordergründig an der Bibel bzw. konkreter einzelner ihrer Bücher und Geschichten durchspielen, etwa derjenigen der Urväter Abraham, Isaak, Jakob und Joseph. Bekanntlich ist die Bibel das Paradebeispiel der Entzauberung einer vermeintlich uranfänglichen Offenbarung. Seit der Aufklärung hat die historisch-kritische Exegese – als Textkritik, Literarkritik, Quellenkritik, Formkritik, Traditionskritik – die Bibel als kanonisierte, konventionalisierte und kontingente historische Bibliothek entmystifiziert, die ihrerseits auf einer Vielzahl altorientalischer Quellen aufbaut.¹⁸ Dass die Bibel demnach nicht nur (textkritisch) eine heterogene Assemblage aus Büchern ist, sondern genauer (quellenkritisch) eine verspätete und hybride Bibliothek altorientalischer, nicht nur ägyptischer, sondern babylonischer Bücher und Bibliotheken, kann das Beispiel des Gilgamesch-Epos und der darin eingelagerten Sintflut-Erzählung (die zudem ihrerseits wiederum auf älteren Mythen wie dem altbabylonischen Atrachasis-Epos beruht) exemplarisch vor Augen führen.¹⁹ Symptomatisch dafür ist etwa, um hier nochmals auf die Bibel-Babel-Debatte zu verweisen, Friedrich Delitzschs orientalische Kontextualisierung der Bibel: »Die Bibel war für die vorderasiatische Welt von etwa 550 v. Chr. ab aufwärts die einzige Quelle [...]. Jetzt auf einmal fallen die den alttestamentlichen Schauplatz vornehmlich nach rückwärts abschliessenden Wände, und ein frischer, belebender Wind aus dem Osten, gepaart mit einer Fülle von Licht, durchweht und durchleuchtet das ganze altehrwürdige Buch und zwar um so intensiver, als das hebräische Altertum von Anfang bis zu Ende gerade mit Babylonien und Assyrien verkettet ist.«²⁰

Diese Offenheit und Heterogenität gilt aber nicht nur für die Entstehung und Gestalt des Bibliothek-Textes, sondern auch für seine Rezeption: sein

18 Vgl. Hans-Joachim Kraus, *Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments*, Neukirchen-Vluyn 1988.

19 Vgl. Gian A. Caduff: *Antike Sintflutsagen*, Göttingen 1986.

20 Friedrich Delitzsch: *Babel und Bibel*, Leipzig 1903, S. 5.

Nach- und Weiterleben in einer wiederum schier unerschöpflichen Kommentar- und Erzählliteratur. Diese philologisch-epische Literatur, die die biblischen Mythen weiter entfaltet und ausschmückt, heißt im Judentum – im Unterschied zum Gesetz, der »Halacha« – die »Aggada«, die Erzählung, die gleichfalls wesentliche Teile von Talmud und Midrasch prägen. Im gelehrten »Vorspiel« der *Geschichten Jaakobs* nennt Mann diese »hebräischen Kommentare zur Urgeschichte« (S. XLIX) ausdrücklich, wobei sein Begriff des Kommentars dafür treffend gewählt ist; er impliziert ganz das Primat des Sekundären, Literarischen.²¹ Zu den mittelalterlichen nachbiblischen Kommentaren kommen die modernen europäischen Nacherzählungen dieser antiken und mittelalterlichen orientalischen Erzählliteratur, namentlich etwa die Thomas Mann vorliegenden *Sagen der Juden* (1913–1927) und *Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen* (1916–1923) von Micha Joseph Bin Gorion.²² Eine besondere Stellung nehmen dabei jene aggadischen Werke ein, die speziell die Josephsgeschichte betreffen, namentlich das *Sefer Hajashar*, das Bin Gorion unter dem Titel *Joseph und seine Brüder. Ein altjüdischer Roman* (1917) in deutscher Übersetzung herausgab und sich wie die anderen genannten aggadischen Legendenwerke in Manns Bibliothek befindet – mit Anstreichungen und Randbemerkungen versehen.

Manns Roman der Josephsgeschichte greift die Poetologie der aggadischen Kommentarform der Nacherzählung auf und setzt sie als neuerliche und erweiterte Nacherzählung fort. Das Prinzip entnimmt er dabei nicht allein der jüdischen-aggadischen Literatur, sondern auch einer Bemerkung Goethes im viertem Buch von *Dichtung und Wahrheit*, wo jener gerade für die Josephs-Erzählung die aggadische Poetik des »Ausmalens biblischer, nur in Umrissen gegebener Charaktere und Begebenheiten« fordert. Thomas Mann war diese Bemerkung natürlich bekannt; er hat sie in Horowitz' Untersuchung *Die Josephserzählung* vorgefunden (Abb. 2) und just dieses Goethe-Zitat unterstrichen: »Höchst anmutig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins einzelne auszumalen.«²³ Erzählt wird bei Mann folgerecht nicht *ab ovo*,

21 Vgl. Andreas B. Kilcher, Liliane Weissberg (Hg.): Nachträglich, grundlegend. Der Kommentar als Denkform der jüdischen Moderne von Hermann Cohen bis Jacques Derrida, Göttingen 2018.

22 Vgl. Johannes Sabel: Die Geburt der Literatur aus der Aggada. Formationen eines deutsch-jüdischen Literaturparadigmas, Tübingen 2010.

23 Johann Wolfgang von Goethe: Werke, Kommentare und Register, hg. von Erich Trunz, Hamburger Ausgabe, Bd. 9, München 1981, S. 141. Vgl. Horowitz: Die Josephserzählung, S. 7. Vgl. Manns Handexemplar im Thomas-Mann-Archiv, ETH Zürich.

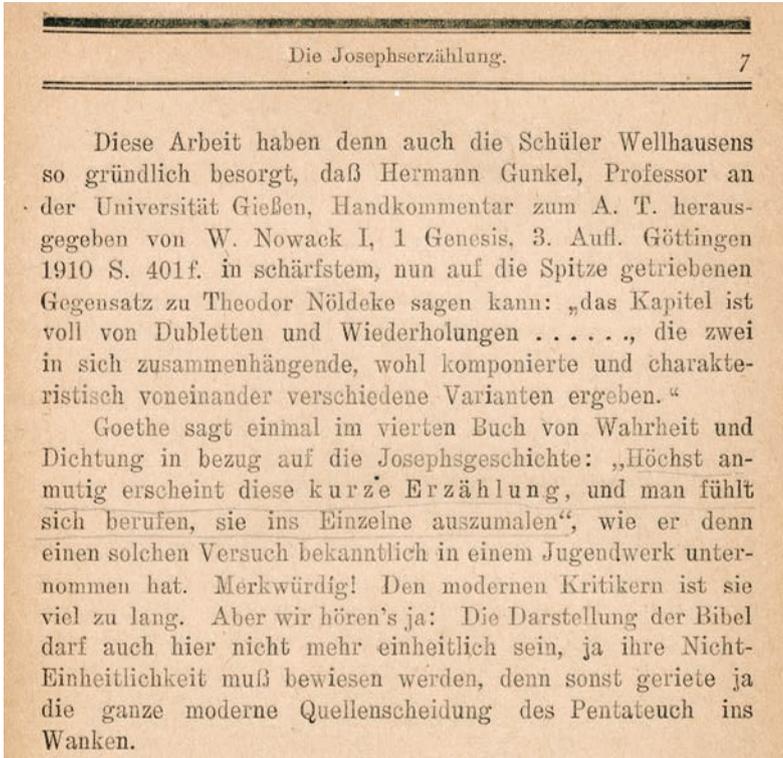


Abb. 2: Quelle: Jakob Horovitz: Die Josephserzählung. Frankfurt a.M. 1921, S. 7 (Exemplar aus dem Bestand der Thomas Mann Bibliothek, ETH Zürich, Signatur: Thomas Mann 2527).

vielmehr potenziert und expandiert er das Prinzip des Nacherzählens und »Ausmalens« konsequent, wie der Erzähler für die »Josephsgeschichte« ausdrücklich festhält:

Niemals sind wir darauf ausgegangen, die Täuschung zu erwecken, wir seien der Urquell der Geschichte Josephs. Bevor man sie erzählen konnte, geschah sie; sie quoll aus demselben Born, aus dem alles Geschehen quillt, und erzählte geschehend sich selbst. Seitdem ist sie in der Welt; jeder kennt sie oder glaubt sie zu kennen, denn oft genug ist das nur ein unverbindliches und ohne viel Rechenschaft obenhin träumendes Ungefähr von Kenntnis. Hundertmal ist sie erzählt worden und durch hundert Mittel der Erzählung gegangen. (S. 847f., Bd. II)

Als Erzählung war die Aggada, wiewohl vielfach verschriftlicht, ursprünglich eine mündliche Form: In der jüdischen Tradition gilt sie als Teil der »mündlichen Tora«, *tora-sche-bealpeh*. Es ist daher konsequent, dass Joseph, wie angesprochen, jene Versdichtung nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich vermittelt wird, treffend zudem durch »Reisende«. Auch das hat System, kann doch das orale nachbiblische Erzählen in einem doppelten – buchstäblichen wie metaphorischen – Sinn als elementar deterritorial bzw. diasporisch verstanden werden: als ein nomadisches Umkreisen eines schon viele Male Umkreisten. Auch mit Bezug auf die primordialen Nomaden der Bibel, die Urväter von Abraham bis Joseph, wird dieses Erzählen im »Vorspiel« daher dem Mond zugeschrieben, dem sekundären Wandertrabanten *par excellence*:

Des Erzählers Gestirn – ist es nicht der Mond, der Herr des Weges, der Wanderer, der in seinen Stationen zieht, aus jeder sich wieder lösend? Wer erzählt, erwandert unter Abenteuern manche Station; aber nur zeltender Weise verharret er dort, weiterer Wegesweisung gewärtig [...].
(S. LVI)

Inwiefern sowohl das bibliothekarische Nachschreiben als auch das nomadische Nacherzählen ein Modell für Manns eigenes Vorgehen war, kann schon seine eigene Schreibsituation während der Entstehungszeit der Josephs-Tetralogie nahelegen. Zwar sind die ersten beiden Bände des Joseph noch vor 1933 in München entstanden, jedoch ist *Die Geschichten Jaakobs* erst im Herbst 1933 erschienen, als Mann aus dem anfänglichen Exil in Südfrankreich soeben nach Küsnacht bei Zürich weitergezogen war. Doch schon diese Bände thematisieren das absehbare Exil; noch offensichtlicher tun das die beiden folgenden Bände *Joseph in Ägypten* (1936) und *Joseph, der Ernährer* (1943), die das erzählte Exil Josephs ebenso mitreflektieren wie es als Prinzip eines nomadisch-mondhaften (»launischen«) Erzählens wirksam wird.²⁴

*

24 Vgl. Julia Schöll: Joseph im Exil: zur Identitätskonstruktion in Thomas Manns Exil-Tagebüchern und -Briefen sowie im Roman »Joseph und seine Brüder«, Würzburg 2004; Maria Giebel: Erzählen im Exil: eine Studie zu Thomas Manns Roman Joseph und seine Brüder, Bern 2001.

Doch nicht nur das flüchtige, orale Erzählen, sondern auch die physischen Bücher können sich als tragbare »Mobilien«, als nomadische Objekte erweisen. Was Heinrich Heine in der starken Wendung vom Buch als dem »portativen Vaterland« der Juden für die Moderne prägte, wurde als Schreibmodell das Programm des (jüdischen) Expressionismus sowie erneut erst recht des Exils nach 1933.²⁵ Das betrifft auch Manns eigene Bibliothek, die nach 1933 zu einer Exilbibliothek wurde und entsprechend seiner Emigration nach Zürich (1933), Princeton (1938), Los Angeles (1941) und schließlich 1952 wieder Zürich mehrfach disloziert werden musste. Dabei blieb sie nicht als Ganzes erhalten; selbst bei der Rückkehr in die Schweiz 1952 ließ Mann zahlreiche Bände in Kalifornien zurück.²⁶

Zur Dynamik dieser Exilbibliothek gehört auch, dass Mann diese – ihrer Natur nach eine Gebrauchs- und keine Sammlerbibliothek – im Zuge seiner Arbeit nach Bedarf erweiterte. Das gilt namentlich für die Literatur zum Kontext der Josephs-Tetralogie, wie die angeführten Beispiele zeigen können, die neben einer größeren Zahl weiterer Quellen stehen.²⁷ Tatsächlich baute Mann ein eigenes bibliothekarisches Korpus auf, das er gegenüber

25 Vgl. Andreas Kilcher: »Volk des Buches«. Zur Politik des Schreibens in der jüdischen Moderne, in: *Exil – Literatur – Judentum*, hg. von Doerte Bischoff, München 2016, S. 44–63.

26 Über die Dislozierung der Bibliothek schrieb Manns Sohn Golo: »Die Einrichtung der Häuser, der gemieteten, der neu gebauten, der gekauften, eines nach dem anderen, Küsnacht bei Zürich, Princeton, New Jersey, Pacific Palisades in Californien, Erlenbach am Zürichsee, Kilchberg, die »letzte Adresse«. Dabei pflegte der Vater es so zu halten, dass er in ein Hotel zog und wartete, bis alles fertig und in Ordnung war: die Bibliothek aufgestellt, der bric à brac des Schreibtisches am rechten Ort, alles, alles, wie er es gewohnt war. Dann nahm er Besitz und lobte, aber mit Massen.« Golo Mann zum Tod seiner Mutter. In: Klaus Hubert Pringsheim fonds, McMaster University. Zitiert in: Anke Jaspers: Onkel Tommys Hütte. Erinnerungen von Klaus Hubert Pringsheim an Pacific Palisades, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* XII (2018), 3, S. 120–127. Vgl. auch Gabriele Hollender, Marc von Moos, Thomas Sprecher: Die Bestände, in: Thomas Sprecher (Hg.): *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*. Frankfurt a. M. 2006, S. 331–366; sowie dort vor allem den Teil zur Nachlassbibliothek, S. 349–361.

27 Zum »Joseph« gibt es zahlreiche Studien, die die Quellen in den Blick nehmen. Vgl. etwa Franka Marquardt: *Erzählte Juden. Untersuchungen zu Thomas Manns Joseph und seine Brüder und Robert Musils Mann ohne Eigenschaften*, Münster 2003; Bernd-Jürgen Fischer: *Handbuch zu Thomas Manns »Josephsromanen«*, Tübingen 2002, insbesondere S. 43–59; Eckhard Heftrich: *Joseph und seine Brüder*, in: *Thomas-Mann-Handbuch*, hg. von Helmut Koopmann 2001, S. 447–474. Herbert Lehnert: *Thomas Manns Josephstudien*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 10, 1966, S. 378–405.

Max Brod treffend als seine »orientalische Handbibliothek« bezeichnete.²⁸ Nicht zufällig spielte Manns Austausch mit Brod beim Aufbau jener Handbibliothek zum Joseph eine besondere Rolle. Zwar war Brod bei Weitem nicht der einzige »Eliezer« für Manns Projekt, wie schon das Beispiel von Jakob Horowitz zeigen konnte. Dennoch bietet sich im folgenden zweiten Teil dieses Beitrags der Blick auf eben dieses Beispiel nicht zuletzt auch deshalb an, weil es bis anhin wenig beachtet wurde.

1953 schrieb Mann gegenüber dem Literaturwissenschaftler Eberhard Hilscher im Rückblick von einer Bibliothek, die er bereits um 1925 im Zuge der Vorbereitung der Josephsgeschichte aufbaute. Rund dreißig Jahre später war sie ihm allerdings nur noch als eine verlorene und vergessene Bibliothek erinnerlich:

Was [...] die Hilfswerke zum »Joseph« angeht, so ist die kleine Bibliothek einschlägiger Werke mythologischen, ägyptologischen, orientalistischen Inhalts, die sich damals zusammenfand, aufgelöst und zerstoßen, und ich weiß kaum noch etwas davon zu nennen, als »Die Bibel im Lichte des alten Orient« von Jeremias, »Die Sagen der Juden« von bin Gorion und dies und jenes Buch über Ägypten. Artikel in Zeitschriften und selbst Zeitungen – alles pickt man ja auf bei solcher Konzentration.²⁹

Nur wenige Jahre davor jedoch, in einem Brief an Ernst Wolf von 1950, vermochte Mann noch einen detaillierteren Rückblick auf die Josephs-Bibliothek zu geben:

Alfred Jeremias: »Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients«

A. Wiedemann: »Das alte Ägypten«

Bruno Meissner: »Babylonien und Assyrien«, 2 Bände

Howard Carter and A. C. Mace: (a. d. Engl.) »Tut-ench-Amun«

J. Wellhausen: »Israelitische und jüdische Geschichte«

»Die Religion der Babylonier und Assyrer«, Hymnen, Gebete, übertragen und eingeleitet von Arthur Ungnad

C. F. Lehmann-Haupt: »Israel. Seine Entwicklung im Rahmen der Weltgeschichte«

28 Thomas Mann: Briefwechsel mit Autoren, hg. von Hans Wysling, Frankfurt a. M., S. 86. Im Folgenden zitiert in Klammer als (BrAu).

29 Thomas Mann an Eberhard Hilscher, 8.10.1953, in: Dichter über ihre Dichtung (Anm. 2), S. 345.

- Arthur Weigall: »Echnaton und seine Zeit« (aus dem Engl.)
 Edgar Dacque: »Urwelt, Sage und Menschheit«
 A. M. Blackman: »Das hunderttorige Theben«
 I. Benzinger: »Hebräische Archäologie«
 M. J. bin Gorion: »Die Sagen der Juden« (3 Bände)
 »Die Josephslegende«, den persischen Dichtern Firdusi und Dschami
 nacherzählt von Ernst Roenau
 J. J. Bachofen: »Urreligion und antike Symbole« (3 Bände)
 Julius Braun: »Naturgeschichte und Sage, Rückführung aller religiösen
 Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre
 letzte Wurzel« (2 Bände) (München 1864)

Das ist nicht alles, aber das Hauptsächliche. Außerdem eine Menge einschlägiger in wissenschaftlichen Zeitschriften gefundener Artikel, die ich nicht mehr zu nennen weiß.³⁰

Um so aufschlussreicher ist es, dieses Verfahren der Konzentration und Absorption nicht nur im Rückblick, sondern auch in der Zeit zu beobachten, als Mann jene orientalische Handbibliothek als literarischer Resonanzkörper seines Schreibens aufgebaut hatte, also in den 1920er und 1930er Jahren. Der Austausch mit Brod spielte dabei eine exemplarische Rolle. Die beiden waren sich zwar nur wenige Male begegnet, zuerst 1932 in Prag und dann noch einige Male in den fünfziger Jahren in Zürich. Auch umfasst die Korrespondenz bloß rund 30 Briefe verteilt auf 50 Jahre zwischen 1904 und 1955. Dennoch war der Austausch tiefgreifend, auch indem sich die beiden Autoren nicht nur persönlich, sondern auch als Sprecher eines diskursiven Raums begegneten, der durch das komplexe Verhältnis von Juden und Deutschen geprägt war.

Als sie sich nach langer Unterbrechung um 1925 erneut zusammenfanden, hatten beide einen teils vergleichbaren Weg zurückgelegt: Beide begannen ihre Laufbahn um die Jahrhundertwende unter dem Eindruck von Nietzsches und Schopenhauers Ästhetizismus und – so Brod – »Indifferentismus«, der den an sich lebensunfähigen Künstlertypus feierte. So erkannte Brod in *Tonio Kröger* (1903) ein antibürgerliches ästhetizistisches Muster, wie er es in seinen Erzählungen *Tod den Toten!* (1906) und dem Roman *Schloss Nornepygge. Roman eines Indifferenten* (1908) seinerseits durchspielte. Doch dieses überwand Brod geradezu bekenntnishaft mit der entschiedenen Hinwendung zu einem kosmopolitischen Expressionismus sowie zugleich zum Judentum, das er

30 Thomas Mann an Ernest M. Wolf, 11.2.1950, in: Dichter über ihre Dichtung (Anm. 2), S. 335.

unter dem Eindruck Martin Bubers verstand, also einem universalistischen humanistischen Zionismus, den er durch Konzepte von Gemeinschaft, Tat, Liebe und Diesseitigkeit definierte.³¹ Manns eigene Hinwendung zu einem erklärten Humanismus nach dem Ersten Weltkrieg wiederum mochte auch zu seiner Mitgliedschaft beim *Deutschen Komitee Pro Palästina* beigetragen haben.³² Zur Erneuerung des zuerst 1918 unter dem Eindruck der Balfour Declaration vom deutschen Auswärtigen Amt gegründeten Komitees Ende 1926 verfasste Mann ein eigenes »Begrüßungsschreiben«, das der damalige Initiant Kurt Blumenfeld, der Leiter der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, im Berliner Hotel Kaiserhof verlas und auf diese Weise Manns Sympathie für den zionistischen »Plan« übermittelte, den er als »groß und schön und rührend und förderungswürdig« begrüßte.³³

Diese humanistische Wende bestätigte sich, als Mann im Herbst 1925 Brod dankte, nachdem dieser ihm im *Berliner Tagblatt* zum 50. Geburtstag gratuliert und seinen neuen Roman *Reubeni, Fürst der Juden* zugeschickt hatte. An der historischen Renaissance-Gestalt David Reubenis (ca. 1485–1538) spielte Brod die Idee eines aktiv handelnden, dadurch aber auch fehlbaren Judentums durch. Reubeni war ein mystisch-politischer Aktivist mit messianischer Sendung, reiste u. a. nach Ägypten und Palästina, gab sich als Bruder des Königs Joseph aus und suchte ein Bündnis von dessen orientalischem Königreich mit christlichen Herrschern sowie dem Papst, um das Heilige Land von Türkischer Herrschaft zu befreien und die zerstreuten Juden dorthin zurückzuführen. Auch Brods zionistische Interpretation dieser messianischen Figur konnte bei Mann auf Resonanz stoßen. Im November 1925 zollte er Brods orientalisch-jüdischem Roman nicht nur seinen Respekt, sondern kündigte auch ein eigenes, analoges Vorhaben an:

Seien Sie versichert, daß die Kühnheit und Kunst, womit Sie das Historische ergreifen und beseelen, mir größte Bewunderung einflößt, – die zu kultivieren ich allen Grund habe, denn Bewunderung ist die beste Lehrmeisterin, und ich bin selbst im Begriff, mich an Historisches und Halbhistorisches, Jüdisch-Arabisches nämlich, heranzutrauen. Gott weiß, ob etwas und was daraus wird. Jedenfalls ist Ihre Art, Atmosphäre zu geben,

31 Vgl. etwa Max Brod, Felix Weltsch: Zionismus als Weltanschauung, Mährisch-Ostrau 1925; Max Brod: Das Diesseitwunder, oder die jüdische Idee und ihrer Verwirklichung, Tel Aviv 1939.

32 Vgl. Josef Walk: Das »Deutsche Komitee Pro Palästina« 1926–1933, in: Bulletin des LBI 15 (1976) Nr. 52, Tel-Aviv, Bitaon, S. 162–193.

33 Deutsches Comité »Pro Palästina«, in: Jüdische Rundschau, 17. 12. 1926, Titelseite.

nicht durch artistische Mittelchen, sondern durch eine ernste und – man möchte fast sagen – erhabene Selbstentrückung ins tief Vergangene, vorbildlich und meisterhaft. (BrAu, 82 f.)

Von da an blieb das »jüdisch-arabische« Projekt ein wesentliches Ferment der Beziehung zwischen Brod und Mann. Brod griff es auf, nachdem Mann 1930 einen ersten Versuch zur *Jaakobsgeschichte* publiziert hatte. Brod machte es öffentlich, lange bevor der erste Band im Herbst 1933 erschien: Einen Artikel zum *Zauberberg* vom August 1930 im *Prager Tagblatt*, in dessen Feuilleton Brod arbeitete, ließ Brod mit einer Ankündigung des Joseph-Romans enden, aus dem Mann kurz zuvor einen ersten Versuch zur *Jaakobsgeschichte* publiziert hatte: »Den Fragmenten nach zu schließen, die man in der Zeitschrift ›Corona‹ las, läßt das neue Buch an den biblischen Figuren mit einer Zartheit [...] das Geheimnis des rechten Weges walten.«³⁴ Mann bedankte sich umgehend für Brods »hoch-kameradschaftlichen Aufsatz« (BrAu, 85), wobei er auf sein aktuelles Joseph-Projekt einging. Dabei erwähnte er, dass ihn neben dem *Reubeni*-Roman auch Brods religionsphilosophischer Essay *Heidentum, Christentum und Judentum* (1921) inspirierte, den er in die wachsende »orientalische Handbibliothek« seines enzyklopädisch-biblischen Romanprojekts einreichte:

Welche Stärkung und Aneiferung muss da die Teilnahme eines Geistes wie Sie mir bedeuten, wenn sie heute auch nicht viel mehr sein kann, als Kredit, den ich Älterem verdanke! Ein ansehnliches Stück, schwierig genug, habe ich hergestellt. [...] Eine kleine orientalische Handbibliothek habe ich bei mir, die mir bei der humoristischen Realisierung des Mythischen helfen muss. Auf höhere Weise aber helfen mir zwei Bände, die sich darunter befinden, und in denen ich oft blättere: die beiden Bände Ihres religions-psychologischen Werks. (BrAu, 86)

In dem großen Essay vollzog Brod eine grundlegende gedankliche Verschiebung, dies auch angesichts des Weltkriegs: Er relativierte seine aktivistische Position und postulierte zwei moralische Seinsbereiche des Menschen. Während der Mensch im Bereich der Politik für sein Handeln verantwortlich sei (was er »unedles Unglück« nennt), ist er in der individuellen Sphäre der

34 Max Brod: Ein Buch, zu dem man zurückkehrt (Thomas Manns »Zauberberg«), in: *Prager Tagblatt* vom 24. 8. 1930, S. 2–3, hier: S. 3. Im ersten Heft des ersten Jahrgangs der Zweimonatsschrift *Corona* (Juli 1930) erschienen Teile unter dem Titel »Jaakobsgeschichten«. Auch 1931 erschienen in eben dieser Zeitschrift weitere Teile aus den Geschichten Jaakobs.

Leidenschaften ohnmächtig («edles Unglück»). Brods Reubeni folgt diesem Muster: Insofern auch die Sünde etwas Gutes bewirken kann, vermag er sich gegen das »unedle Unglück« des jüdischen Volkes aufzulehnen. In seinem öffentlichen »Festgruss« zu Max Brods 50. Geburtstag 1934 bekannte Mann nicht nur »die herzliche Sympathie und Höchstschätzung [...] für die lebenswürdige Person und das schöne und hilfreiche Werk des Prager Dichters«, sondern verweist insbesondere auch auf eben diese »Unterscheidung zwischen »edlem und unedlem Unglück«, die er in seinem Buche »Heidentum, Christentum, Judentum« und an anderen Stellen entwickelt und die die Rechtfertigung sozialer Entschlossenheit zugleich mit der religiösen Anerkennung aller Lebenstragik bedeutet«, womit er »etwas Gutes und Grosses zur Diskussion des humanen Problems beigetragen« habe.³⁵

Brod steuerte nicht nur eigene Bücher zu Manns »orientalischer Handbibliothek« bei. Im September 1932, kurz nach ihrer Begegnung in Prag, machte er Mann auf Elias Auerbachs *Wüste und Gelobtes Land* aufmerksam, dessen erster Band soeben im Berliner Schocken Verlag erschienen war. Mann antwortete: »Ich hatte keine Ahnung von der Existenz des Buches von Auerbach und bin Ihnen für den Hinweis sehr dankbar. Ich werde mich gleich danach umtun« (BrAu, 91) – was er auch tat, die Bände finden sich in Manns Bibliothek. Die Integration von Auerbachs monumentaler Darstellung der antiken jüdischen Geschichte ließ Mann allerdings auch vor der zunehmenden Unüberschaubarkeit seiner anschwellenden »orientalischen Handbibliothek« für sein enzyklopädisches Großprojekt zurückschrecken, das so Gefahr lief, »den Charakter eines archäologischen Brokats« (BrAu, 92) anzunehmen. Tatsächlich hatte Mann Auerbachs Werk nachweislich erst 1942 für den IV. Band der Josephs-Tetralogie herangezogen. Zudem bildete es die Hauptquelle der Anfang 1943 entstandenen Erzählung *Das Gesetz*, eine unmittelbare Fortsetzung des Josephs-Projekts. Während die Josephsgeschichte den »Einzug« der Israeliten nach Ägypten behandelt und mit der jüdisch-ägyptischen Assimilation endet, behandelt die 1944 in der Pazifischen Presse in Los Angeles erschienene Erzählung *Das Gesetz mit Moses* als Protagonisten den »Auszug« aus Ägypten. Mann mochte an der zionistisch motivierten Darstellung des Exodus bei Auerbach, der in Palästina als Arzt und zwischenzeitlich auch als Dozent für Bibelwissenschaft an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums tätig war, nicht

35 Dichter, Denker, Helfer. Max Brod zum 50. Geburtstag, hrsg. von Felix Weltsch, Mährisch-Ostrau: Keller u. Co. 1934, S. 8. Auch in: Jüdischer Almanach auf das Jahr 5695, redigiert von Felix Weltsch, Prag: Jüdisches Volksblatt 1934, S. 136.

zuletzt auch schätzen, dass er die biblische Geschichte auf das historisch Plausible reduziert.

Zehn Jahre nach dem Abschluss dieser altjüdischen Erzählprojekte, als jene orientalische Bibliothek für Mann in die Ferne gerückt war, kam Brod anlässlich von Manns 80. Geburtstag 1955 in der hebräischen Zeitung *Maariv* noch einmal auf den Joseph-Roman zurück. Es ist bemerkenswert, dass Brod das bibliothekarische Schreiben Manns hier ausdrücklich hervorhebt. Dabei versteht er es nicht bloß als wissenspoetologisches Verfahren, sondern verleiht ihm zugleich eine allgemeinere historisch-politische Bedeutung für die Juden nach dem Holocaust im jungen Staat Israel, in deren Namen Brod hier sprach. Sie besteht darin, dass ein so prominenter deutscher Autor sich just in der Zeit derart intensiv mit den jüdischen Quellen beschäftigte, als die Juden in Europa ermordet, ihre Bücher verbrannt wurden:

Für uns in Israel hat Thomas Mann außer seiner die internationalen Gipfel stürmenden Weltbedeutung noch einen ganz besonderen Anspruch auf Liebe. Er hat uns verteidigt, er hat sich in seiner besonderen Art unserer angenommen. Gerade 1933 erschien der erste Band seines Romans ›Joseph und seine Brüder‹, genau in dem Jahre, indem in Deutschland die Hitler-Barbarei ausbrach. Thomas Mann hätte nun dieses ungeheure Werk, für das er bereits in Palästina und Ägypten Vorstudien gemacht hatte, zur Seite legen und die Weiterführung einem geeigneteren Zeitpunkt überlassen können [...]. Aber Thomas Mann legte den Joseph-Roman nicht zur Seite, er versenkte sich wie aus Trotz gegen den damals fashionablen Antisemitismus immer eifriger und freundschaftlicher in unsere Midraschim, in alle unsere ältesten und neueren Josephs-Quellen, – das Werk wuchs, es wurde zu einer Auseinandersetzung zwischen Religion und Wissenschaft, auf deren gemeinsame Wurzel der überlegen lächelnde Erzähler stieß. Das Werk wuchs und schwoll zu einer selbst für Mannsche Dimensionen erstaunlichen Mammuth-Größe von 4 Bänden an, es sprengte alle vom Autor vorgesehenen Schranken und blieb doch ein in sich geschlossenes Kunstwerk. Ein Wunder unserer Zeit. Dass Thomas Mann das Hohelied jüdischer Schönheit und Weisheit gerade in der Geschichtsperiode angestimmt, weitergeführt und vollendet hat, in der wir Juden die verfolgte und einflussloseste aller Nation waren: dafür gebührt ihm unser unauslöschlicher Dank. (BrAu, 594 f.)

Manns bibliothekarisches Schreiben erscheint damit, an seiner Josephs-Figur gespiegelt, nicht bloß als erzählerisches Durchspielen einer bemer-

kenswerten schriftstellerischen Technik. Im historischen Entstehungs- und Publikationskontext des Romans um und nach 1933 erhielt dieses transtextuelle Lese- und Schreibverfahren zugleich eine weitergehende kulturelle und zivilisatorische Funktion, wenn nicht gar – mit Walter Benjamin gesprochen – eine Art messianische Aufgabe. Es fungierte als philologisch-poetologische Rettung der bedrohten europäischen Kultur, deren Fundament in eben jener altorientalischen babylonisch-ägyptisch-jüdischen Bibliothek liegt, die Thomas Mann durch seine Verfahren des höheren »Abschreibens« und des neo-aggadisch-goetheanischen nacherzählenden »Ausmalens« für seine Gegenwart aktualisierte. In genau diesem Sinn las Brod Thomas Manns »Mammut«-Projekt, zu dessen Entstehung er mit einigen Büchern beigetragen hatte: Durch seine philologisch-poetische Schreibweise bibliothekarischer Textverarbeitung verhalf es der orientalisch-alteuropäischen humanistischen Kultur just in jener Zeit zu neuer symbolischer Geltung, als diese von einer beispiellosen Barbarei ausgelöscht werden sollte.

Martina Schönbacher

»[F]ehlerhafte[] Thatsächlichkei[t]«? –

Thomas Manns Bibliothek als Medium seiner Poetologie

Detlev Spinell, der »zweifelhafte«¹ Schriftsteller in Thomas Manns Frühwerksnovelle *Tristan* war »ungesellig und hielt mit keiner Seele Gemeinschaft«.² Die Umgebung des Sanatoriums ›Einfried‹, wo die Novellenhandlung spielt, hat er sich weder – wie die Vermutung nahelege – zur »Kur«³ gewählt, noch aus geselliger Anteilnahme an seinen Mitmenschen. Vielmehr bloß des »Stiles wegen« ist er hier, von dessen äußerer »Helligkeit und Härte«, »reservirte[r] Strenge« und alter ›Echtheit‹ er sich eine Wirkung auf seine innere »Haltung und Würde« erhofft.⁴ Was ihn begeistert, sind Dinge, Unbelebtes und Gegenständliches: »»Wie schön!« sagte er dann, [...] ›Gott, sehen Sie, wie schön!«⁵ Begegnet ihm auf seinen Spaziergängen dagegen einmal eine lebendige Frau, so wendet er prompt den Blick ab, denn er will ihr nicht »plump und wirklichkeitsgierig ins Gesicht starr[en]« und etwa den »Eindruck einer fehlerhaften Thatsächlichkei[t]« davontragen.⁶

Allzu rasch überflogen, ließe sich dieser ›Eindruck fehlerhafter Thatsächlichkei[t]« wohl als der ›fehlerhafte Eindruck von Thatsächlichkei[t]« missdeuten. Eine solche Lesart unterstellte Spinell den Gestus eines entmutigten Künstlers, eine Kapitulation vor der eigenen Unfähigkeit, die Wirklichkeit fehlerlos wahrzunehmen, geschweige denn adäquat abzubilden. Dabei zweifelt, genau gelesen, Spinell hier nicht an seinem eigenen Vermögen, einen ›Eindruck‹ zu erhalten, und auch nicht an seiner Begabung zum künstlerischen ›Ausdruck‹ desselben. Sondern im Gegenteil, die Realität ist ihm schlicht zu prosaisch, ›fehlerhaft‹ eben, als dass er sie seine innere Poesiewelt verunreinigen lassen wollte. Die ihm begegnende Frau als Mensch und eigenständige Person, auch ihr reales Äußeres interessieren ihn wesentlich weniger als das »Bild«, das er sich sogleich von ihr macht. Statt ›fehlerhaft‹ sollen

1 Thomas Mann: *Tristan*, in: *Frühe Erzählungen. 1893–1912*, hg. von Terence J. Reed, Frankfurt a. M. 2004 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2.1), S. 319–371; hier S. 344.

2 Ebd., S. 328.

3 Ebd., S. 332.

4 Ebd., S. 332.

5 Ebd., S. 328 f.; vgl. S. 331.

6 Ebd., S. 335.

die verdinglichten Frauen seiner eigenen Interpretation offen sein: »es sind rätselvolle *Thatsachen*, die Frauen«. ⁷

Der genauere Blick auf Spinells Schriftstellerwesen im ersten Teil des vorliegenden Beitrags lohnt sich aus mehreren Gründen. Zunächst wird deutlich, dass Spinells Figur in der Tradition der Romantik steht, und zwar nicht allein, weil in ihr der dekadente Ästhetizismus um 1900, der ebenfalls dort wurzelt, ⁸ aufs Korn genommen ist: Spinell funktioniert oder vielmehr dysfunktioniert im Erbe der Genieästhetik. ⁹ Die Novelle ist darüber hinaus in romantischer Manier eine metapoetische Auseinandersetzung ihres Autors mit dem eigenen Schreiben, worin die Schilderung eines scheiternden Alter Egos zur bewussten Selbstinszenierungs- und -etablierungsstrategie einer Autorinstanz wird. Die Schwere von Spinells Versagen als Schriftsteller lässt sich dabei anhand der Abweichung seiner Poetologie von derjenigen seines Autors erwägen.

Entwickelt also der erste Teil des Beitrags auf Text- und Figurenebene der *Tristan*-Novelle eine Dysfunktion der Genieästhetik, fällt der Fokus im zweiten Teil auf die Autorinstanz und ihr eigenes poetologisches Programm. Thomas Mann, der als Schriftsteller für seine Montagetechnik ¹⁰ bekannt ist, beginnt parallel zur Entstehung ¹¹ der Novelle *Tristan*, seine

7 Ebd., S. 337; Hv. n. i. O.

8 Vgl. Annette Simonis: Literarischer Ästhetizismus. Theorie der arabesken und hermetischen Kommunikation der Moderne, Tübingen 2000 (Communicatio, Bd. 23), S. 108–118.

9 Zum Geniediskurs im Fin-de-Siècle vgl. auch Thomas Rütten: Krankheit und Genie. Annäherungen an Frühformen einer Mannschen Denkfigur, in: Literatur und Krankheit im Fin-de-Siècle (1890–1914). Thomas Mann im europäischen Kontext, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M. 2002 (Thomas-Mann-Studien, Bd. 26), S. 131–170; hier S. 154.

10 Was in Thomas Manns Fall »Montage« heißt, hat Hans Wysling schon 1963 detailreich vorgeführt (Hans Wysling: Die Technik der Montage. Zu Thomas Manns *Erwähltem*, in: Euphorion 57, 1963, S. 157–198), und »inwiefern sich diese Schreibweise im Vergleich mit Montage-Texten von Alfred Döblin oder James Joyce verorten lässt, welche anders als diejenigen Manns ihre Bruchstellen betonen«, beschreibt konzis Franziska Stürmer: Zitat und Montage, in: Thomas Mann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart 2015, S. 344–345. Zur Technik des »Cut and Paste« respektive »Copy and Paste« in der Interaktion mit der Genieästhetik vgl. Uwe Wirth: Poetisches Paperwork. Pflanzung und Collage im Spannungsfeld von Cut and Paste, in: Paperworks. Literarische und kulturelle Praktiken mit Schere, Leim, Papier, hg. von Irmgard M. Wirtz und Magnus Wieland, Göttingen, Zürich 2017 (beide Seiten, Band 5), S. 41–63; hier S. 47, 44; Hv. i. O.

11 »Ich bin froh, meine Bibliothek wieder einmal beisammen zu haben«, schreibt er bereits 1898 an Otto Grautoff (Postkarte vom 9.5.1898, in: Briefe an Otto Grautoff

»Büchersammlung«¹² auch als Bibliothek zu begreifen und zu behandeln: »Ich habe eine kindische Freude über diesen Ibsen, besonders da ich gerade anfangе, mir eine etwas solidere Bibliothek zusammenzustellen; bislang war es eigentlich nur Plunder.«¹³ Mit diesen Worten bedankt er sich im Jahr der Veröffentlichung des Novellenbandes, 1903, bei seinem Verleger Samuel Fischer für dessen Weihnachtsgeschenk einer Ibsen-Gesamtausgabe, die heute in seinem Nachlass steht. Manns Nachlassbibliothek und die Spuren, die sein Umgang mit den Büchern über die Jahre darin hinterlassen hat, erscheinen so als materielle Manifestation dieses Programms. Deutlich kontrastieren lässt sich vor dem Hintergrund der Novelle, inwiefern es sich in seiner Intertextualität gegen Spinells Genieästhetik richtet und sich damit zugleich im Diskurs des genialen Individuums verortet. Der Beitrag bewegt sich damit im polaren Feld zwischen Bibliothekstheorie und Literaturtheorie, das Dirk Werle unter Berücksichtigung postmoderner oder genieästhetischer Literaturkonzeptionen beschrieben hat.¹⁴

Der dritte Teil führt hernach beide Ebenen in der Materialität von Manns Nachlassbibliothek zusammen. Einige Blicke in die Nachlassbände illustrieren, wie sich mit einem poststrukturalistischen Verständnis von Autorschaft Manns Werkpoetologie von der empirischen Person des Schriftstellers und Bibliotheksbildners entkoppeln und stattdessen in der Materialität der Bibliothek verankern lässt.¹⁵ Implizit mitargumentiert ist im ganzen Beitrag eine Konzeption von Lesen als ›weiblich‹-rezeptiv und Schreiben als ›männlich‹-produktiv, deren Gendering auch in Manns Texten und für die Vorstellungen von Autorschaft gilt, die sich an ihnen zeigen. Ein frühes Beispiel dafür liefert *Tristan*, wo das Lesen einerseits über seine weibliche Konnotation marginalisiert, andererseits aber über seine Rezeptivität als

1894–1901 und Ida Boy-Ed 1903–1928, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M. 1975, S. 102).

- 12 Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen, Frankfurt a. M. 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 13.1), S. 584.
- 13 Brief vom 22. 12. 1903, in: Samuel Fischer, Hedwig Fischer: Briefwechsel mit Autoren, hg. von Dierk Rodewald und Corinna Fiedler, Frankfurt a. M. 1989, S. 404.
- 14 Vgl. Dirk Werle: Literaturtheorie als Bibliothekstheorie, in: Literaturwissenschaft und Bibliotheken, hg. von Stefan Alker-Windbichler und Achim Hölter, Göttingen 2015 (Bibliothek im Kontext, Bd. 2), S. 13–26.
- 15 Vgl. für eine Problematisierung des Verhältnisses von Autorschaft und Materialität der Bibliothek Dirk Werle: Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen 2018 (Kulturen des Sammelns, Bd. 2), S. 23–34.

für den literarischen Produktionsprozess unabdingbar etabliert wird. Sich in die Reihe genialer ›großer Männer‹ einzuschreiben gelingt derweil der Autorinstanz, die diesen Text hervorbringt.

I

Von »fehlerhafte[r] Thatsächlichkeit« als äußerem Inspirationsquell für ihr Schaffen will die Schriftstellerfigur Spinell also nichts wissen. Der Begriff der ›In-spiration‹ im Sinn eines »Zustand[s] [...] dichterischer Produktivität« lässt sich hier aus dem Lateinischen sehr wörtlich nehmen,¹⁶ als ›Be-geisterung‹ oder ›Be-seelung‹ nämlich. Gerade, was bereits vor und außerhalb seiner eigenen subjektiven Bedeutungstiftung »Seele«¹⁷ besitzt und von Geist zeugt, schließt Spinell nämlich aus seinem literarischen Produktionsprozess aus.

Nur oberflächlich ließe sich dagegen seine Verehrung Gabriele Klöterjahns anführen, deren Gesicht als einziges geradeaus zu betrachten Spinell behauptet. Doch ist es in seinen Worten gerade die bereits »veredelte Wirklichkeit« dieses Gesichts, die »durch [s]eine Einbildung korrigieren zu wollen, sündhaft wäre«, und der er »alles Irdische« im Vornherein abspricht.¹⁸ Die Gegebenheiten ihrer eigenen Lebensgeschichte, ihre ›story‹ zu verwalten und in einem ›emplotment‹ zu deuten, gesteht Spinell Gabriele bereits während ihrer Erzählung nicht zu. Fortlaufend korrigiert er sie und legt ihr erklärend zurecht, was er dann zum Schluss in seinem Brief an ihren Ehemann als seine fiktionalisierte Eigenversion ihrer Geschichte wiedergibt.¹⁹ Selbst ihren aus eigener Entscheidung gewählten Namen, ihren seiner Ansicht nach unschönen Ehenamen »Klöterjahn« will er nach mehrfacher Nachfrage rundheraus »leugne[n]«,²⁰ weil er nicht in sein Narrativ passt. Sein Schreibtisch steht zwar »in der Nähe des Fensters«, doch zieht er davor eigens einen Vorhang, »wahrscheinlich, um sich *innerlicher* zu machen«.²¹

16 Dietmar Till: Inspiration, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, hg. von Klaus Weimar, Georg Braungart, Klaus Grubmüller, Friedrich Vollhardt, Harald Fricke und Jan-Dirk Müller, Berlin, New York 2007, S. 149–152; hier S. 149.

17 Mann: Tristan (Anm. 1), S. 328, 331; vgl. S. 344.

18 Ebd., S. 336; Hv. n. i. O.

19 Vgl. ebd., S. 337–340, 367.

20 Ebd., S. 337.

21 Ebd. S. 357; Hv. n. i. O.; vgl. S. 358.

Spinell operiert damit recht eigentlich im Sinn einer Genieästhetik,²² wie sie die Frühromantik aus der Zeit des Sturm und Drang übernimmt und die nicht nur die autonome Schöpferkraft des Dichters, sondern auch das Konzept von dichterischer ›Selbstzeugung und Selbstgeburt‹ postuliert,²³ mithin eine regelrechte »Sexualisierung des künstlerischen Schaffensaktes« betreibt.²⁴ Auf körperliche Sexualität reagiert Spinell dagegen mit Ekel,²⁵ und wie er in der direkten zwischenmenschlichen Begegnung gern wegschaut und -hört, will er sich mit fremdem Gedankengut auch in dessen schriftlicher Form nicht befassen. Als zeitgenössisch wichtigste Kulturtechnik zur Aufnahme solchen Geistes- und Gedankenguts kommt das Lesen mit einer zentralen, desto bedeutenderen Ausnahme in der ganzen Novelle nur mehrfach marginalisiert vor: Gelesen wird allein von Nebenfiguren, nur im Handlungshintergrund zur Ausstaffierung der Sanatoriumskulisse – und dort unter eindeutigem Gendering und quasi sexualisiert.

Dabei ist Weiblichkeit in der Novelle zunächst auffällig auf die geschlechtliche Fortpflanzung appliziert. Die Frauengestalten muten insgesamt wie eine Ausfigurierung des misogynen Geschlechterdiskurses im 19. Jahrhundert an, der für Frauen hauptsächlich den Zweck der Arterhaltung vorsieht; angefangen beim heiratswilligen Fräulein von Osterloh über die von der Geburt ihres Sohnes geschwächte junge Mutter Gabriele Klöterjahn bis zur Pastorin mit dem Bände sprechenden Namen »Höhlenrauch«, deren einzige weitere Figurkennezeichen bleiben, dass sie neunzehn Kinder geboren hat und »keines Gedankens mehr fähig« ist.²⁶

Zugleich sind es im Sanatorium aber auch nur Frauenfiguren, die lesen, womit die Lektürerätigkeit entlang der gängigen Geschlechterstereotype

22 Vgl. zur unauflösbaren Verschränkung der Konzepte Genie, Melancholie und Krankheit schon in Manns Frühwerk *Rüthen: Krankheit und Genie* (Anm. 9), S. 149.

23 Torsten Hoffmann, Daniela Langer: Autor, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*. Band I. Gegenstände und Grundbegriffe, hg. von Thomas Anz, Stuttgart, Weimar 2007, S. 131–170; hier S. 145; Zum »Imaginationsmuster« von »Zeugung und Geburt« und seiner »genuine[n]« Affinität zum Problem der Autorschaft, das eine »signifikante Zäsur am Umbruch von der Regelpoetik zur Genieästhetik« zeigt, siehe Christian Begemann: *Der Körper des Autors. Autorschaft als Zeugung und Geburt im diskursiven Feld der Genieästhetik*, in: *Autorschaft. Positionen und Revisionen*, hg. von Heinrich Detering, Stuttgart, Weimar 2002 (DFG-Symposium, Bd. 2001), S. 44–61; hier S. 44 f.

24 Ebd., S. 56.

25 Vgl. Mann: *Tristan* (Anm. 1), S. 326, 362.

26 Ebd., S. 353 f.

auch gleich auf ihre Rezeptivität festgelegt ist.²⁷ Dass das Lesen bei Mann auch später noch auf die gleiche Weise unmittelbar sexuiert und zugleich sexualisiert thematisch wird,²⁸ zeigt im *Zauberberg* (1924) nur schon das Beispiel einer Schrift mit dem Titel »Die Kunst, zu verführen«, die unter hauptsächlich den *Insassinnen* des dortigen Sanatoriums die Runde macht und die eine Frau Magnus zum Leidwesen ihres Gatten schlechtweg »in sich aufgenommen« habe.²⁹ Hier in der Sanatoriumsnovelle ist es das empfängnisbereite Fräulein von Osterloh, das der Lektüre von Spinells Roman eine »Viertelstunde« opfert, während Dr. Leander zu seinem literaturkritischen Urteil darüber offenbar auch anderweitig gelangt.³⁰

Doch gerade in seiner solchen Marginalisierung ist das Lesen als Tätigkeit unauflöslich und auf Kosten entweder sprachlicher Präzision oder aber der Glaubwürdigkeit des Geschilderten – welche die Setzung eines »oder« leicht eingespart hätte – mit nicht allein passiver Rezeption, sondern mit Produktion verknüpft und verstrickt: »Damen lasen *und* waren mit Handarbeiten beschäftigt.«³¹ Die Damen dienen hier gleichsam als Bühnenbild im Konversationszimmer, wo Spinell Frau Klöterjahn sein und »[s]inegleichen«³² Naturell erläutert und damit seine Funktion als Autor-Alter-Ego so durchsichtig als an kaum sonst einer Stelle der Erzählung zur Schau trägt. Die Leserinnen sind es hier also, über die der Zusammenhang zwischen Lektüre und der Herstellung von neuem Gewebe, Textur oder

27 Zwischen klassischem Lehrgedicht (vgl. Yahya Elsayge: *Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns Betrogene im Kontext*, Berlin 2010 [Quellen und Forschungen zur Literatur und Kulturgeschichte, 53 (287)], S. 115 f.), »romantischen« Pygmalionphantasien und zeitaktuellstem »mansplaining« ließe sich damit das Arrangement der ganzen Novelle innerhalb einer immer schon asymmetrisch gegenderten diskursiven Praktik verstehen: Der Schriftsteller Spinell interpretiert und überschreibt nicht nur Gabriele Klöterjahn-Eckhofs Lebensgeschichte nach seinem Gutdünken, sondern erzieht sie damit auch zu seinem eigenen Funktionsmodus der selbstbezüglichen Nabelschau (vgl. dazu Martina Schönbächler: »und las in seinem eigenen Roman«. Zur Selbstlektüre als literarischer Denkfigur bei Thomas Mann und E. T. A. Hoffmann, in: *Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität*, hg. von Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber und Sanna Schulte, Heidelberg 2020, S. 201–220).

28 Zur »Produktion und Rezeption von Literatur« als »latent sexuelle[] und jedenfalls patent sexistische[] Phantasie« der »Verführung« einer Frau durch den Mann vgl. Elsayge: *Krankheit und Matriarchat* (Anm. 27), S. 114.

29 Thomas Mann: *Der Zauberberg*, Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 5.1), S. 423.

30 Mann: *Tristan* (Anm. 1), S. 328–330.

31 Ebd., S. 333; Hv. n. i. O.

32 Ebd., S. 333.

also Text, codiert wird – wenn auch ›natürlich‹ dem seit antiken Zeugungsvorstellungen stabilen Gendering gemäß in ihrem Fall nicht der geistigen Produktion, sondern nur der stofflichen *Re*-Produktion: Die Repetition des Immergleichen, woraus Handarbeiten entstehen, gilt für eine weibliche Existenz ganz ähnlich, deren Zweck »durchweg mehr in der Gattung, als in den Individuen« liegt.³³ Indem in diesem Diskurs ein Autorschaftsmodell das geniale Einzelindividuum ins Zentrum stellt, welches sein eigenes Künstlertum und seine Werke von Gesellschaft und Tradition losgelöst aus sich selbst entwickelt, schließt es Frauen von wirklich künstlerisch-schöpferischer Tätigkeit aus.³⁴ Über die biologistische Analogie und das Weibliche als metaphorisches Scharnier aber erhält das Lesen hier seine Bedeutung der Aufnahme von befruchtendem Fremdmaterial, in dessen Einverleibung und Anverwandlung ein Neues erst entstehen kann.

In der männlich-geistigen Schaffenssphäre von Spinells literarischem Schreiben entspräche der biologischen Fremdbefruchtung die Inspiration aus fremdem Gedankengut und dessen intertextuelle Verarbeitung in der eigenen Produktion. Zählt man mit Christian Begemann die Imagination der »Entstehung kultureller Leistungen in Analogie zur natürlichen Prokreation« zu den »Kernbeständen der europäischen Kulturgeschichte«, so erlaubt sie es, einen zentralen ästhetischen Paradigmenwechsel der Neuzeit ins Auge zu fassen,³⁵ namentlich den Übergang von der Regelpoetik zur Genieästhetik. Denn sie kann sowohl die geniale Neuschöpfung von Kunst oder die Selbstgeburt des Künstlers konzeptualisieren, als erst recht auch »eine explizite Traditionsbindung kultureller Arbeit« im Sinn einer fortlaufenden Genealogie.³⁶

Auf dieser Folie lässt sich Spinells Versagen als Schriftsteller interpretieren. Seiner Absage an alle ›Wirklichkeitsgier‹, seiner gleichsam geistig zölibatären Existenz gemäß gehört ihm keine Autorenbibliothek, aus der er in der Manier eines poeta doctus das Handwerk seiner kulturellen Ar-

33 Arthur Schopenhauer: Ueber die Weiber, in: Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Sechster Band, hg. von Julius Frauenstädt, Leipzig 1922, S. 649–662, in: Thomas-Mann-Archiv (TMA), Thomas Mann 604:6; hier S. 654; zitiert in Manns erhaltener Schopenhauer-Ausgabe. Leider nicht überliefert sind die Bände, in denen der junge Thomas Mann mit Schopenhauer bekannt wurde.

34 Vgl. Hoffmann, Langer: Autor (Anm. 23), S. 145.

35 Begemann: Der Körper des Autors (Anm. 23), S. 45. Vgl. zur Analogie von ›geistiger und ›natürlicher‹ Schöpfung Thomas Mann: Lotte in Weimar, Frankfurt a. M. 2003 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 9.1), S. 91.

36 Begemann: Der Körper des Autors (Anm. 23), S. 44.

beit traditionsgebunden erlernen, seine literarischen Vorbilder beziehen oder sich Fach- und Faktenwissen produktiv aneignen könnte.³⁷ Indem er sich der Funktionsweise natürlicher Fortpflanzung verweigert, entkoppelt er sich wie die Originalgenies der Geniezeit auch aus einer genealogisch zu denkenden Väter-, Vorbilder- oder Vorläuferlinie, was sich in seinem Fall aber als Dysfunktion herausstellt.³⁸ Er schreibt nur ein einziges Buch, und dieses ist ein besonders kümmerliches Exemplar. Im Novellentext disqualifiziert als bloß eine »Art Roman«³⁹ »von mäßigem Umfang«, ist es in einer kurzen »müßigen Viertelstunde« gelesen und derweil dennoch »unmenschlich langweilig«.⁴⁰

Das Konkurrenzverhältnis, in dem für Spinell die sexualisierte Kunstproduktion und die körperliche Sexualität stehen, zeichnet der anthropologische Diskurs in der Zeit des Umbruchs von der Regel- zur Geniepoetik bereits vor.⁴¹ Wie eng die so codierte literarische Produktion von der Rezeption abhängt, zeigt sich indessen in Spinells Lese- und Schreibverhalten. In Spinells privatem Zimmer findet die zentrale und einzige männlich besetzte Leseszene oder Lese-Szene⁴² der Novelle statt. Diese hat aber offenbar durchaus nicht singulären, sondern für Spinells »beständiges«⁴³ Leseverhal-

37 Vgl. direkt dagegen ausführlicher die unten teilweise zitierte Tirade gegen »empfangnislose[n] Dünkel« und »sterile Narrheit« der genialen Schule in *Lotte in Weimar*, Mann: Lotte in Weimar (Anm. 35), S. 334.

38 Für ein romantisch-zeitgenössisches Gegenprogramm »zwischen imitatio und inventio« vgl. Cornelia Zumbusch: Clemens Maria Brentanos *verwilderter Roman von Maria*: Geschrieben, um sich selbst zu lesen?, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München 2008 (Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 9), S. 115–132; hier S. 127 f., mit Verweis auf Caroline Pross: Texte in Bewegung. Zur Typologie intertextuellen Schreibens in der Romantik: Clemens Brentano, Wien 1813/14, in: Gabe, Tausch, Verwandlung. Übertragungsökonomien im Werk Clemens Brentanos, hg. von Ulrike Landfester und Ralf Simon, Würzburg 2009, S. 109–126.

39 Mann: Tristan (Anm. 1), S. 330; Hv. n. i. O.; vgl. zur Abschätzung dieser Phrase Thomas Mann: Bilde und ich, in: Essays I. 1893–1914, hg. von Heinrich Detering, Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 14.1), S. 95–111, S. 96.

40 Mann: Tristan (Anm. 1), S. 328–33.

41 Vgl. Begemann: Der Körper des Autors (Anm. 23), S. 57.

42 Analog zur »Schreibszenen« für die »historisch und individuell von Autor(in) zu Autor(in) veränderliche Konstellation des Schreibens« und »Schreib-Szene« für deren Problematisierung vgl. Davide Giuriato, Martin Stingelin, Sandro Zanetti: Einleitung, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München 2008 (Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 9), S. 9–17; hier S. 12.

43 Vgl. Mann: Tristan (Anm. 1), S. 328.

ten repräsentativen Charakter. Bezeichnenderweise nicht am *Schreibtisch*, sondern auf dem Sofa liest Spinell regelmäßig in seinem eigenen Roman, womit schon am Interieur die Ablösung seines Lesens von jeder Produktivität deutlich wird, darüber hinaus aber auch dessen masturbatorischer Charakter.⁴⁴ Was der Text *Tristan* mithin vorführt, ist das Scheitern eines Schriftstellers an seiner eigenen verfehlten Poetologie, nämlich der autoerotischen Selbstinspiration, der fruchtlosen Masturbation also, zu welcher der einerseits sexualisierte, andererseits aus jeder Genealogie entkoppelte Schaffensakt des Genies hier persifliert ist. Ein Akt ›männlich‹-erfolgreicher Produktion gelingt der Figur Spinell weder in der Form biologischer Prokreation noch – wichtiger – mit seinem Schreiben.

Der Autor Thomas Mann dagegen schließt wenige Monate vor dem Beginn seiner Arbeit an *Tristan* im Winter 1900/1901 mit *Buddenbrooks* das Manuskript seines ersten Romans ab. Dieser handelt dem Untertitel gemäß vom *Verfall einer Familie*, schildert mit den geschäftlichen, gesellschaftlichen und genealogischen Erfolgen der Vorfäter aber zunächst deren gesunde patriarchale Ausgangsfunktionalität, von der Spinells künstlerisch, wirtschaftlich und propagativ unproduktive Existenzweise auf allen Ebenen abfällt. Ein Beispiel, dessen »maximalen Abstand« zu Spinell Yahya Elsaghe bereits puncto Schriftbild und -fluss vermessen hat,⁴⁵ bietet dafür Johann Buddenbrook. Der Vater der im Roman fokussierten Generation, dem es auch an kaufmännischer Tüchtigkeit noch nicht gebricht, verzeichnet die Geburt seines immerhin vierten Kindes überaus wortreich und nicht etwa ›stockenden‹⁴⁶ Schreibflusses in den Familienunterlagen.⁴⁷ Ganz anders als Spinells autoerotisch unproduktive Vereinzelung hinter verschlossenen Vorhängen findet diese positiv besetzte und »größte Schreibszene«⁴⁸ der *Buddenbrooks* entsprechend symbolträchtig bei explizit offen stehenden Fenstern statt.

44 Vgl. dazu genauer Schönbächler: »und las in seinem eigenen Roman« (Anm. 27).

45 Yahya Elsaghe: Kalamographie und gemalte Schrift. Zur Graphologie und ihren ideologischen Implikationen in Thomas Manns literarischem Frühwerk, in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 12, 2002, S. 51–69; hier S. 66.

46 Vgl. Mann: *Tristan* (Anm. 1), S. 358.

47 Vgl. Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*, Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 1.1. Hg. von Eckhard Heftrich [2002]), S. 55–57.

48 Elsaghe: Kalamographie und gemalte Schrift (Anm. 45), S. 66, 57.

II

Thomas Manns Erstlingsroman selbst könnte sich derweil von Spinells einzig bleibendem kleinen Büchlein deutlicher nicht unterscheiden: Ursprünglich wesentlich schlanker geplant, erschienen die *Buddenbrooks* im Oktober 1901 aufgrund ihres schieren Umfangs und entgegen der initialen Kürzungsforderung des Verlegers in unhandlichen und teuren zwei Bänden.⁴⁹ Ab der einbändigen zweiten Auflage von 1903 entwickelte sich der Roman auch zu einem veritablen Publikumserfolg, der Mann schließlich 1929 den Nobelpreis für Literatur einbringen sollte. In ebenso scharfem Gegensatz stehen nicht nur die beiden Bücher, sondern auch ihre Autoren: Macht Mann sich doch ganz anders als der Nichtleser oder »ausschließliche« Selbstleser Spinell seine Bücher seit früher Jugend gern »mit dem Bleistift« – produktiv – »zu eigen«.⁵⁰

Während also der erste Teil dieses Beitrags gezeigt hat, dass bereits im Frühwerk die Figur Detlev Spinells mehr als eine allgemeine Auseinandersetzung mit der eigenen »Kunst- und Künstlerproblematik«⁵¹ des Autors, nämlich genau gelesen die Ausarbeitung eines poetologischen Anti-Programms ist, so gilt die Aufmerksamkeit im Folgenden der Nachlassbibliothek im Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich. Aufgrund der Überlieferungslage der Nachlassbände fast notgedrungen, aber auch aus inhaltlichen Gründen fällt hier das Augenmerk auf Manns späteres Werk.⁵² Sind doch dort auf der Höhe seines Erfolgs, wo ihm – so der *Buddenbrooks*-Kommentar der *Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe* – die »bornierten Nachfahren des Geniegläubens« seine Kalkuliertheit vorwerfen,⁵³ Mythen, Märchen, Philosophie- und Biographiebruchstücke, Selbstzitate und historische Fak-

49 Vgl. Eckhard Heftrich, Stephan Stachorski: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Kommentar*, Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 1.2), S. 81–87.

50 Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen* (Anm. 12), S. 584. Über den Bleistift und dessen phallische Konnotation in Manns Texten lässt sich hier der Bogen zurückschlagen zu Spinells masturbatorischem Lesen auf dem Sofa, wo ihm eben kein wörtlicher Bleistift in produktiven Händen liegt.

51 Terence J. Reed: *Frühe Erzählungen. 1893–1912. Kommentar*, Frankfurt a. M. 2004 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2.2), S. 218.

52 Für eine Beschreibung der Nachlassbibliothek vgl. Gabi Hollender, Marc von Moos, Thomas Sprecher: *Die Nachlassbibliothek*, in: *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M. 2006 (Thomas-Mann-Studien, Bd. 35), S. 349–361.

53 Heftrich, Stachorski: *Buddenbrooks* (Anm. 49), S. 16.

ten zu Werken immer üppigerer Vielfalt zusammenmontiert. Mann seinerseits war, ganz anders als seine Figur Spinell, derart belesen, dass er gar zum Handbuchbeispiel eines poeta doctus avancierte.⁵⁴

Den »Fundamenten« der »geistig-künstlerischen Bildung« Manns, wie sie zum Beispiel in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* genannt sind, »Schopenhauer, Nietzsche und Wagner«⁵⁵ zum wiederholten Mal quellenkritisch in Werk und Bibliothek nachzuspüren, ist keineswegs das Ziel der folgenden Überlegungen. Anhand einiger konkreter, exemplarischer Lese Spuren geht es vielmehr darum, in groben Zügen die Fortschreibung einer Vorbildreihe ›großer Männer‹ des 19. Jahrhunderts im Sinn einer materiellen Manifestation von Transtextualität lesbar zu machen.⁵⁶ Denn die erhaltenen Lesespuren in den individuellen Bänden der Bibliothek lassen sich als hypertextuelle Knotenpunkte entziffern.⁵⁷ Sie werden so zugleich zu Spuren einer Schreibpraxis, die Spinells programmatischer Ablehnung der Lektüre fremder Texte genau entgegenstrebt.

Manns poetologische Selbstaussagen sind zahlreich, angefangen bei einem frühen Brief an Otto Grautoff, worin er seine berühmten »Masken« findet,⁵⁸ über die *Betrachtungen eines Unpolitischen* bis zu einem Vortrag *On myself*, den er 1940 in Princeton hält:

In Wahrheit ist jede Arbeit eine zwar fragmentarische, aber in sich geschlossene Verwirklichung unseres Wesens, und hier schoß [...] vieles zusammen, ein Gebilde zu zeitigen, das, in vielfachen Beziehungen schwebend, den Autor wohl zum Träumen bringen konnte. Beziehung: ich liebe dieses Wort; wenn ich es denke, fällt es mir mit dem Begriff des Bedeutenden zusammen – ja, ich möchte meinen, das Bedeutende sei nichts weiter als das Beziehungsreiche.⁵⁹

54 Siehe Hoffmann/Langer, Autor, in: Anz, Handbuch Literaturwissenschaft, S. 142 f.

55 Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen* (Anm. 12), S. 79.

56 Die Bibliothek steht hier gerade nicht ›allegorisch‹ für ein Intertextualitätsmodell, vgl. Werle: *Literaturtheorie als Bibliothekstheorie* (Anm. 14), S. 19 f.

57 Vgl. zur Bibliothek als Diskurskreuzung Wolfgang Adam: *Bibliotheken als Speicher von Expertenwissen. Zur Bedeutung von Privatbibliotheken für die interdisziplinäre Frühneuzeit-Forschung*, in: *Repräsentation, Wissen, Öffentlichkeit. Bibliotheken zwischen Barock und Aufklärung*, hg. von Claudia Brinker-von der Heyde und Jürgen Wolf, Kassel 2011, S. 61–69.

58 Brief vom 6. 4. 1897, zitiert in Reed: *Frühe Erzählungen* (Anm. 51), S. 45.

59 Thomas Mann: *On myself*, in: *Reden und Aufsätze*, Frankfurt a. M. 1974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 13), S. 127–169; hier S. 148.

Der so in Stellung gebrachte Begriff des ›Bedeutenden‹ ist kaum zufällig ein doppeldeutiger. Er ist einerseits in einer Weise zu interpretieren, die sich zugeschrärf in Konzepten des Poststrukturalismus fassen lässt, welche erst anderthalb Jahrzehnte später breitenwirksam austheoretisiert wurden. Bedeutung entsteht so begriffen erst im Zitat,⁶⁰ überhaupt in der Beziehung also, und keine Neubedeutung wird aus dem Nichts generiert. Je vielfältiger seine Bezüge, desto bedeutungsvoller wird in diesem Sinn ein Text. In Manns Aussage lässt sich das als Verwahrung gegen die Genieästhetik lesen, die das Einzelindividuum als gottgleich schöpfungsbefähigt stilisiert, und als Rechtfertigung seiner eigenen Montagetechnik.

Dass andererseits der Autor Mann sich in Abgrenzung von Spinells verfehlter Originalgenieästhetik in eine genealogische Vätertradition stellt,⁶¹ zeigen die zum Zeitpunkt dieser Selbstaussage – die sich explizit zwar auf den *Tod in Venedig* bezieht, mutatis mutandis aber erst recht für den Josephsroman gilt – abgeschlossenen ersten drei Bände von *Joseph und seine Brüder* sowie *Lotte in Weimar* (1939).⁶² *Lotte*, sagt Mann in *On myself*, sei ein Buch, das

nicht nur von ihm [Goethe] persönlich, sondern vom Genius an sich, dem Problem des Großen Mannes selbst handelt. [...] Der imitatio Gottes, in der Rahels Sohn sich gefällt, entspricht meine imitatio Goethe's: eine Identifizierung und unio mystica mit dem Vater.⁶³

60 Der Begriff ist hier wesentlich weiter gefasst als bei Genette und meint nicht nur das wörtliche, angeführte und als solches ausgewiesene Zitat, sondern mit Kristeva die Aufrufung eines (sprachlichen) Kontexts in dem Sinn, dass das »literarische Wort« polyvalent, »nicht ein *Punkt* (nicht ein feststehender Sinn) ist, sondern eine Überlagerung von Text-Ebenen« (Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, in: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3. Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, II, hg. von Jens Ihwe, Frankfurt a. M. 1972, S. 345–375; hier S. 346; Hv. i. O.). Sehr ähnlich verwendet Barthes den Zitatbegriff, vgl. Roland Barthes: Der Tod des Autors, in: Texte zur Theorie der Autorschaft, hg. von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko, Stuttgart 2016, S. 185–193; hier S. 190.

61 Vgl. zu Manns Selbstäußerungen Bernd Hamacher: »... meine imitatio Goethe's«. Thomas Mann und Goethe – Eine lebenslange Auseinandersetzung in neuer Beleuchtung, in: Thomas Mann Jahrbuch 29, 2016, S. 87–100; hier S. 94 f.

62 Der Josephsroman hat die Tradition patriarchaler Abfolge zum Thema und seine Niederschrift bezeichnet Mann selbst mit einem Zitat Goethes über seine *Faust*-Dichtung als »Hauptgeschäft« (Mann: *On myself* [Anm. 59], S. 162).

63 Ebd., S. 169; vgl. Hamacher: »... meine imitatio Goethe's« (Anm. 61), S. 94.

»Bedeutend« hat hier dementsprechend auch die Komponente des Wichtigen oder Herausragenden. Freilich soll damit nicht behauptet werden, der empirische Autor Thomas Mann ziehe in bereits poststrukturalistischer Manier selbst die Autonomie seiner künstlerischen Kreativität in Zweifel, im Gegenteil.⁶⁴

Wie Bernd Hamacher ausführt, folgt Manns Programm der kreativen Vereinigung von Gegensätzen der Poetologie Dostojewskis und ist im Zug einer ideengeschichtlichen Reaktion auf das Originalitätspostulat der Genieästhetik zu verstehen.⁶⁵ Unter einer »postgenialen Kreativitätsästhetik«⁶⁶ im Sinn von ›schwacher Kreativität‹ als der kunstvollen Neukombination des bereits Vorhandenen ist die ›Inspiration‹ von Manns Werk keine geniale Eingebung, sondern das Ergebnis fleißiger Lektüre: »Nur aus Fremdem kann Eigenes entstehen.«⁶⁷ In Manns Aussage *On myself* überlagert sich nun allerdings die imaginierte Einschreibung in eine Vorläuferreihe auf dichtestem Gedankenraum mit einem Goethe-Bild als der Idee des gottgleich schöpferischen Genies. Gerade vermittels ihrer ›schwach kreativen‹ Montagemethode als *Gegenprogramm* zu einer »natural analog und organizistisch argumentierenden Genieästhetik«,⁶⁸ die eine Hervorbringung des völlig Neuen propagiert, schreibt sich hier also Manns Autorschaft quasi hinterwärts in die Genealogie der ›stark‹ Kreativen, Originellen, Genialen, eben in Goethes und diverser anderer ›großer Männer‹ Nachfolge ein.⁶⁹ Einige Beispiele aus den Bibliotheksbänden selbst vermögen das zu illustrieren:

Die eigene Lust am Gegenständlichen in den Dienst der Kurzweil und damit diametralen Gegensatz zum »unmenschlich« langweiligen Ästhetizismus eines Spinell zu stellen, lernt Mann in einem Buch, das nicht sein eigenes, bei einem Denker, der nicht er selbst ist: Die Anweisung zur detail-

64 Der Poet als Konstrukteur kann unter dem Konzept des *poeta creator* zum »Pendant des Genies« werden, vgl. Monika Schmitz-Emans: Entwürfe und Revisionen der Dichterinstanz – *poeta vates, poeta imitator, poeta creator*, in: Handbuch Sprache in der Literatur, hg. von Anne Betten, Ulla Fix und Berbeli Wanning, Berlin, Boston 2017 (Handbücher Sprachwissen [HSW], Bd. 17), S. 205–235; hier S. 224.

65 Bernd Hamacher: Zauber des Letzten – Zauber des Ersten? Epigonalität, Avantgardismus und das Problem der Kreativität – in der Moderne und bei Thomas Mann, in: Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne, hg. von Stefan Börnchen und Claudia Liebrand, München 2008, S. 29–50, S. 44.

66 Ebd., S. 34.

67 Ebd., S. 49.

68 Ebd., S. 48.

69 Vgl. zu Goethe als »Paradigma« und Verkörperung eines positiven Geniebegriffs schon für den frühen Thomas Mann Rütten: Krankheit und Genie (Anm. 9), S. 168.

reichen Ausgestaltung seiner Prosa findet er in Schopenhauers *Asthetik der Dichtkunst*, die in der Nachlassbibliothek in der Ausgabe der Sämtlichen Werke von 1922 noch erhalten ist. Dort ist eine Stelle angestrichen, die erklärt, wie es zur Langeweile in Erzählwerken mit historischen Schauplätzen komme:

Andererseits ist jedoch hier zu bemerken, daß alle dramatischen, oder erzählenden Dichtungen, welche den Schauplatz nach dem alten Griechenland oder Rom versetzen, dadurch in Nachtheil gerathen, daß unsere Kenntniss des Alterthums, besonders, was das Detail des Lebens betrifft, unzureichend, fragmentarisch und nicht aus der Anschauung geschöpft ist. Dies nämlich nöthigt den Dichter Vieles zu umgehen und sich mit Allgemeinheiten zu behelfen, wodurch er ins Abstrakte geräth und sein Werk jene Anschaulichkeit und Individualisation einbüßt, welche der Poesie durchaus wesentlich ist. Dies ist es, was allen solchen Werken den eigenthümlichen Anstrich von Leerheit und Langweiligkeit gibt.⁷⁰

Ex negativo liefert dieses Zitat eine Anweisung zur lebensnahen Detailtreue, für deren Befolgung die Nachlassbibliothek eine Fülle von Belegen liefert. Die Gestaltung der historischen Schauplätze in Manns Erzähltexten korrespondiert mit zahllosen Lesespuren in historischen Sachbüchern, wie beispielsweise ein Blick in die Bände des Quellenkonvoluts zur vierbändigen Bearbeitung der biblischen Josephsgeschichte zeigt. Ausgerechnet diese Geschichte aber und nicht einen Stoff aus dem »alten Griechenland oder Rom« mit historischem »Detail des Lebens« anschwellen zu lassen oder eben literarisch »ins Einzelne auszumalen«, ist eine Idee, die sich wiederum andernorts, bekanntermaßen in Goethes *Dichtung und Wahrheit* findet. Dort ist die Stelle in Thomas Manns Ausgabe der *Sämtlichen Werke* auch prompt angestrichen: »Höchst anmutig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins Einzelne auszumalen.«⁷¹ Vielleicht nicht Manns süffigster Text, so brauchen sich die Josephsbände doch den Vorwurf, Langeweile hervorzurufen, ebenso wenig gefallen zu lassen wie denjenigen der Lesbarkeit in der Dauer einer »müßigen Viertelstunde«.

70 Arthur Schopenhauer: Zur Aesthetik der Dichtkunst, in: Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Dritter Band, hg. von Julius Frauenstädt, Leipzig 1922, S. 484–501, in: TMA, Thomas Mann 604:3; hier S. 493.

71 Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. Erster und zweiter Teil, Leipzig [1909](Goethes Sämtliche Werke, Bd. 11), in: TMA, Thomas Mann 532:11, S. 165.

Die Gleichschaltung des Bedeutenden mit dem Beziehungsreichen macht aber Manns Josephsroman zu genau jenem bloßen »Gewebe von Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur«,⁷² zu welchem 1967 Roland Barthes im *Tod des Autors* respektive Julia Kristeva (metaphorisch ein wenig anders) in ihrer Einführung des Intertextualitätsbegriffs den Text erklären. Am Beispiel von Manns Texten, deren Kotexten,⁷³ und anhand der Lesespuren in individuellen Buchexemplaren, welche sowohl diese als auch jene Texte gedruckt enthalten, lassen sich damit erstens theoretische Konzepte von Intertextualität oder in Gérard Genettes engerem Sinn Hypertextualität in der Materialität handfest machen. Zweitens können Einsichten der bei Mann gut etablierten Quellenforschung auf dieser Grundlage in ein hypertextuelles Netzwerk in der Nachlassbibliothek eingebunden werden, das über die Einzelfunde und -studien weit hinaus Zusammenhänge erkenntlich werden lässt.⁷⁴ Drittens materialisiert sich damit eine eigene, epigonal-avantgardistische Interaktion von Werk und Bibliothek, welche eine poststrukturalistische ›Autorinstanz‹ in die konzeptuelle Nachfolge der ›großen Männer‹ des 19. Jahrhunderts stellt.⁷⁵

III

Die Nachlassbibliothek des ›Erfolgsautors‹⁷⁶ Thomas Mann und die Novelle *Tristan* demonstrieren je eine Funktions- und eine Dysfunktionsweise literarischer Kreativität, deren Bedingung die erfolgreiche Rezeptivität ist oder

72 Barthes: *Der Tod des Autors* (Anm. 60); S. 190; vgl. Kristeva: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman* (Anm. 60), S. 348.

73 Der kommunikationstheoretische Begriff meint hier in Abgrenzung zum außersprachlichen, also sozialen, historischen, situativen Kontext die *sprachlichen* Mit-Texte.

74 Vgl. auch Anke Jaspers: *Die Bibliothek als Netzwerk. Digitale Analysen der Nachlassbibliothek Thomas Manns*. [Vortrag], Weimar 15. Juni 2019.

75 Vgl. zum Konzept des ›großen Mannes‹ bei Thomas Mann Dirk Werle: *Große Männer. Zur Entfaltung einer Topik in Thomas Manns essayistischen Schriften*, in: *Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne*, hg. von Stefan Börnchen und Claudia Liebrand, München 2008, S. 243–265.

76 Als solcher wird Mann nicht nur in der Öffentlichkeit wahrgenommen und in der Wissenschaft beforscht, auch Manns eigenes Verständnis seiner Rolle als Autor zeichnete sich auch bereits zu *Tristan*-Zeiten ab. Vgl. z. B. Wilhelm Haefs: *Geist, Geld und Buch. Thomas Manns Aufstieg zum Erfolgsautor im S. Fischer Verlag in der Weimarer Republik*, in: *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann*, hg. von Michael Ansel, Hans-Edwin Friedrich und Gerhard Lauer, Berlin, New York 2009, S. 123–158.

wäre.⁷⁷ Im Folgenden geht es darum, die in den ersten beiden Beitragsteilen ausgearbeitete Poetologie in den physischen Büchern materiell fassbar zu zeigen und damit die empirische Person Thomas Manns zugunsten eines ›Autors‹ als sowohl werkgenerative als auch bibliothekskonstituierende Instanz auszublenken.⁷⁸ Mit Quellen- und Biographieforschung lassen sich zwei für Manns Werk traditionelle Forschungsrichtungen in einer solchen Konzeptualisierung unterbringen, die den Autor als Linse versteht, durch welche sich Bibliothek und literarisches Werk gegenseitig ineinander abbilden. Sich solcherlei Abbildung schlicht als zwei Projektionen in entgegengesetzter Richtung – einmal aus der Bibliothek ins Werk und einmal aus dem Werk in die Bibliothek – vorzustellen, wäre aber allein schon aufgrund ihrer zeitlichen Dimension eine arge Vereinfachung. Denn eine Bibliothek wächst und wandelt sich, und das Werk entsteht im Lauf einer langen Autorenexistenz; beide sind entlang der Zeitachse für neues Material offen, während sich in letztlich zirkulären Bewegungen Autoranliegen in Werkthemen *und* Bibliothekskorpus niederschlagen, Bibliotheksthemen zu Werkthemen werden und ehemals vielleicht marginale Werkthemen sich erst mit ihrer Wiederholung in der Bibliothek zu Autoranliegen verdichten.⁷⁹

Damit lässt sich die Bibliothek aber als die materielle Manifestation einer räumlichen Konzeption von Intertextualität⁸⁰ verstehen. Materiell stehen im Raum der Bibliothek die Druckfassungen der Hypotexte und der in ihrer ›schwach kreativen‹ Verarbeitung entstandenen eigenen (Hyper-)Texte, welche die ›stiftlichen‹⁸¹ Spuren ihrer Verknüpfung zum ›Gewebe aus Zitaten‹ tragen. Die Regale teilen sie sich mit Sekundärtexten über diese Hypertexte,

77 Vgl. Hamacher: *Zauber des Letzten – Zauber des Ersten?* (Anm. 65), S. 34.

78 Das gilt auch in einem kollektiven oder entpersonalisierten Sinn, vgl. mit Fokus auf die Korpusbildung der Bibliothek Anke Jaspers' Beitrag in diesem Band.

79 Die *Nachlassbibliothek* ist auch insofern ein sehr komplexes Gebilde, als in ihr sowohl die unterschiedlichen Korpusumfänge der Bibliothek zu Lebzeiten als auch die Lese Spuren all dieser Momentanzustände als eine Projektion entlang der zeitlichen Achse in einen materiellen Endzustand zusammenfallen, aus dem die zeitliche Information nicht ohne Weiteres rekonstruierbar ist. Einschränkend kommt hinzu, dass es sich bei den erhaltenen Büchern nur um Teilüberlieferungen solcher Momentan-Korpora handelt. Versteht man nun allerdings mit Kristeva den Bezug zwischen Texten nicht chronologisch, wie das Genettes Hypertextualität tut, sondern spatial-synchron, sodass Bezüge zwischen Texten in unterschiedlicher zeitlicher Richtung bestehen, dann ist hier tatsächlich die Bibliothek eine Materialisierung dieses Konzepts von ›Intertextualität‹.

80 Vgl. Kristeva: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman* (Anm. 60).

81 Vgl. Manuel Bamerts Beitrag in diesem Band.

die wiederum mit dem Stift rezipiert wurden.⁸² Die Bibliothek zeigt sich unter solchem Blickwinkel auf zwei Ebenen als das materielle Medium des poetologischen Programms einer Autorinstanz:⁸³ auf einer inhaltlichen Ebene in den erstens impliziten und zweitens expliziten Poetiken des eigenen Werks und der Hypotexte, wo sich nachverfolgen lässt, in welchem und wessen Gedanken- und Formengut Mann sein dichterisches Selbstverständnis gefunden (und wiedergefunden) hat, sowie auf einer materiellen Ebene in den Spuren von zweierlei Bewegungsrichtungen der auktorialen ›Einschreibung‹⁸⁴ in die Nachlassbücher.

Je nach der Weite des gewählten Blickwinkels bilden diese Spuren unterschiedliche Muster ab, aus denen zweierlei sich widerstrebende Bewegungsrichtungen abzuleiten sind – und denen nicht zufällig zwei zentrale Strömungen der Mann-Forschung folgen, hat diese sich doch seit der Eröffnung des Thomas-Mann-Archivs intensiv mit dem dort erhaltenen Material auseinandergesetzt. Auf einzelne Bände fokussiert, bilden die Stiftspuren der Nachlassbibliothek zu großen Teilen vor allem den Imperativ zum Detailreichtum und also implizit die Aufnahme von Fremdmaterial und Gelehrtenwissen ab. In einer solchen klassisch quellenphilologischen Perspektivierung sind sie als *Lesezeichen*, dem an *Tristan* beobachteten Gendering gemäß als ›weiblich‹-rezeptiv zu deuten und weisen aus den Bibliotheksbüchern ins Werk: In den gezeigten Beispielen zeugen sie von der Rezeption von Schopenhauers Detailimperativ, von der Inspirationssuche bei Goethe und der Auslese von ›gelehrtem‹ Faktenwissen und diskursiven Versatzstücken, von der Aufnahme und Umsetzung poetologischer Anweisungen.

Ins Grobe vereinfacht wird die Übereinstimmung ersichtlich: Die Quellenforschung, auch bereits Hans Wyslings frühe Ausarbeitung von Manns ›Montagetechnik‹,⁸⁵ folgt der Richtung aus der Bibliothek ins Werk. Eine umgekehrte Bewegung, diejenige einer Selbstprojektion im Stil Spinells, beobachtet die Biographik. Denn tatsächlich ist der Autor als bibliotheksbildende Instanz seiner fiktionalen Figur ähnlicher, als es die erste Diagnose

82 Vgl. Anke Jaspers' Beitrag in diesem Band.

83 Vgl. zur materiellen Medialität der Bibliothek und zu ihrer symbolischen Ordnung Bernhard J. Dotzler: *Literaturwissenschaftliche Mediologie der Bibliothek*, in: *Literaturwissenschaft und Bibliotheken*, hg. von Stefan Alker-Windbichler und Achim Hölter, Göttingen 2015 (Bibliothek im Kontext, Bd. 2), S. 49–65; hier S. 51 f. Zur Medialität der Bibliothek auch Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln 2000, S. 298–302.

84 Vgl. Uwe Wirths Beitrag in diesem Band.

85 Wysling: *Die Technik der Montage* (Anm. 10).

vermuten ließe.⁸⁶ Im *Büchlein von Goethe*, 1832 »herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten«, versieht Mann beispielsweise die Behauptung eines »genau[en]« Zusammenhangs von Goethes Leben und »unserem deutschen Volksleben« mit der Marginalie »Also doch?«,⁸⁷ welche plausibel vermuten lässt, dass hier eine bereits gefasste Vorstellung an den Drucktext herangetragen wurde. An anderer Stelle im Regal enthält eine »Selbstschilderung« Goethes auf rund 500 Seiten nur gerade zwei Lesespuren, als hätte hier ein Rezipient dem Buch dann doch nicht allzu »plump und wirklichkeitsgierig« in die Seiten gestarrt. Angestrichen ist darin aber zielsicher eine Stelle, welche Manns eigene »postgeniale Kreativitätsästhetik« vorwegzunehmen scheint:

Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften: er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden, er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas Ähnliches hervorzubringen strebt.⁸⁸

Wollte man sich mit den hier angeführten Textstellen in traditionell quellenphilologisch-biographischer Tiefe befassen, wäre wohlweislich in Betracht zu ziehen, wann Mann das jeweilige Buch gelesen, ob er dazu etwas in seinen Tage- oder Notizbüchern vermerkt, sich allenfalls brieflich geäußert hat, und ob und wie die Textstellen vielleicht mit der Gestaltung seiner Goethefigur in *Lotte in Weimar* oder anderer impliziter Goethe-Inkarnationen seines Werks⁸⁹ korrespondieren. Derweil wäre allerdings mit in den Blick zu nehmen, was der weitere Kontext dieser Textstücke ist, aus wel-

86 Aufzuführen wäre hier beispielweise Spinells Praxis, Zitate der eigenen Texte in fremder Rede aufzuspüren und zu berichtigen, welche in der Nachlassbibliothek vor allem in den Buchbesprechungen und philologischen Abhandlungen zu Manns Werken, aber auch in Zeitungsartikeln ihre Korrekturspuren hinterlassen hat.

87 [Oscar L. Wolff]: *Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum besseren Verständnis seines Lebens und Wirkens*. Herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten, Penig 1832, in: TMA, Thomas Mann 503, S. 118.

88 Johann Wolfgang Goethe: [Selbstschilderung], in: *Goethes Sämtliche Werke*. Achtunddreißigster Band, hg. von Curt Noch, Berlin [1909], S. 482–483, in: TMA, Thomas Mann 507:38; hier S. 483.

89 Die Josephsgestalt der Tetralogie beispielsweise.

chem Zusammenhang also die markierten Zitate überhaupt hervorgehoben und ausgesondert sind. Öffnet man den Blickwinkel aber stattdessen in die Breite des Nachlassbestands, werden die Spuren auch in einem Distant Reading lesbar, dessen Ergebnis sich an Spinells Selbstbezüglichkeit⁹⁰ anschließen lässt.

Die Gegenläufigkeit zum klassischen Weg von der Quelle ins Werk ist dabei in der Extremform solcher Marginalien besonders offensichtlich, die auf zum Zeitpunkt der Lektüre bereits abgeschlossene Werktexte verweisen.⁹¹ Was hier in Form von An- und Unterstreichungen, Ausrufe- oder Fragezeichen und kritischen oder affirmativen Marginalien sichtbar wird, ist gerade nicht oder nicht nur die Markierung und Spur einer Aufnahme fremden Gedankenguts ins Werk.⁹² Es ist immer auch ein Wiederfinden des bereits Eigenen, Gewussten oder Gewollten, dessen Bewegungsrichtung aus dem Werk in die Bibliothek weist. Das Lesen im Fremden ist zugleich ein Lesen im Eigenen, ein Auslesen des Eigenen aus dem Fremden oder darüber hinaus ein aktives Hineinlesen des Eigenen ins Fremde. Ausgerechnet den Hang zur Selbstlektüre beispielsweise, den der Textautor Thomas Mann in der Alter-Ego-Figur Detlev Spinells an sich selbst mitzuchtigt,⁹³ findet der Annotationsautor Thomas Mann auch bei Goethe wieder: Das einzige Ausrufezeichen in einem Band, der eine umfangreiche Liste von Goethes Bibliotheksausleihen enthält und den Mann drei Jahrzehnte nach *Tristan* für die Gestaltung seiner Goethefigur in *Lotte in Weimar* verwendet hat,⁹⁴ setzt er neben *Die Leiden des jungen Werthers*. Diese hat Goethe offenbar am 26. März 1816 aus der Weimarer Bibliothek entliehen.

Ihrer Konzeption nach ist Thomas Manns Bibliothek als Arbeitsbibliothek zwar ein Speicher fremden Wissens und Gedankenguts, das als äußere Inspiration und als Arbeitsmaterial im Prozess literarischer Kreativität dienen kann. In Überlagerung aller »Thatsächlichkeit« des Faktenwissens aber, das seinen Weg aus den Bibliotheksbänden ins Mann'sche Werk gefunden

90 Vgl. Schönbächler: »und las in seinem eigenen Roman« (Anm. 27).

91 Vgl. Jaspers: Die Bibliothek als Netzwerk (Anm. 74).

92 Zur »possessiv-rezeptive[n]« Lektüre eines Texts vgl. Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden 2015 (Bibliothek und Wissenschaft, Bd. 48), S. 147–173; hier S. 164.

93 Vgl. Mann: Bilde und ich (Anm. 39), S. 101.

94 Elise von Keudell: Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke, Weimar 1831, in: TMA, Thomas Mann 511, S. 167. Vgl. Werner Fritzen: Lotte in Weimar. Kommentar, Frankfurt a. M. 2003 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 9.2), S. 414, 622–626.

hat, verknüpfen sich die Lesespuren des Gesamtbestands im Nachlass zu einem Netz, das über den gedruckten Inhalten der Bibliothek liegt und auf eine zweite, jener ersten gegenläufige poetologische Tendenz schließen lässt. Welche Faktoren dabei auf die Entstehung der Lesespuren gewirkt haben und welche Schlüsse also aus ihrer An- oder Abwesenheit gezogen werden können, steht zwar noch auf einem anderen Blatt.⁹⁵ Nicht zu bestreiten ist aber, dass ein kursorischer Gesamtüberblick der Lesespuren in der Nachlassbibliothek ein Markierungsmuster von immer wieder gleichen Themenkomplexen sichtbar macht, das mit den einschlägigen Werkthemen korreliert. Diese sind der Forschung aus Manns Werk bestens bekannt⁹⁶ und umfassen beispielsweise das Ringen um den Künstlerbegriff, den Kurzschluss von Kunst und Krankheit, den Komplex um Geschlecht und Sexualität, die Idee des Deutschen und dessen Positionierung im europäischen Kontext, und – »Also doch?« – immer wieder Goethe als Vorbild des deutschen Nationalschriftstellers.

Die Auswahl der annotierten Texte und die Aussonderung der markierten Textstellen erzeugen im Positiv, aber auch im Negativ das momentane Abbild eines ›Autors‹,⁹⁷ der sich und seine Poetologie ›schwacher Kreativität‹ also nicht nur in die Einzelbände, sondern in die Gesamtheit einer individuellen Büchersammlung idiosynkratisch ›einschreibt‹. In eins mit dieser ›Einschreibung‹ in die Bibliothek, also dem ›weiblich‹-rezeptiv, aber auf die Produktion ausgerichteten ›Lesen mit dem Bleistift‹, womit der ›Autor‹ sich seine Bücher ›zu eigen‹ macht,⁹⁸ *schreibt* er sich nach den Prinzipien von imitatio und aemulatio mit seinem Werkkorpus ›männlich‹-produktiv in die genealogische Abfolge der ›großen Männer‹ und Genies ein, welche im Korpus der Bibliothek die dichterischen Vorläufer und -bilder liefern. Den Erfolg dieses Unternehmens belegen die bloße Existenz der Nach-

95 Vgl. Manuel Bamerts Beitrag in diesem Band.

96 Vgl. für entsprechende Handbuchartikel beispielsweise Andreas Blödorn, Friedhelm Marx (Hg.): Thomas Mann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2015.

97 ›Autor‹ umfasst gerade hier, aus der Bibliothek gedacht, wesentlich mehr und zugleich weniger als das empirische Individuum Thomas Mann. Die Auswahl der Texte beispielsweise ist von sozialem Umfeld, materiellen Gegebenheiten, historischen Kontingenzen auf eine Weise beeinflusst, die weit über die autonome Bestimmungsmacht eines Einzelindividuums hinausgeht. Ähnliche Überlegungen lassen sich zum Ob, Was und Wie der einzelnen Lektüren anstellen.

98 Zur Phallizität des Stifts vgl. Günter Butzer und Gerhard Kurz, s. v. ›Griffel / Feder / Bleistift‹, in: Thomas Anz (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Band I. Gegenstände und Grundbegriffe, Stuttgart, Weimar 2007, S. 138–140 mit Mann: Der Zauberberg (Anm. 29), S. 415.

lassbibliothek in ihrer heutigen Form, ihre institutionelle Erhaltung und Erforschung.

Die »imitatio« »Gottes« und – stellvertretend – »Goethe's«, von der *On myself* spricht, ist so auf allen Ebenen – fiktional, im auktorialen Selbstverständnis, in der Materialität der Bibliothek – programmatisch und verläuft wiederum in der Gegenbewegung einer gleichzeitigen Aneignung. In *Lotte in Weimar* (1939) ist dem genialen Vorbild und »großen Mann« Goethe kurzerhand eine Tirade gegen die »Originalitätsgrinasse der genialen Schule«, die eigene Poetologie des Autors also in den Mund geschrieben, welche sich wie eine späte Schelte der frühen Spinell-Figur liest und die bei der in *Tristan* entwickelten Sexualisierung und Sexuierung künstlerischen Schaffens ansetzt:

Ist ja Originalität das Grauenhafte, die Verrücktheit, Künstlertum ohne Werk, empfängnisloser Dünkel, Altjungfern- und Hagestolzentum des Geistes, sterile Narrheit. Ich verachte sie unsäglich, weil ich das Produktive will, das Weibheit und Mannheit auf einmal, ein empfangend Zeugen, persönliche Hochbestimmbarkeit. Nicht umsonst seh ich dem wackren Weibe ähnlich. Ich bin die braune Lindheymerin in Mannsgestalt, bin Schoß und Samen, die androgyne Kunst, bestimmbar durch alles, aber, bestimmt durch mich, bereichert das Empfangene die Welt.⁹⁹

Aus allen auf der hypertextuellen Grundlage der Bibliothek möglichen Goethe-Bildern ist im Muster der Lesespuren eines hervorgehoben, das einer bestimmten Idee von Dichtertum entspricht. In Felix A. Theilhabers *Goethe. Sexus und Eros* beispielsweise heißt es über die Übereinstimmung von »Goethes Physiognomie [...] mit seinem Wesen«, mit Bleistift unterstrichen, es seien »an der Totenmaske, an dem letzten Gesicht unseres großen Dichturfürsten weiblich anmutende Züge, ein[] Mangel an ausgesprochender Männlichkeit« festzustellen.¹⁰⁰ »Wahr«, befindet die Marginalie in Thomas Manns Handschrift daneben lakonisch.

Die spezifische »Autorenbibliothek« in der Gesamtheit von Korpus und Lesespuren sowie die Lesespuren selbst als Zeichen produktiven Lesens an

99 Mann: *Lotte in Weimar* (Anm. 35), S. 334. Vgl. zu den Lesespuren in der Nachlassbibliothek, welche eine Aufmerksamkeit für die Ähnlichkeit Goethes mit seiner Großmutter Anna Margaretha Lindheimer und deren »romanischem« Typ bezeigen, Frizen: *Lotte in Weimar* (Anm. 94), S. 610.

100 Felix A. Theilhaber: *Goethe. Sexus und Eros*, Berlin-Grunewald 1929, in: TMA, Thomas Mann 510, S. 59.

der Kippstelle von Lesen und Schreiben sind eine *materielle* Versinnlichung genau dieser gegenderten Poetologie mannweiblichen Dichtertums, die sich *inhaltlich* sowohl in der Bibliothek als auch in Manns Werken wiederholt ausdrückt. In einem Entwurf¹⁰¹ der Lotte-Textstelle, welche als längere Bleistiftmarginalie in Dostojewskis *Die Brüder Karamasoff* auf der Leerseite vor dem Beginn des vierten Buchs steht, ohne sich offenbar direkt auf den Drucktext zu beziehen, heißt es noch ein wenig prägnanter: »Nicht umsonst gleich ich dem wackren Weibe. Ich bin die Lindheymerin als Mann, bin Schoß und Zeugung, die androgyn Kunst, [...] die göttliche, denn alles Göttliche ist zwiegeschlechtig.«¹⁰²

Von dieser dichterischen Zweigeschlechtlichkeit werden in der Bibliothek alle Schattierungen und Übergangsstufen sichtbar. Sie enthält die Hypertexte und Vorbilder mit den Inskriptionen werkproduktiver Rezeption,¹⁰³ und ›weiblich‹-rezeptive Spuren eines ›phallisch‹ auf Produktivität ausgerichteten Lesens mit dem Stift überlagern sich bis zur Ununterscheidbarkeit mit den Wiederfundspuren des eigenen, ›männlich‹-produktiven Schreibens in den Ideen der Hypertexte. Daneben stehen die Produkte dieses Schreibens, die eigenen Werke eines ›Autors‹.

101 Dass es sich um ein Selbstzitat aus dem Gedächtnis handelt, ist prinzipiell aufgrund der eingeschränkten Datierbarkeit solcher Marginalien schwer auszuschließen, fügte sich aber derart erst recht in die grundlegende These des Beitrags.

102 Fjodor Michailowitsch Dostojewski: *Die Brüder Karamasoff*. Erster Band, Leipzig 1921 (Sämtliche Romane und Novellen, Bd. 23), in: TMA, Thomas Mann 950:23, S. 296.

103 Vgl. zur »Schreibweise als Lektüre des vorausgegangenen literarischen Korpus« Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman (Anm. 60), S. 351.

Yahya Elsaghe

»Weistu was so schweig«

Thomas Manns Verwertung seiner Lesespuren
in Heinrich Teweles' *Goethe und die Juden*

I

Ende Januar 1925, er war gerade dabei, eine zweite, stark erweiterte Fassung seines Essays *Goethe und Tolstoi* zu vollenden, aus dem er zwei Wochen zuvor in Breslau vorgetragen hatte,¹ und »im Geheimen« trug er sich bereits mit »bestimmten, wenn auch noch etwas schattenhaften Plänen« zum Josephsroman,² auf die er durch eine Anregung aus *Dichtung und Wahrheit* verfallen war:³ Da bekam Thomas Mann Päckchenpost aus Prag. Es war ein Büchlein *Goethe und die Juden*, geschickt und geschrieben von einem Heinrich Teweles, der ihm die Sendung in einer handschriftlichen Widmung vom »26 I 25« eigens noch »verehrungsvoll« zugeeignet hatte. Schon am ersten Februar bedankte sich Mann in seinem einzigen oder einzig erhaltenen Brief an den Verfasser, der bald sterben würde. Er habe das »schöne[, warme[] und kluge[] Buch[]«⁴ mit Genuss und Gewinn gelesen.

Ob er hiermit nur einfach höflich blieb oder ob er das immerhin 200 Oktavseiten starke Buch oder jedenfalls die rund 140 Seiten seines Fließtexts wirklich in drei, vier Tagen durchgeackert hatte und die knapp zwei Dutzend Lesespuren darin alle aus jenen paar wenigen Wintertagen stammen – nur in der Hälfte der insgesamt vierzehn Kapitel und die letzte schon auf Seite 114 –: Auf jeden Fall wusste Thomas Mann späterhin darüber Bescheid, was bei Teweles steht. Was also steht bei Teweles? Und wer war dieser Heinrich Teweles überhaupt?

1 Vgl. Gert Heine und Paul Schommer: *Thomas Mann Chronik*, Frankfurt a. M. 2004, S. 151.

2 Thomas Mann: Brief vom 4. 2. 1925 an Ernst Bertram, in: *Thomas Mann*, hg. von Hans Wysling, München, Frankfurt a. M. 1975–1981 (*Dichter über ihre Dichtungen*, Bd. 14/I–III), Bd. 14/II: 1918–1943, S. 83.

3 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Erster Theil, in: *ders.: Werke*, hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887–1919 (Nachdruck München 1987), Abt. I, Bd. 26, S. 222.

4 Thomas Mann: Brief vom 1. 2. 1925 an Heinrich Teweles, *Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek*, Zürich, Signatur BITEWE2.

Teweles, eine nur knappe Generation älter als Thomas Mann, war mindestens bis zum »Umsturz«⁵ von 1918 ein integraler Akteur des Prager Kulturbetriebs, Literat, Dramatiker und Chefredakteur beim städtischen *Tagblatt*. Als solcher engagierte er sich namentlich für das deutsche, deutschsprachige Kulturerbe. Dieses Engagement hatte bei ihm dieselben Beweggründe wie etwa bei einem Alfred Klaar und Hugo Salus. 1922 auch formell aus der Religionsgemeinschaft ausgetreten,⁶ gehörte Teweles zu den assimilierten Juden der Stadt, die sich der deutschen Kultur ungleich näher fühlten als der jüdischen oder der tschechischen.

Vor diesem Hintergrund ist jene verehrungsvolle Widmung im Mann'schen Exemplar seines Goethe-Buchs, vor allem aber dieses selbst zu sehen und erst wirklich zu verstehen. Teweles reihte sich damit in eine beachtliche Serie deutsch-jüdischer Goethe-Kenner ein, teils mit, teils ohne akademische Anbindung, von denen Thomas Mann nicht wenige rezipiert oder persönlich gekannt hat: Michael Bernays, Richard M. Meyer, Albert Bielschowsky, Friedrich Gundolf, Felix A. Theilhaber, Hans M. Wolff, Richard Friedenthal oder auch Eduard von Simson, einst Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, und ganz besonders Ludwig Geiger, ein auch nach Teweles' Dafürhalten »namhafter Literaturforscher«,⁷ dessen Aufsatz gleichen Titels in der einen oder anderen Version⁸ zu der wenigen für *Goethe und die Juden* »[b]enutzt[en]«⁹ Sekundärliteratur zählte und dessen Buch über *Goethe und die Seinen*¹⁰ eine Hauptquelle auch für *Lotte in Weimar* werden sollte.¹¹ Bei all diesen und manchen anderen deutschen oder besser germanophonen Juden, die denn auch in der Deutschen Goethe-Gesellschaft

5 Anonymus: Heinrich Teweles gestorben, in: Neue Freie Presse, 10. 8. 1927, S. 6.

6 Vgl. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, hg. von Renate Heuer, Berlin, Boston 1992–2013, Bd. 20, S. 40–44; hier S. 41, s. v. »Teweles, Heinrich«.

7 Heinrich Teweles: *Goethe und die Juden*, Hamburg 1925, S. 160.

8 Ludwig Geiger: *Goethe und die Juden* [Separatum], o. O. [1887]; ders.: *Die Juden und die deutsche Literatur*, in: *Zs. für die Geschichte der Juden in Deutschland* 1.4, 1887, S. 321–365; ders.: *Goethe und die Juden*, in: ders.: *Die Deutsche Literatur und die Juden*, Berlin 1910, S. 81–101; freundlicher Hinweis von Andreas Kilcher, Zürich, vom 1. 4. 2020.

9 Teweles: *Goethe und die Juden* (Anm. 7), S. 145.

10 Ludwig Geiger: *Goethe und die Seinen*. Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus, Leipzig 1908.

11 Vgl. Werner Fritzen: *Lotte in Weimar*. Kommentar, Frankfurt a. M. 2003 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 9.2), S. 93–95.

eine überproportional starke Kohorte stellten¹² – von Simson war ihr Gründungspräsident, Geiger der Gründer und langjährige Herausgeber ihres Jahrbuchs –, ist die Hingabe an das Studium des übrigens auch von Mann so genannten »Nationalschriftsteller[s]«¹³ als Teil und Ausdruck eines Akkulturationswillens zu begreifen.¹⁴

Dieser Integrationswunsch, wenn auch bloß nebenher, spricht denn schon aus den Worten, mit denen Teweles sein erstes Kapitel beginnen lässt. Darin ruft er zunächst einmal in zwei kurzen Sätzen den Topos vom Nationaldichter ab, um sich dann jedoch in einem dritten, am Ende einer langen Parenthese, mit zu dem »Volk« zu rechnen, als dessen »Maß« er seinen Goethe wie ein Totemtier¹⁵ hier paradiert. Aber auch so noch vollzieht er seine Selbstinklusion in die erste Person Plural eines Volks der Deutschen nur implicite oder gleichsam verschämt, ganz am Ende des sperrigen Einschubs:

Goethe bedeutet die deutsche Kultur. Kein Volk hat ein solches Maß. Wir – die Sinnenden, die Empfindenden, die über die gemeine Notdurft wenigstens mit unserer Sehnsucht hinausgreifenden [sic!], die Deutschen – haben uns dazu erhoben, alles an Goethe zu messen [...].¹⁶

Dass Teweles also ein Buch über Goethe schrieb, ist so verwunderlich nicht. Zu fragen wäre allenfalls, warum es ein Buch über Goethe *und die Juden* war oder wurde und weshalb es ausgemacht damals geschrieben werden wollte.

12 Vgl. W. Daniel Wilson: Der Faustische Pakt. Goethe und die Goethe-Gesellschaft im Dritten Reich, München 2018, S. 26.

13 Thomas Mann: Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters, in: ders.: Reden und Aufsätze, Bd. 1, Frankfurt a. M. 21974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 9), S. 297–332; hier S. 326.

14 Vgl. Wilfried Barner: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer, Wolfenbüttel, Göttingen 1992 (Kleine Schriften zur Aufklärung, Bd. 3); Willi Jasper: Deutsche Juden als Goethe-Verehrer – eine ›faustische‹ Beziehungsgeschichte?, in: Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland, hg. von Jochen Golz und Justus H. Ulbricht, Köln 2005, S. 113–122; W. Daniel Wilson: Goethes Haltung zur Judenemanzipation und jüdische Haltungen zu Goethe, in: »Außerdem waren sie ja auch Menschen«. Goethes Begegnung mit Juden und Judentum, hg. von Annette Weber, Berlin, Wien 2000, S. 19–45, 151–156.

15 Vgl. Peter von Matt: Literaturwissenschaft und Psychoanalyse, Stuttgart 22001 (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 17626), S. 60f.

16 Teweles: Goethe und die Juden (Anm. 7), S. 7.

Auch auf diese Fragen geben schon die allerersten Worte des Buchs die Antwort, nämlich dessen *Vorwort*.

Das Vorwort beginnt und endet mit der wörtlich wiederholten Versicherung: »Diese Schrift ist keine Streitschrift«;¹⁷ und auch dazwischen verspricht der Verfasser seinen Lesern eigens nochmals, dass er sich »in der Polemik tunlichst zurückgehalten« habe.¹⁸ Dabei scheinen Streit und Polemik nur bei der einen Hälfte seiner Fragestellung zu erwarten oder zu befürchten gewesen zu sein. Denn was das Verhältnis der Juden zu Goethe betreffe, so sei »hier kaum ein Streitpunkt zu erblicken«, und deshalb brauche sein Buch in dieser »Beziehung« auch »nicht vollständig« zu sein.¹⁹ Was aber umgekehrt »Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum« angehe, so habe er »an der Hand aller Akten« gearbeitet, die verfügbar seien, »der Werke, Briefe, Tagebücher des Dichters und der glaubwürdigen Berichte seiner Zeitgenossen«.²⁰ Schlechterdings »alles« habe er »beigebracht, was« dieses Verhältnis »im allgemeinen und im besonderen, im sachlichen und im persönlichen, im historischen und im gegenwärtigen [sic!] klarstellt«.²¹

Offenbar war Goethes Verhältnis zu den Juden und dem Judentum umstritten. Und offenbar bedurfte es gerade seinerzeit der Klärung. Warum wohl? Um die Frage zu beantworten, braucht man sich bloß die supplybare Entstehungszeit des Buchs zu vergegenwärtigen:

Erschienen ist *Goethe und die Juden* den Imprimaturdaten nach »1925«; wobei jene handschriftliche Widmung des Verfassers den Verdacht nahelegen könnte, »I 25«, dass es sich hierbei um eine der üblichen Verlagsvordatierungen handelt und das Büchlein also bereits 1924 ausgeliefert worden war. Jedenfalls muss es wohl um das notorische Krisenjahr 1923 herum geschrieben oder vollendet worden sein; notorisch vor allem auch in der Geschichte des deutschen Antisemitismus, der damals seine grässlichste Gestalt anzunehmen im Begriff war. 1923 ist ein Stichjahr insbesondere in der Geschichte des deutschen Radau- und Vernichtungsantisemitismus, wie er spätestens im Umkreis des Wartburgfests aufgekommen war und auf den Teweles mit dem Zitat einer deutlichen Parole anspielt: »Tod den Juden!«²²

Teweles war »im gegenwärtigen« daran gelegen, Goethe vor den unausbleiblichen Vereinnahmungen seitens eines völkischen Antisemitismus in

17 Ebd., S. 5.

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 8.

Schutz zu nehmen, der nun auch in der Goethe-Gesellschaft Platz griff.²³ Prompt würde man den »letzten großen Welt-dichter[.]«²⁴ bei den nächstbesten Gelegenheiten zu einem Nazi-Sympathisanten *avant la lettre* erklären, zum »Vorläufer eines idealen Nationalsozialismus«.²⁵ So anlässlich der alljährlichen Goethe-Festlichkeiten in Weimar, einer »Zentrale des Hitlertums«,²⁶ woselbst zu Goethes oder doch zur Feier der ihm seit nunmehr fünfzig Jahren geweihten Gesellschaft deren amtierender Präsident, der Berliner Großordinarius Julius Petersen,²⁷ sich zur Behauptung verstieg, der »Herrscher im Reich der deutschen Sprache« hätte seinen Segen und Respekt »den schwarzen Gesellen und den braunen Kameraden [...] nicht versagt«.²⁸

Dergleichen zeichnete sich bereits ab, als Teweles sich des Themas *Goethe und die Juden* annahm. Unter derselben Überschrift war kurz zuvor schon bei einem monoman-antisemitischen Verlag eine später zum nationalsozialistischen Standardwerk avancierte²⁹ »Zusammenstellung« erschienen,³⁰ im Rahmen einer Reihe *Deutschlands führende Männer und das Judentum* und neben Titeln wie *Biblischer Antisemitismus*, *Unmoral im Talmud*, *Die Überwindung des Judentums*. Solchen Instrumentalisierungstendenzen entgegenwirkend, wollte Teweles in seinem Buch dartun und belegen, dass Goethe dem Judentum vergleichsweise sehr aufgeschlossen gegenüberstand. Wie imposant und erschöpfend das Material war, das er zu diesem Behufe kompilierte,

23 Vgl. Wilson: *Der Faustische Pakt* (Anm. 12), S. 63, 148–150.

24 Julius Petersen: *Erdentage und Ewigkeit*. Rede bei der Reichsgedächtnisfeier am 22. 3. 1932, in: ders.: *Drei Goethe-Reden*, Leipzig 1942, S. 7–27; hier S. 11.

25 Julius Petersen in der »Allgemeinen Thüringischen Landeszeitung« vom 25. 5. 1934; zit. nach Wilson: *Der Faustische Pakt* (Anm. 12), S. 71.

26 Thomas Mann: *Meine Goethereise*, in: ders.: *Nachträge*, Frankfurt a.M. 1974 (*Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Bd. 13), S. 63–75; hier S. 71. Vgl. Wilson: *Der Faustische Pakt* (Anm. 12), S. 20.

27 Vgl. ebd., S. 17 f., 69–72.

28 Julius Petersen: *Goetheverehrung in fünf Jahrzehnten*. Ansprache zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Goethe-Gesellschaft am 27. August 1935, in: ders.: *Drei Goethe-Reden*, Leipzig 1942, S. 28–54; hier S. 52.

29 Vgl. Wilson: *Der Faustische Pakt* (Anm. 12), S. 198; ders.: *Judenfreund, Judenfeind – oder Jude? Goethe und das Judentum im Nationalsozialismus*, in: *Goethe und die Juden – die Juden und Goethe*. Beiträge zu einer Beziehungs- und Rezeptionsgeschichte, hg. von Anna-Dorothea Ludewig und Steffen Höhne, Berlin, Boston 2018 (*Europäisch-jüdische Studien*, Bd. 34), S. 235–253; hier S. 247 f.

30 Max Maurenbrecher: *Goethe und die Juden*. Eine Zusammenstellung, München 1921 (*Deutschlands führende Männer und das Judentum*, Bd. 3); freundlicher Hinweis von Andreas Kilcher, Zürich, vom 5. 4. 2020.

zeigt sich an der weiteren Rezeptionsgeschichte – freilich auch ganz und gar anders, als es sich Teweles je hätte träumen lassen. Denn es gehört zu den Zynismen des Schicksals, dass sein Buch einem rassenhygienisch gesinnten Rezipienten als Fundgrube zu wiederholten, teils sogar beim Reichspropagandaminister denunzierten Versuchen dienen sollte, Goethe aus »völkischer Sicht« zu diskreditieren.³¹

II

Ganz im Sinne des Verfassers war dagegen der literarische Gebrauch, den nahezu zeitgleich mit solcher völkischer Inanspruchnahme Thomas Mann von dem Buch beziehungsweise von seinen darin hinterlassenen Lesespuren machte. Gemeint ist hiermit natürlich jener Roman, mit dem er seine Arbeit an der Josephstetralogie unterbrach, *Lotte in Weimar*. Was er seinem Goethe dort über Juden und Judentum in den Mund legte, hatte er, soweit er es nicht selber erfand oder ausschmückte, aus Teweles; wie er Interessierten gegenüber auch ganz freimütig einräumte, um sie zur Lektüre des »kleine[n] Buch[s] von Heinrich Teveles« [sic!] zu ermuntern.³²

Die besten Beispiele für die Verwendung, die der Romancier für das kleine Buch fand, gibt dessen drittes Kapitel her, in dem er überhaupt die weitaus meisten seiner Lesespuren hinterlassen hat. Dort markierte er sich unter anderem eine halb nur schematisch-tabellarische Notiz Goethes, unter der Rubrik »Jüdisches Wesen«. Hierbei handelt es sich um ein Fragment aus dem Umkreis der Maximen und Reflexionen, das, in den Gesammelten Werken zwar weit abgelegen und tief in den Lesartenapparat versenkt,³³ der Akribie des Verfassers – und durchaus nicht nur Geigers³⁴ – dennoch nicht entgangen war:

31 Vgl. Wilson: *Judenfreund, Judenfeind* (Anm. 29), S. 248 f.

32 Thomas Mann: Brief vom 31. 8. 1946 an H. D. Isaac, Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek, Zürich, Signatur BIISAA1.

33 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: *Maximen und Reflexionen*. Vorarbeiten und Bruchstücke, in: ders.: *Werke*, hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887–1919 (Nachdruck München 1987), Abt. I, Bd. 42.2, S. 517–528; hier S. 523.

34 Vgl. Geiger: *Goethe und die Juden [Separatum]* (Anm. 8), S. 345; ders.: *Die Juden und die deutsche Literatur* (Anm. 8), S. 345: Kolometrie, Orthographie, Interpunktion und Numeri weichen von Teweles' Zitation stark ab.

Jüdisches Wesen[.]

Energie der Grund von allem[.]

Unmittelbare Zwecke.

Keiner, auch nur der kleinste geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete und zwar ein irdisches[,] zeitliches, augenblickliches.

Judensprache [Juden Sprache] hat etwas Pathetisches[.]³⁵

Daraus hat Thomas Mann etliches in die Tischgespräche des achten Kapitels seiner *Lotte in Weimar* übernommen, teils sinngemäß, teils auch nahezu wörtlich, aber immer so, dass er Goethes schematisch-kahlen Stichworten zugleich einen plausiblen Sinn zu unterlegen verstand. Sinngemäß übernommen sind die Auslassungen, in denen er seinen Goethe zum Besten geben lässt, die »Religiosität der Juden« sei in »charakteristischer Weise auf das Diesseitige verpflichtet und daran gebunden«.³⁶ Nahezu wörtlich zitiert ist ein paar Seiten weiter oben das Stichwort des »Pathetische[n]«. Aus dieser knappen Andeutung über die »Judensprache« wurde in *Lotte in Weimar* indessen eine gute Seite Tischgespräch. Thomas Manns Goethe sagt dort: »Die Juden [...] seien pathetisch«, um solche jetzt generelle, wesenhafte »Neigung zum Pathos« nun aber doch just anhand der »Sprache« zu spezifizieren, nämlich mit einem »an die Luft beförderten jüdischen Hausirer« zu exemplifizieren, der dies und das gesagt haben soll.³⁷

Dabei erfährt das bei Teweles wie bei Goethe kommentarlos gebliebene Nomen, »Pathetisches« beziehungsweise »pathetisch« oder »Pathos«, eine gar nicht so unplausible Erklärung, indem es »nämlich« auf seine Etymologie zurückgeführt wird. Thomas Manns Goethe merkt eigens an, wie das »Wort [...] hier genau zu verstehen« sei, »nämlich im Sinne des Leidens«; nicht ohne in diesem Zusammenhang auf das »Alter ihrer [scil. der jüdischen] Rasse und Blutserfahrung«³⁸ zu verweisen – ein im gegebenen Kontext beklemmend vieldeutiges Kompositum. Denn es steht unmittelbar nach Goethes ausführlicher Erzählung von einem mittelalterlichen Pogrom,³⁹ die

35 Teweles: Goethe und die Juden (Anm. 7), S. 28 f. Die in Kastenklammern vorgenommenen Ergänzungen und Korrekturen nach Goethes Original (Anm. 33), S. 523.

36 Thomas Mann: *Lotte in Weimar*. Roman, hg. von Werner Fritzen, Frankfurt a. M. 2003 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 9.1), S. 410.

37 Ebd., S. 406 f.

38 Ebd., S. 406.

39 Ebd., S. 404–406. Vgl. Teweles: Goethe und die Juden (Anm. 7), S. 48.

Mann unter dem Eindruck der sogenannten Reichskristallnacht niedergeschrieben hatte:⁴⁰

Dies Wort aber sei hier genau zu verstehen, nämlich im Sinne des Leidens, und das jüdische Pathos eine Leidensempfase, die auf uns andere oft grotesk und recht eigentlich befremdend, ja abstoßend wirke, – wie denn ja auch der edlere Mensch vor dem Stigma und der Gebärde der Gottgeschlagenheit Regungen des Widerwillens und selbst eines natürlichen Hasses immer in sich zu unterdrücken habe. Sehr schwer seien die aus Gelächter und heimlicher Ehrfurcht ganz einmalig gemischten Gefühle eines guten Deutschen zu bestimmen, der einen wegen Zudringlichkeit von derber Bedientenhand an die Luft beförderten jüdischen Hausirer die Arme zum Himmel recken und ihn ausrufen höre: »Der Knecht hat mich gemartert und gestäupt!« Jenem Durchschnitts-Autochthonen stünden solche starken, dem älteren und höheren Sprachschatz entstammenden Worte garnicht zu Gebote, während das Kind des Alten Bundes unmittelbare Beziehungen zu dieser Sphäre des Pathos unterhalte und nicht anstehe, ihre Vokabeln auf seine platte Erfahrung großartig anzuwenden.⁴¹

Zeitgeschichtlich ebenso brisant oder womöglich noch brisanter als das Wort von der jüdischen »Blutserfahrung« war Manns Adaption der Stelle, die er sich gleich am Anfang des dritten Kapitels von *Goethe und die Juden* angestrichen und, was er selten zu tun pflegte, mit gleich zwei Ausrufezeichen versehen hatte. Dort erscheint ein ehemals fast schon topischer,⁴² etwa auch im *Doktor Faustus*⁴³ wieder angestellter Vergleich der Juden mit den Deut-

40 Zur Datierung der Niederschrift vgl. Tagebucheinträge vom 11.-14.11.1938, in: Thomas Mann: Tagebücher, hg. von Peter de Mendelssohn und Inge Jens, Frankfurt a. M. 1977–1995, Tagebücher 1937–1939, S. 319 f.

41 Mann: Lotte in Weimar (Anm. 36), S. 406 f.

42 Vgl. Dietz Bering: Juden und die deutsche Sprache. Fundierung eines Forschungsprojekts, in: Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge, hg. von Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob und Angelika Linke, Berlin, New York 2002 (Studia Linguistica Germanica, Bd. 64), S. 269–291; hier S. 272–274, 287–289.

43 Thomas Mann: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde, hg. von Ruprecht Wimmer, Frankfurt a. M. 2007 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 10.1), S. 696 f.

schen, dem Goethe aber eine ganz besondere Wendung gab, indem er diesen eine Diaspora gewissermaßen wünschte:

»Deutsche gehen nicht zu Grunde, so wenig, wie die Juden, weil es Individuen sind«. Man vergleiche zu diesem von Riemer notierten Ausspruch die vom Kanzler Müller aufbewahrte Bemerkung: »Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten, die in ihnen liegt, ganz und zum Heile der Nationen zu entwickeln«. ⁴⁴

Was in Goethes bezeugtem »Ausspruch« eher noch die Form einer unbestimmten Option annimmt (»müssen [...], um«), dem gibt *Thomas Manns* Goethe die dezidierte Gestalt erst einer Prognose, dann einer Befürchtung, wenn er »die allerwunderlichste Verwandtschaft« der beiden »Völker[]« am Vorabend des Zweiten Weltkriegs unverkennbar auf diese zeitgeschichtliche Situation projiziert:

Was gilts, das Schicksal wird sie schlagen, weil sie sich selbst verrieten und nicht sein wollten, was sie sind; es wird sie über die Erde zerstreuen wie die Juden, – zu Recht, denn ihre Besten lebten immer bei ihnen im Exil, und im Exil erst, in der Zerstreung werden sie die Masse des Guten, die in ihnen liegt, zum Heile der Nationen entwickeln und das Salz der Erde sein ... ⁴⁵

Es sei diese Antipathie [scil. »gegen das jüdische Menschenbild«], in der die Hochachtung den Widerwillen vermehre, eigentlich nur mit einer anderen noch zu vergleichen: mit derjenigen gegen die Deutschen, deren Schicksalsrolle und innere wie äußere Stellung unter den Völkern die allerwunderlichste Verwandtschaft mit der jüdischen aufweise. Er wolle sich hierüber nicht verbreiten und sich den Mund nicht verbrennen, allein er gestehe, daß ihn zuweilen eine den Atem stocken lassende Angst überkomme, es möchte eines Tages der gebundene Welthaß gegen das andere Salz der Erde, das Deutschtum, in einem historischen Aufstande freier-

44 Teweles: Goethe und die Juden (Anm. 7), S. 28. Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: Gespräch vom 14. 12. 1808 mit Franz von Müller, in: Goethes Gespräche, hg. von Flodoard Freiherr von Biedermann, Leipzig 1909–1911, Bd. 2, S. 9 f.; hier S. 10: »die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt«.

45 Mann: Lotte in Weimar (Anm. 36), S. 335.

den, zu dem jene mittelalterliche Mordnacht nur ein Miniatur-Vor- und Abbild sei ... Übrigens möge man solche Beklemmungen seine Sache sein lassen und guter Dinge bleiben, es ihm auch nachsehen, daß er zu so gewagten Vergleichen und nationalen Zusammenstellungen greife.⁴⁶

In Sachen *Goethe und die Juden* bleibt *Lotte in Weimar* demnach hinter dem Anspruch zurück, den der Autor damit erhob, nämlich ein »Goethe-Bild« zu präsentieren, »wie es bis jetzt gefehlt hat[te]«. ⁴⁷ Den Deutschen⁴⁸ oder vorerst jedenfalls dem Ausland führte der Exulant hier zwar einen Goethe vor, wie er ihn schärfer kaum profilieren konnte gegen den »verrückten Schurken«, ⁴⁹ der dazumal in der Heimat das Sagen hatte, und gegen die »boshafte[] Philisterei«⁵⁰ des »abgeschmackte[n]«⁵¹ Rassenwahns, der dortselbst grassierte. Aber dieser politischen Stoßrichtung entsprach schon der Tenor, den Teweles oder ansatzweise auch Mann selber in seiner Goethe-Essayistik angeschlagen hatte, namentlich in *Goethe und Tolstoi*, angefangen bereits beim Untertitel jener zweiten (und dritten) Fassung, *Fragmente zum Problem der Humanität*. Nicht umsonst spricht er sich am Ende des Essays, von selbiger Zweitfassung an, energisch gegen den »deutschen Faschismus« aus, dem »nicht nur das internationale Judentum, sondern [...] auch das Christentum [...] zuwider« sei.⁵² Zur Humanität Tolstois wie Goethes hingegen, den Thomas Mann hier sogar noch allen Ernstes für das Christentum zu reklamieren versucht – wie auch noch in seinem etwa gleichzeitigen Nachwort zu den *Wahlverwandtschaften*⁵³ –, gehört hier schon ein aufgeschlossenes Verhältnis zum »Judentum« beziehungsweise zum »jüdisch-alttestamentarischen [...] Geist[]«;⁵⁴ mag davon auch nur ganz am Rand die Rede sein.

46 Ebd., S. 410 f.

47 Thomas Mann: Brief vom 28. November 1950 an Eberhard Hilscher, in: Thomas Mann, hg. von Hans Wysling, München, Frankfurt a.M. 1975–1981 (Dichter über ihre Dichtungen, Bd. 14/I–III), Bd. 14/II: 1918–1943, S. 528 f.; hier S. 529.

48 Vgl. Fritzen: »Lotte in Weimar« (Anm. 11), S. 142.

49 Mann: *Lotte in Weimar* (Anm. 36), S. 327.

50 Ebd.

51 Ebd., S. 334.

52 Ders.: *Goethe und Tolstoi. Fragmente zum Problem der Humanität*, in: ders.: *Essays II. 1914–1926*, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt a.M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 15.1), S. 809–936; hier S. 932.

53 Ders.: *Zu Goethes »Wahlverwandtschaften«*, ebd., S. 964–977; hier S. 973.

54 Ders.: *Goethe und Tolstoi* (Anm. 52), S. 884.

III

Abgesehen von diesem Rand jedoch sind Juden und Judentum die längste Zeit kein Thema in Thomas Manns Goethe-Essays, um ganz zuletzt plötzlich doch noch eines zu werden. Die lange Latenzzeit ist erstaunlich. Sie erzeugt einen umso höheren Erklärungsdruck, als diese Essays, ausgenommen nur die erste Fassung von *Goethe und Tolstoi* (allenfalls auch das schon im April 1925⁵⁵ vorabgedruckte Nachwort *Zu Goethes »Wahlverwandtschaften«*), samt und sonders zu Zeiten entstanden, da Thomas Mann Teweles' Buch über *Goethe und die Juden* bereits kannte und, wie er in *Lotte in Weimar* demonstrierte, mühelos auf solche Kenntnisse zurückzugreifen in der Lage war respektive gewesen wäre.

Entstanden sind die Essays zum weitaus größten Teil um zwei Feierdaten herum: 1932, als sich Goethes Todestag zum hundertsten Mal, und 1949, als sich sein Geburtsdatum zum zweihundertsten Mal jährte. Ein, man kann schlecht sagen, glücklicher Zufall wollte es also, dass beide Feierstunden in politisch bedeutsame Jahre fielen: die eine in das letzte Jahr einer ersten deutschen Republik,⁵⁶ und die andere in das Jahr, in dem gleich zwei Republiken auf deutschem Boden neu gegründet wurden. Dazwischen lagen die Erfahrungen der braunen Kameraden oder schwarzen Gesellen und des Exils.

Die also sehr unterschiedlichen Bedingungen nun, unter denen Thomas Mann jeweils über den deutschen Nationalschriftsteller schrieb oder sprach – denn fast immer waren seine Essays erst einmal Reden –, könnten möglicherweise eine Antwort auf die Frage bereithalten, warum er um das Thema *Goethe und die Juden* erst einen großen Bogen machte und wieso er dann endlich doch noch darauf zurückkam. Um dieses Problem zu lösen, sollte man nochmals etwas genauer in Teweles' Buch schauen und auf Manns Lesespuren darin.

Teweles' Anliegen war es wie gesagt darzulegen, dass Goethe, ganz simpel ausgedrückt, ein Philosemit war. Aber der intellektuellen Redlichkeit halber und dem schon im Vorwort erhobenen Anspruch auf Vollständigkeit und »Aktenmäßigkeit« entsprechend musste er auch die nicht gar so wenigen Belege mit aufnehmen, die dieses rosige Bild zu trüben drohten – »selbst auf die Gefahr hin, die Empfindlichkeit der Juden nicht schonen zu können«.⁵⁷

55 Vgl. Hermann Kurzke: *Essays II. 1914–1926. Kommentar*, Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 15.2), S. 657.

56 Vgl. Wilson: *Der Faustische Pakt* (Anm. 12), S. 23, 66.

57 Teweles: *Goethe und die Juden* (Anm. 7), S. 5.

Anders gesagt ist Teweles' Buch nolens volens auch ein Kompendium all dessen, was Goethe im Lauf der Zeit an Medisancen über Juden und Judentum zu Protokoll gegeben hatte und was Thomas Mann nach Ausweis seiner Lesespuren keineswegs zu überlesen gesonnen war, in dem Stil: Der Jude »fühlt« keine Liebe«. ⁵⁸ Er »muß« daher »schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus«. ⁵⁹ Wie die »Weiber« habe er »keinen Point d'honneur«. ⁶⁰ »Das [...] Volk hat niemals viel getaugt [...]; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker [...].« ⁶¹ Und so weiter und so fort.

Auch solche Belege wusste Teweles indessen dem eigentlichen, wenn auch nicht polemischen, so eben doch apologetischen Zweck seines Buchs zu integrieren. Integriert hat er sie ihm über zwei Argumentationsmuster. Das eine, stehende und natürlich sehr naheliegende Entkräftungsargument lief darauf hinaus, die fraglichen Äußerungen mit den Standards ihrer Zeit abzugleichen, an denen gemessen Goethes antijüdische Aversionen sich immer noch als harmlos und weit unterdurchschnittlich verkaufen ließen. Die andere Argumentationsvariante erwies sich als ungleich heikler und oft genug als geradezu halsbrecherisch. Sie bestand darin, die überlieferten Zeugnisse für Goethes Ressentiments gegen Juden und Judentum als *solche* zu entkräften, sei es ihre Zuverlässigkeit in Zweifel zu ziehen oder sie um jeden Preis so umzudeuten und der These von Goethes Philosemitismus so anzubequemen, dass sie diese ihrerseits stützten oder doch nicht mehr störten. Als Beispiel dafür eine längere Kostprobe aus dem Kapitel II, von dem feststehen darf, dass Thomas Mann es mehr oder weniger integral zur Kenntnis nahm. Denn er hat darin, ebenso wie am Anfang des nächstfolgenden, etliche Lesespuren hinterlassen (deren eine übrigens dort, wo es um Goethes eigene Lesespuren geht, ⁶² sodass wir es also mit einer Beobachtung vierter Ordnung zu tun bekämen):

Nichtsdestoweniger muß zugegeben werden, daß Goethe als Staatsmann dem Geist der Zeit gehorchend, beunruhigenden Neuerungen feind, die Ordnung der Dinge in deutschen Landen als richtig ansehend, eine auf der christlichen Religion fußende Obrigkeit anerkannte. In diesem konservativen Sinne, in einer atavistischen Empfindung bemerkt er in einer Notiz von der zweiten [richtig gezählt der dritten; Y.E.] Schweizer Reise von Heilbronn: »Es werden keine Juden hier geduldet«. Und

58 Ebd., S. 28.

59 Ebd.; Hervorhebung des Originals.

60 Ebd.

61 Ebd., S. 29 f.

62 Ebd., S. 22.

ebenso schreibt er an Sulpiz Boisserée am 24. Juni 1816: »Die sämtliche Judenschaft erzittert, da ihr grimmiger Gegner, den ich soeben aus dem 9ten Heft (der Heidelberger Jahrbücher) kennen lerne, nach Thüringen kommt. In Jena darf nach altem Gesetz kein Jude übernachten. Diese löbliche Anordnung dürfte gewiß künftighin besser als bisher aufrecht erhalten werden«. Es handelt sich um Fries, der 1816 als Professor der theoretischen Philosophie nach Jena kam und der, nebenbei bemerkt, Goethe gar nicht gefiel. Er tadelte die Rede von Fries am Wartburgfest und nannte sie für einen Professor ungeschickt und unklug [...]. Und »sehr genial« bezeichnet er, wie Kanzler Müller bemerkt, diesem gegenüber Fries als das Skelett eines Tigers. Daß Goethe für seine Person die »löbliche Anordnung« nicht beachtet hat, geht daraus hervor, daß er dort Juden empfangen hat, wie z. B. den jüdischen Studenten David Veit, der in Jena studierte und vorher bei Goethe eine Empfehlung von Hofrat Moritz abgab. Goethe sagte ihm bei einem zweiten Besuch, den er anderthalb Jahre später mit einem Brief Salomon Maimons machte: »Besuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Weimar kommen; komme ich nach Jena – und ich denke: bald – so will ich nach Ihnen fragen«. Er hat ihn auch auf einem Ball in Jena angesprochen und mit ihm ein längeres Gespräch über die Rahel geführt und ihm seine Ansichten über das Studium der Naturwissenschaften auseinandergesetzt. Auch mit dem Orientalisten, Universitätsprofessor Georg Heinrich Bernstein in Jena hat er persönlich und brieflich verkehrt und dessen Ausgabe des arabischen Gedichts *Szafeddini carmen arabicum* eifrig studiert.

Seiner konservativen Gesinnung hat er scheinbar noch stärker Ausdruck gegeben in einem Gespräch, das er als Vierundsiebzigjähriger, am 23. September 1823, mit dem Kanzler von Müller hatte, worüber dieser berichtet: »Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahnte die schlimmsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als einen Juden in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man es verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke.«

Man kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß dieses Poltern der wahren Gesinnung und Art Goethes zuwiderläuft. Müller bemerkt wohl und dies bestätigt unser Zugeständnis: »Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatsverfassungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte«. Goethe notiert in seinem Tagebuch dieses Gespräch: »Abends Kanzler von Müller; über Christen und Judenheiraten, unerfreuliche Unterhaltung«.

Es hieße Goethe herabsetzen, wollte man Wendungen wie: »das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben« und »wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke« wörtlich werten. So spricht ein Bierbankphilister und so kann nur jemand sprechen, der in heftigem Unmut die nächstliegenden, wenn auch falschen Argumente heranholt, um einen Standpunkt zu verteidigen, von dem er selbst am besten fühlt, daß er unhaltbar ist. Tatsächlich findet sich in keiner einzigen Zeile, die Goethe geschrieben, eine Bestätigung der in diesem Gespräche geäußerten Ansicht. War denn aber Goethes Unmut durch das neue Judengesetz hervorgerufen? Man lese nur einmal, was Müller weiter über die Unterhaltung berichtet. »Überhaupt« – so polterte der Unsterbliche – »geschähen hier so viele Albernheiten, daß er sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme, aus Weimar zu sein und gern wegzöge, wenn er nur wüßte, wohin«. ⁶³

In Anbetracht der hier getreulich zitierten Zeugnisse erscheint es nicht mehr gar so irrwitzig, wenn geschworene Antisemiten Goethe als einen bei der Überwindung des Judentums führenden Mann vereinnahmen wollten oder wenn ein bekennender Nationalsozialist wie Petersen kurz vor der Verabschiedung der Nürnberger Gesetzesbeschlüsse es wagen durfte, den Herrscher im Reich der deutschen Sprache zu einem Parteigenossen ex ante zu erklären; finden hier doch gleich mehrere Gemeinplätze aus dem späteren Repertoire des ›chimärischen‹ ⁶⁴ Antisemitismus zusammen: ⁶⁵ die

63 Ebd., S. 17–20.

64 Vgl. Mark H. Gelber: Das Judendeutsch in der deutschen Literatur. Einige Beispiele von den frühesten Lexika bis Gustav Freytag und Thomas Mann, in: Juden in der deutschen Literatur. Ein deutsch-israelisches Symposium, hg. von Stéphane Moses und Albrecht Schöne, Frankfurt a. M. 1986 (suhrkamp taschenbuch, Bd. 2063), S. 162–178; hier S. 167 f.

65 Vgl. Klaus Holz: Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft, Hamburg 2005, S. 27–37.

Machenschaften und Mauseheien der Rothschilds, die Allgegenwart und Allmächtigkeit ihrer aktiven Korruption, die ›jüdische Versippung‹ der intellektuellen und bürokratischen Eliten (»eine Jüdin Oberhofmeisterin«), die Ächtung der ›Mischehe‹. (Denn das muss mit dem »skandalöse[n] Gesetz« und der »Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten« gemeint sein. Das »neue[] Judengesetz«, ein Edikt vom 20. Juni 1823, über das sich Goethe dermaßen ereiferte, lautete nämlich so: »Die Ehe zwischen Christen und Jüdinnen, Juden und Christinnen ist verstatet.«⁶⁶)

Wie sehr dergleichen einen schöngeistigen Goethe-Leser verstören musste und erst recht einen Goethe-Enthusiasten aus dem jüdischen Bildungsbürgertum, verraten Teweles' hanebüchenen Anstrengungen, Goethes »scheinbar[e]« Intoleranz zu beschönigen und seine verschwörungstheoretischen Zwangsvorstellungen mit konstanter *petitio principii* oder sonstwelchen abstrusen Argumentationskapriolen wegzuinterprieren. So den nun einmal gut etablierten Tatbestand, dass es Goethe »lößlich[]« fand, Juden Nacht für Nacht des Stadtterritoriums zu verweisen, und dass er sich von der (Zurück-)Berufung des Professors Jakob Friedrich Fries nach Jena eine daselbst förderliche Wirkung auf die Einhaltung der »lößliche[n] Anordnung« versprach. Dem hält Teweles entgegen, dass sich Goethe selber an diese Anordnung nicht hielt – oder genauer gesagt nur: vor Ort Juden empfang und mit Juden konvertierte –; was, wenn es hoch kommt, auf das sattsam bekannte Argument des seit Hannah Arendt so genannten Ausnahmjuden hinausläuft, den sich ein jeder Antisemit halten kann, ohne seiner Gesinnung damit Abbruch zu tun.

Aber erst einmal versucht Teweles Goethes Sympathie für die diskriminierende Anordnung damit zu verharmlosen, dass er, Goethe, denjenigen »nebenbei bemerkt« ja gar nicht leiden mochte, von dessen Ankunft er sich eine straffere Umsetzung derselben versprach – obwohl seine Antipathie gegen den Berufenen anderweitig politische⁶⁷ oder auch wissenschaftliche⁶⁸ Gründe hatte und sich durchaus nicht auf dessen bereits extremen

66 Zusammenstellung der kirchlichen Gesetze in dem Großherzogthume Sachsen-Weimar, hg. von Friedrich Teuscher, Neustadt a. d. O. 1826, S. 57; ohne Hervorhebungen des Originals.

67 Vgl. z. B. Johann Wolfgang von Goethe: Brief vom 4. 3. 1818 an Christian Gottlob von Voigt, in: ders.: Werke, hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887–1919 (Nachdruck München 1987), Abt. IV, Bd. 29, S. 73, 347; ders.: Brief vom 5. 3. 1818 an Friedrich von Müller, ebd., S. 74.

68 Vgl. z. B. ders.: Brief vom 27. 9. 1816 an Sulpiz Boisserée, ebd., Abt. IV, Bd. 27, S. 169–172; hier S. 171 f.; ders.: Brief vom 3. 5. 1827 an Christian Dietrich von Buttel, ebd.,

Antisemitismus erstreckte.⁶⁹ (So beabsichtigte Fries in dem besagten Heft Maßnahmen wie Landesverweisung oder Entzug »aller [...] Bürgerrechte« wieder ins Gespräch zu bringen oder auch schon die Optation, »daß diese Kaste«, weil nichts als »zehrendes und fressendes Gewürm«, »mit Stumpf und Stiel *ausgerottet werde*«. ⁷⁰)

Dass Goethe sich von seinem, Fries', Ruf eine förderliche Wirkung auf die Einhaltung alter Gesetze versprach, die Juden empfindlich schikanierten, konnte Teweles also, man sieht es, so nicht hinnehmen. Auch was er gegen die darauffolgenden Äußerungen ins Feld führte oder zu führen wenigstens versuchte, zeugt in seiner Widersinnigkeit nur einmal mehr von der schieren Velleität des Unternehmens, Goethes »Judeneifer« aus der Welt zu schaffen:

»Man« könne »keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß dieses Poltern der wahren Gesinnung und Art Goethes zuwiderläuft«. »So« spreche allenfalls »ein Bierbankphilister«, aber kein Goethe. »Es hieße Goethe herabsetzen, wollte man Wendungen wie« die von Bestechung und Ausland »wörtlich« nehmen. »Was übrigens Rothschild« betreffe, »so« sei »Goethes Bemerkung gar nicht feindselig aufzufassen«. ⁷¹ Sie enthalte »lediglich die Anerkennung der Tatsache seiner Macht«. Und eine »Frau von Rothschild« habe er sogar einmal als »ein junges anmutiges Wesen« taxiert⁷² Das wiederum ad nauseam bekannte Stereotyp von der schönen Jüdin. ⁷³

Ein Adressat der notierten Äußerungen habe diese selber »wohl« als »recht merkwürdig« empfunden. Sie widersprächen Goethes andererseits

Abt. IV, Bd. 42, S. 166–169; hier S. 167; ders.: Briefkonzept vom 21. 6. 1827 an Friedrich Zelter, ebd., S. 377.

69 Vgl. Werner Trefz: »Wehe über die Juden«. Der Minister Goethe und die Herausbildung des deutschen Nationalismus im Kontext des Wartburgfestes 1817, in: Goethe und die Juden – die Juden und Goethe. Beiträge zu einer Beziehungs- und Rezeptionsgeschichte, hg. von Anna-Dorothea Ludewig und Steffen Höhne, Berlin, Boston 2018 (Europäisch-jüdische Studien, Bd. 34), S. 49–65; hier S. 57–64.

70 J. F. Fries: Ueber die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden. Eine aus den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur besonders abgedruckte Recension der Schrift des Professors Rüh in Berlin: »Ueber die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht. Zweyter verbesserter Abdruck«, Heidelberg 1816, S. 11, 18, 23; Hervorhebungen des Originals.

71 Teweles: Goethe und die Juden (Anm. 7), S. 27.

72 Ebd., S. 27.

73 Vgl. Martin Gubser: Literarischer Antisemitismus. Untersuchungen zu Gustav Freytag und anderen bürgerlichen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1998, S. 110–119.

»tiefe[r] Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatsverfassungen«. Und überhaupt sei für Goethe das ganze »Gespräch [...] über Christen und Judenheiraten« eine »unerfreuliche Unterhaltung« gewesen – was auch immer die hier herangezogene Tagebuchnotiz beweisen oder »bestätig[en]« soll in Hinsicht auf den Ernst beziehungsweise die angebliche Inauthentizität eines gleichwohl hieb- und stichfest belegbaren »Judeneifer[s]«.

Solche verzweifelten Interpretationsspagate sprachen für sich. Sie konnten es nur desto deutlicher machen: Goethe war kein Philosemit, oder jedenfalls war er es nicht *nur*; und vor allem hegte er massive Widerstände gegen die Emanzipation, an die Teweles und seinesgleichen so unverbrüchlich glaubten oder in die sie gewissermaßen ihr Leben investiert hatten. Goethes »atavistische[n]« Anwandlungen gehörten nun einmal *auch* zu seiner Persönlichkeit, zu deren dunkleren Aspekten, für die Thomas Mann im Laufe der Zeit verschiedene Worte fand. Der späte Thomas Mann griff dafür besonders gerne eine Goethe'sche Lieblingsvokabel auf, das »Dämonische«; wobei die Kollokationen seiner Verwendungen nahelegen, dass er das Wort in einem landläufig-negativen Sinn verstand und nicht dem breiteren, quasi heidnisch-altgriechischen, in dem es vor allem im mündlichen Lexikon vor allem des älteren Goethe zu erscheinen pflegt (nämlich nicht vor 1805 und mit höchster Frequenz in den Gesprächen).⁷⁴

Mochten die abfälligen Äußerungen auch noch so weitab entlegen sein, die Teweles aus Goethes Tagebüchern, Korrespondenzen und Konversationen zusammengetragen hatte, um die darin jeweils zweifelsfrei dokumentierte Judenfeindschaft des Nationaldichters alsogleich wieder abzuschwächen: Wie schon nur die Lesespuren bezeugen, die er in *Goethe und die Juden* hinterlassen hat, wird Thomas Mann diese Äußerungen allesamt oder dann doch zum größten Teil gekannt haben, als er seine Goethe-Essays schrieb und seine Goethe-Reden hielt. Und zwar gilt dies wie gesagt für so gut wie alle Reden und Essays (abgesehen nur, um auch das zu wiederholen, von der ersten Fassung des späteren Großessays *Goethe und Tolstoi* oder eventuell noch von jenem Nachwort zu den *Wahlverwandtschaften*).

Um Goethes Judenfeindlichkeit, wenn nicht schon regelrechten Antisemitismus musste der Redner und Essayist Thomas Mann also wohl oder übel Bescheid wissen. Er wusste darüber nicht weniger Bescheid als der Romancier über die anderen »dämonischen« Züge an Goethes Person, wie sie

74 Vgl. Yahya Elsaghe: Einleitung, in: Thomas Mann: Goethe, hg. von Yahya Elsaghe und Hanspeter Affolter, Frankfurt a. M. 2019 (Fischer Klassik), S. 7–58; hier S. 32–40.

bekanntlich das »Goethe-Bild« von *Lotte in Weimar* prägen, von dem Mann in *dieser* Hinsicht nicht zu Unrecht sagte, dass »es bis jetzt gefehlt« habe. So vollständig griff er diese *anderen* unschmeichelhaften Züge auf, dass man in dem wenig ansprechenden Goethe-Bild des Romans seinen entschiedensten Versuch sehen konnte, den Nationalschriftsteller von seiner Position zu verdrängen, um sie nach dem psychoanalytischen Muster der anxiety of influence selber einzunehmen.⁷⁵

IV

Bleibt zu fragen, ob Manns volles Wissen um *Goethe und die Juden* wenigstens in sein anderweitiges Œuvre doch noch einging oder welche Verwendung es darin gegebenenfalls fand. – Wie im Goethe-Roman, trotz allem, was sonst darin an Bösem über den Nationalschriftsteller geschrieben steht, so fehlt der eine, judenfeindliche Zug auch in den *Goethe-Essays* zunächst vollständig, wo ja, wie gesagt, das Thema *Goethe und die Juden* die längste Zeit überhaupt nicht vorkommt. Der Sinn und die Logik seiner Aussparung sind so schwer zu erraten nicht mehr:

Das Gros der Essays erstreckt sich bekanntlich vom Vorabend der nationalsozialistischen Diktatur bis in die ersten Jahre nach deren Niederwerfung. Vor diesem zeitgeschichtlichen Horizont war es opportun, den Nationalschriftsteller als Repräsentanten eines anderen, besseren, guten Deutschlands zu mobilisieren, ihn als solch eine Galionsfigur gegen den Nationalsozialismus in Frontstellung zu bringen. Zu dem Zweck war es geboten, von allem abzusehen oder abzulenken, was sich an Goethes Person und am Korpus seiner gesammelten Schreib- und Sprechakte mit der nationalsozialistischen Ideologie auch von noch so fern hätte assoziieren lassen.

Erklärungsbedürftiger als das Schweigen, in das Thomas Mann die Judenfeindlichkeit Goethes mit vielleicht gutem Gewissen, aber wider nachweislich besseres Wissen hüllte, ist die eine, sehr späte Stelle, an der er dieses Schweigen endlich doch noch brach. Das geschah im Vorfeld

75 Vgl. Peter von Matt: Zur Psychologie des deutschen Nationalschriftstellers. Die paradigmatische Bedeutung der Hinrichtung und Verklärung Goethes durch Thomas Mann, in: Perspektiven psychoanalytischer Literaturkritik, hg. von Sebastian Goepfert, Freiburg i. Br. 1978 (Rombach Hochschul Paperback, Bd. 92), S. 82–100; hier v. a. S. 88–93; Yahya Elsaghe: Thomas Mann und die kleinen Unterschiede. Zur erzählerischen Imagination des ›Anderen‹, Köln, Weimar, Wien 2004 (Literatur – Kultur – Geschlecht, Große Reihe, Bd. 27), S. 330.

und Umkreis der Feierlichkeiten zum Jubiläumsjahr 1949, in einer seiner überhaupt letzten öffentlichen Verlautbarungen zum Autor: *Goethe und die Demokratie* oder – denn die ursprüngliche Rede war für die Anglosphäre bestimmt – *Goethe and Democracy*.

Wie der Titel erwarten oder auch befürchten lässt, veranstaltet Mann in *Goethe und die Demokratie* ein sehr gewagtes Manöver. Nicht dass er sich erdreistete, Goethe geradezu und unumwunden »als demokratischen Musterknaben [...] herauszustellen«. ⁷⁶ Das nicht. Aber es geht ihm doch darum, den deutschen Nationalschriftsteller zu salvieren, indem er ihn für demokratische Ideale in Anspruch zu nehmen versucht, wie sie nunmehr auch in Deutschland hüben und drüben unversehens in so hohen Ehren gehalten wurden. Um Goethe für die Demokratie zu gewinnen, ungeachtet alles dessen, was so eklatant dagegensprach – angefangen schon beim ausdrücklich »undemokratischen« ⁷⁷ »Absolutismus und persönlichen Imperialismus« zumal seines »majestätische[n] Alter[s]« ⁷⁸ –, kam Mann selbstverständlich nicht darum herum, dies »alles« mehr oder minder schonungslos zu benennen, bevor er dann sozusagen die andere Spalte einer doppelten Buchführung aufzufüllen begann mit demjenigen, was sich zur Not eben doch demokratischen oder auch damit irgendwie verwandten Werten zuschlagen ließ, seien es nun humanistisch-aufklärerische im Allgemeinen oder im Besonderen sogar wieder christliche (Goethes Christentum zum Beispiel »als natürliches Ingrediens seiner Persönlichkeit« ⁷⁹).

Zu diesem Ende konfrontierte er notgedrungen erst einmal Goethes erdrückend gut belegte »Skepsis gegen liberale Regierungsformen«, ⁸⁰ auch seine erbarmungslose Akklamation strafrechtlicher Härte gegen Delinquen-

76 Thomas Mann: Briefkonzept vom 12. 1949 an G. W. Zimmermann, in: ders.: Briefe, hg. von Erika Mann, Frankfurt a. M. 1961–1965, Bd. 3: 1948–1955 und Nachlese, S. 116–118; hier S. 117 f.

77 Ders.: Phantasie über Goethe. Als Einleitung zu einer amerikanischen Auswahl aus seinen Werken, in: ders.: Essays VI. 1945–1950, hg. von Herbert Lehnert, Frankfurt a. M. 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 19.1), S. 300–347; hier S. 330; ders.: *Goethe und die Demokratie*, ebd., S. 606–636; hier S. 617.

78 Ders.: *Goethe und die Demokratie* (Anm. 79), S. 618. Vgl. ders.: *Phantasie über Goethe* (Anm. 79), S. 330.

79 Ders.: *Goethe und die Demokratie* (Anm. 79), S. 626. Vgl. ders.: *Phantasie über Goethe* (Anm. 79), S. 333.

80 Ders.: *Goethe und die Demokratie* (Anm. 79), S. 622. Zu Manns Überspitzung der Goethe'schen Positionen vgl. *Elsaghe* (Anm. 76), S. 46 f.; zu den klassisch-ästhetischen Weiterungen der biopolitischen Zwangsmaßnahmen bzw. ihrer Gutheißung Cornelia

ten und speziell gegen eine sogenannte Kindsmörderin: »Sie ist die erste nicht!«⁸¹ Oder in der englischen Übersetzung (durch den kalifornischen Germanisten Gustave Otto Arlt, überarbeitet von Erika Mann), in der Thomas Mann seine Rede bei den ersten vier wie dann auch wieder bei der letzten Gelegenheit hielt⁸² und in der diese bildungsbürgerlich-deutsche Reminiscenz an den *Faust* für ein weniger beschlagenes Publikum begreiflicherweise eigens ausbuchstabiert war: »One thinks on Gretchen and on Faust's wrath over Mephistopheles' icy word: ›Sie ist die Erste nicht.«⁸³ So in den *Publications of the English Goethe Society* (1951), deren intendierter Leserschaft man den deutschen Originaltext des Zitats zumuten konnte. In der Erstpublikation der *Library of Congress*, 1950, ist derselbe ebenfalls ins Englische übersetzt und obendrein nicht als Wort Mephistos, sondern kurzerhand als Goethes höchstpersönliches ausgegeben: »Goethe commented: ›She is not the first one.«⁸⁴

Damit aber nicht genug. Unmittelbar nach dem sardonischen Mephisto-Zitat, oder vermittelt nur durch einen desto bedeutungsträchtigeren Gedankenstrich, kommt es noch schlimmer, viel schlimmer. Nach der Schweigepause, die der Gedankenstrich notiert, gab Thomas Mann jetzt doch noch etwas von dem preis, was er in *Goethe und die Juden* an bedenklichen Äußerungen so alles gefunden oder sogar angestrichen und wovon er bisher keinerlei Gebrauch gemacht hatte:

»Sie ist die erste nicht!« – Mit der Juden-Emanzipation, die doch von seinem großen Kaiser überall gefördert wurde, ist er wenig einverstanden. »Schließlich«, sagt er, »werde man in Weimar gar noch eine jüdische Oberhofmeisterin haben.«⁸⁵

Da ist nun also die Stelle, an der Goethes Ressentiments gegen die Juden jählings oder gleichsam aus heiterem Himmel auftauchen, das heißt ohne

Zumbusch: Die Immunität der Klassik, Berlin 2012 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Bd. 2014), S. 16 f.

81 Mann: Goethe und die Demokratie (Anm. 79), S. 622.

82 Vgl. Herbert Lehnert: Essays VI. 1945–1950. Kommentar, Frankfurt a. M. 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. von Heinrich Detering et al., Bd. 19.2), S. 686.

83 Thomas Mann: Goethe and Democracy, in: Publications of the English Goethe Society 20, 1951, S. 1–20; hier S. 11.

84 Ders.: Goethe and Democracy, Washington 1950, S. 16.

85 Ders.: Goethe und die Demokratie. The Tylorian Lecture 1949, Oxford 1949, S. 13.

in den früheren Essays je auch nur gestreift worden zu sein. Ferngehalten wurden sie nicht nur aus dem Korpus der eigentlichen Goethe-Essays, sondern sie blieben in Manns Essayistik insgesamt ausgespart. In seinen früheren Essays, namentlich *Zum Problem des Antisemitismus* (1937), hatte Thomas Mann seinen Goethe ganz im Gegenteil gegen alles Antisemitische ausgespielt. Goethe und alles Goethische waren dort noch der Impfschutz dagegen: »Der goethisch erzogene, der kulturell gerichtete Deutsche [...] kann nicht Antisemit sein, er muß es sich versagen, an dieser niedrigen Volksbelustigung im Geringsten teilzunehmen.«⁸⁶

Wie heikel die Stelle von der Judenemanzipation war, mit der Goethe »wenig einverstanden« gewesen sei, zeigt schon diese extrem vorsichtige Wortwahl, die den Sachverhalt bis zur Unwahrheit untertreibt. Vor allem aber zeigt sich die Brisanz der Stelle auch textgenetisch, nämlich an den verschiedenen Versionen des Essays und der Rede, sowohl den deutschen als auch den englischen. In den als Typoskript erhaltenen Radiofassungen fehlt der Passus.⁸⁷ In einer gekürzten Version der englischen Übersetzung⁸⁸ strich ihn der goethisch erzogene und kulturell gerichtete Redner zusammen mit den vorangehenden Auslassungen über die Zurechnungsfähigkeit jener Kindsmörderin als ganzen pauschal durch. Und als er den ersten Teil dieser Pauschalstreichung später mit Punktierungen und einer (zwischen Kastenklammern gesetzten) Marginalie doch wieder annullierte – »[Do not omit!]<« –, bekräftigte er die Tilgung des Passus über Goethes Vorbehalte gegen die Judenemanzipation, indem er ihn zusätzlich Zeile für Zeile nochmals strich. Dem genau entsprechend gelangte die Stelle nicht mehr in die *Publications of the English Goethe Society*, nachdem sie in der englischen Erstpublikation noch beibehalten worden war:

He was not in sympathy with the emancipation of Jews which was promulgated by the great Emperor whom he admired. It would not be long, he said, before they would have a Jewish chief-lady-in-waiting at the Weimar court.⁸⁹

86 Ders.: *Zum Problem des Antisemitismus*, in: Nachträge, Frankfurt a. M. 1974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 13), S. 479–490; hier S. 484.

87 Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek, Zürich, Signaturen A-I-Mp III 49A bzw. A-II-Msg 74A2; A-II-Msg 74Ue3.

88 Ebd., Signatur A-I-Mp III 49Ue2. Vgl. Signaturen A-I-Mp III 49Ue1; A-II-Msg 74Ue1; A-II-Msg 74Ue2.

89 Mann: *Goethe and Democracy* (Anm. 86), S. 16.

Aber auch damit noch immer nicht genug. Der Passus über Goethes Widerwillen gegen »Judenemanzipation« und »emancipation of Jews«, wie sie »von seinem großen Kaiser« promulgiert wurde – womit viel eher Napoleon als das Toleranzpatent Josephs II. gemeint sein dürfte –, war einmal länger als in dieser endlich doch publizierten Form. Es hätte ehemals nicht bei der Empörung des alten Herrn über die Aussicht auf eine jüdische Hofhonorarierin bleiben sollen. Ursprünglich, nach dem Manuskript, folgte darauf ein Satz, der seinerseits wieder eine sehr vielsagende Textgeschichte durchlaufen würde:

Schließlich, sagt er, werde man in Weimar gar noch eine jüdische Oberhofmeisterin haben; und als er [scil. Goethe] auf Reisen erfährt, daß in einer gewissen Stadt Juden sich längstens 24 Stunden aufhalten dürfen, macht er dazu in seinem Tagebuch die Anmerkung: »Löblich!«⁹⁰

Thomas Mann hatte also einmal vor, noch etwas mehr von dem zu enthüllen, was er in *Goethe und die Juden* schon vor Jahrzehnten vorgefunden hatte. Die Manuskriptstelle, an der er sein Vorhaben schon einmal realisierte, wäre in der Sache zwar zutreffend, aber doch leicht inakkurat gewesen. Denn in seiner vorerst nur handschriftlichen Paraphrase dessen, was Goethe »auf Reisen« von »einer gewissen Stadt« erfahren haben soll – an deren Namen er sich also vermutlich nicht mehr zu erinnern vermochte –, sind ja zwei verschiedene und bei Teweles folglich auch separatim zitierte Äußerungen Goethes kontaminiert. Kontaminiert hat Mann hier die Textsorte jener Reisetagebuchnotiz über den Heilbronner Judenbann⁹¹ mit dem Inhalt jenes Briefpassus über das Jenenser Übernachtungsverbot,⁹² das er obendrein mit »längstens 24 Stunden« nur ungenau wiedergibt. Gerade aber diese Kontamination zweier auch zeitlich weit auseinanderliegenden Zeugnisse und die anderen unterlaufenen Ungenauigkeiten lassen paradoxerweise erahnen, wie aufmerksam er seinen Teweles gelesen haben und wie tief ihm das Gelesene jahrzehntelang in Erinnerung geblieben sein muss, ob er es sich nun

90 Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek, Zürich, Signatur A-I-Mp III 49. Vgl. Mann: *Goethe und die Demokratie* (Anm. 79), S. 622; Lehnert: *Essays VI* (Anm. 84), S. 704, 720.

91 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: *Tagebucheintrag vom 28. 8. 1797* [!], in: ders.: *Werke*, hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887–1919 (Nachdruck München 1987), Abt. III, Bd. 2, S. 95–104; hier S. 99.

92 Vgl. ders.: *Brief vom 24. 6. 1816 an Sulpiz Boisserée*, ebd., Abt. IV, Bd. 27, S. 63–66; hier S. 64.

angestrichen hatte oder nicht. Denn er scheint sich hier auf sein Gedächtnis verlassen zu haben; und *dafür* wiederum sind seine Zitate erstaunlich präzise.

Als er die Stelle von der Löblichkeit demütigender Repressalien also sinngemäß und eigentlich staunenswert genau in sein Manuskript erst mit aufnahm, ließ sich Thomas Mann so wenig wie zuvor bei der unmittelbar vorangehenden Stelle von der jüdischen Oberhofmeisterin mit auch nur einer Silbe auf die fadenscheinigen Gegenargumente und apologetischen Schutzbehauptungen überhaupt erst ein, mit denen Teweles dieses weitere Zeugnis für Goethes Aversion gegen die Juden seinerzeit so angestrengt wie vergeblich zu desavouieren versucht hatte. Dennoch oder gerade deswegen hat Mann von einer Erwähnung der schikanösen »Anordnung« und ihrer Billigung seitens des Nationaldichters endlich doch wieder abgesehen – im Unterschied zu jener hämischen Bemerkung über die »jüdische Oberhofmeisterin« –, nachdem sie in der Handschrift erst noch stehen geblieben war. In einem von zwei Typoskripten ist sie bereits gestrichen.⁹³ Im anderen fehlt sie schon ganz,⁹⁴ ebenso in den Typoskripten der englischen Übersetzung.⁹⁵

Die Geschichte ihrer Streichung lässt sich vage, aber ungefähr eben doch rekonstruieren. Offensichtlich suchte Mann hier wie auch an anderen Stellen der Rede den Rat anderer – so zum Beispiel bei der sogenannten »Rußlandstelle«,⁹⁶ einer rhetorischen Frage, die dann aufgrund einer regelrecht familiendemokratischen Abstimmung und unter dem Eindruck eines ungarischen Schauprozesses⁹⁷ schließlich doch wieder entfallen sollte: »ob nicht heute«, 1949 und also schon im Kalten Krieg, »Goethe's Blick eher auf Rußland gerichtet wäre, als auf Amerika«?⁹⁸

Rat fand Thomas Mann nicht nur in seiner eigenen Familie, vor allen anderen bei seiner Tochter Erika, sondern etwa auch in der Deutschschweiz, in Bern »of all places«, bei Fritz Strich, den er seit seinen Münchner Tagen schätzte und der hier gleich doppelt kompetent war. Er war es sowohl als Experte in Sachen Goethe – sein »nicht genug zu rühmendes Buch« über *Goethe*

93 Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek, Zürich, Signatur A-II-Msg 1A.

94 Ebd., Signatur A-II-Msg 74A1.

95 Ebd., Signaturen A-I-Mp III 49Ue1; A-I-Mp III 49Ue2; A-II-Msg 74Ue1; A-II-Msg 74Ue2.

96 Erika Mann: Brief vom 13. 2. 1949 an Thomas Mann, in: dies.: *Mein Vater, der Zauberer*, hg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann, Reinbek b. H. 1996, S. 204–207; hier S. 205.

97 Vgl. Lehnert: *Essays VI* (Anm. 84), S. 685.

98 Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek, Zürich, Signatur A-I-Mp III 49. Vgl. Lehnert: *Essays VI* (Anm. 84), S. 722.

und die Weltliteratur fand in Manns späten Essays eigens Erwähnung⁹⁹ – als aber auch in Hinblick auf außerliterarische »Empfindlichkeit[en]«. Fritz Strich war Jude – ein weiteres und besonders gutes Beispiel für jene Rolle, die gerade auch die wissenschaftliche Goethe-Rezeption in der Assimilationsgeschichte des deutschen Judentums spielte. (Strich wurde erst 1940 oder 41 Schweizer.¹⁰⁰)

Von »Schnun« nun, wie »der Berner Literatur-Gelehrte Fritz Strich«¹⁰¹ pro domo schlechtweg hieß, schrieb Erika Mann an ihren Vater, nachdem sie ihn anscheinend in dessen Auftrag konsultiert hatte: Schnun habe ihm »das ›Löblich‹ [...] doch abgestritten«. ¹⁰² Zwar lässt der Konnektor »doch« immerhin erkennen, dass »das ›Löblich‹« irgendwie kontrovers gewesen sein muss. Aber wegen der verknappten Art der Formulierung, welche die nunmehr unbekanntere Vorgeschichte der Diskussion als eine allen Beteiligten selbstverständliche voraussetzt, kann man leider nicht mehr mit Sicherheit ausmachen, worauf genau sich die Kontroverse bezog und was genau Strich »abgestritten« hatte. Entweder war es allein die Authentizität des Zitats, das Mann ja offenbar ex memoria und daher nur ungenau wiedergab. Oder war es bloß die deswegen auch falsch angegebene Fundstelle desselben? (Kein »Tagebuch«, sondern ein Brief.) Oder aber war es nicht doch die Inopportunität, dergleichen entlegene Stellen des Gesamtwerks ans Licht der Öffentlichkeit zu zerren – zu einer Zeit, da unverhüllt am Tag lag, wohin der deutsche Antisemitismus geführt hatte, und just in dem Jahr, als sich Deutschland oder vielmehr gleich zwei Deutschländer staatlich neu konstituierten?

Das »Löblich!« war jedenfalls nur zu sehr geeignet, ein bestimmtes »Goethe-Bild« zu widerrufen oder doch zu ramponieren, zu dem oder zu dessen Verfestigung nicht zuletzt auch ein Fritz Strich mit beigetragen hatte. Wesentlich dazu beigetragen hatte aber vor allem Thomas Mann selber. Der Aushärtung dieses Bilds dienten seine Reden und Essays gerade auch ex silentio, indem er in ihnen eben darauf bedacht war, das Thema *Goethe und die Juden* geflissentlich zu meiden.

Wenn man hingegen gewisse Stellen aus Teweles' Buch übernahm, und zwar ohne die dort jeweils gleich hinterhergeschobenen Rechtfertigungs-

99 Thomas Mann: Phantasie über Goethe (Anm. 79), S. 343.

100 Vgl. Barbara Potthast: Strich, Fritz, in: Internationales Germanistenlexikon. 1800–1950, hg. von Christoph König, Berlin 2003, Bd. 3, S. 1833 f.; hier S. 1833; vs. Stefan Matuschek: Fritz Strichs »Goethe und die Weltliteratur«, in: Goethe-Jb. 136, 2019, S. 255–262; hier S. 255.

101 Mann: Phantasie über Goethe (Anm. 79), S. 343.

102 Erika Mann (Anm. 98), S. 205.

paraden oder Relativierungsversuche, dann rührte und kratzte das unweigerlich an dem vertrauten Bild. Das Bild des Nationalschriftstellers, innerhalb dessen selbiger von der Geschichte oder Vorgeschichte des deutschen Antisemitismus säuberlich dissoziiert blieb – auch und gerade in *Lotte in Weimar* noch –, musste zwangsläufig erheblichen Schaden nehmen. Und je deftiger die Stellen, desto beträchtlicher der Schaden. Durch eine Stelle wie die von der Löblichkeit einer Maßnahme, Juden auch schon räumlich-konkret auszugrenzen und sie damit tagtäglich oder sozusagen noch nachträglich umso tiefer zu demütigen, wäre das dissoziativ-sakrosankte »Goethe-Bild« doch wohl ungleich schwerer beschädigt worden als durch die auch noch in der Druckfassung der Rede erwähnten Vorbehalte gegen die »Judenemanzipation« und die derentwegen gegebene Möglichkeit einer Jüdin am Hof eines deutschen Duodezfürstentums.

Wie dem auch sei, ob auf Strichs oder wessen Rat auch immer oder was sonst den letzten Ausschlag dazu gegeben haben mag: »das ›Löblich‹« hat Thomas Mann sich und seinem Publikum zu guter Letzt doch geschenkt, mit allem, was *unmittelbar* dazugehörte. Denn die Stelle von der jüdischen Oberhofmeisterin blieb ja endlich doch stehen, nachdem sie Mann aber, nota bene, im einen Typoskript eingeklammert und in der deutschen Radiofassung ganz unterdrückt hatte.¹⁰³ Geradeso fehlt sie in der einen englischen Fassung der eigentlichen Ansprache, obwohl sie ursprünglich übersetzt worden war und einstweilen doch noch in die erste Druckfassung der Übersetzung gelangen sollte. In deren Typoskript hatte sie Thomas Mann bekanntlich eigens durchgestrichen, ohne seine Streichung zu revozieren – im Unterschied zur unmittelbar vorangehenden Partie von Goethes Skepsis gegen den Liberalismus.

Die Textgeschichte des kleinen Passus spricht Bände – die Streichung der einen Stelle (von der Gutheißung diskriminatorischer Vorschriften), die Beibehaltung der anderen (von der jüdischen Oberhofmeisterin), das längere Lavieren zuvor. All das lässt etwas von Manns permanenter Selbstzensur erkennen und von den Unsicherheiten, denen er ausgesetzt war, als er sich ihr unterzog. Offensichtlich glaubte er zwischen dem alten und einem neuen Goethe eine Art Gratwanderung oder Eiertanz vollführen zu müssen. Der Festredner scheint nach einem richtigen Maß gesucht zu haben, in dem er Goethes antijüdische Gehässigkeiten einmal ansprechen konnte, ohne aber eine humanistisch gebildete Leser- und Zuhörerschaft allzu sehr zu brüskie-

103 Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek, Zürich, Signaturen A-II-Msg 74A1; A-I-Mp III 49A bzw. A-II-Msg 74A2. Vgl. Lehnert: *Essays VI* (Anm. 84), S. 704.

ren, zumal im Ausland und unter den Alliierten des Zweiten Weltkriegs, an die *Goethe and Democracy* anfänglich adressiert war.

Was Thomas Mann in *Goethe und die Demokratie* über die antijudaistischen, wenn nicht schon antisemitischen Vorurteile des Nationalschriftstellers endlich doch zu sagen wagte, war also längst das Übelste nicht, was er zu sagen *wusste*, zu sagen gewusst *hätte*. Das bezeugen nicht mehr nur seine Lese Spuren in Teweles' Buch, sondern auch die Lesarten zu seinem eigenen Text, dessen fraglicher Passus eine vergleichsweise sehr mühselige Entstehungsgeschichte durchgemacht hat. Wie diese einem zu verstehen gibt, kam es Mann darauf an, Goethes Ausfälligkeiten gegen Judentum, Toleranz und Emanzipation möglichst stark abzumildern.

Andrerseits indessen fühlte er sich offenbar doch auch genötigt oder verpflichtet, nun einmal auszupacken, was er seit einem geschlagenen Vierteljahrhundert mit sich herumgetragen haben muss. Dass Goethe mit den Juden seine liebe Mühe hatte, nicht anders als so viele seiner Landsleute auch, das wollte nun einmal doch noch gesagt sein. Und weshalb wollte, weshalb *musste* es gesagt sein? Vielleicht deshalb, weil sich Goethe dadurch, und sei es auch nur ganz vage und nur von sehr fern, aber eben doch mit dem in Beziehung bringen ließ, was in und mit Deutschland mittlerweile geschehen war?

Mit anderen Worten: Wenn Thomas Mann, um Jahrzehnte verspätet, wenigstens eine der heiklen Stellen aufgriff – und eben längst nicht die krasseste –, die er einst bei Teweles gefunden und zu einem ›guten‹ Teil auch angestrichen hatte, dann erwies er damit den Deutschen keinen schlechten Dienst. Er half ihnen, die deutsche Zeitgeschichte zu integrieren und somit historische Kontinuität herzustellen, wiederherzustellen. Ihr international renommierter Nationalschriftsteller, in seiner jetzt aber bis ins Antisemitische erweiterten »Umfänglichkeit«,¹⁰⁴ wurde so selbst für die finstersten Aspekte ihrer Geschichte anschlussfähig. Dadurch blieb er ihnen als solcher, als Nationalschriftsteller und Identifikationsgröße, erhalten.

Indem Thomas Mann so zur Rettung des Nationalschriftstellers beitrug, mag er seine eigene Stellung im kulturellen Gedächtnis der Deutschen umso nachhaltiger konsolidiert haben. Das hat etwas Paradoxes oder doch Pikantes. Denn gegebenenfalls hätte ihm sein Rettungsversuch mit zur endgültigen Verwirklichung just *der* nationalschriftstellerischen Aspirationen verholfen, die er in *Lotte in Weimar* noch auf *Kosten* Goethes durchzusetzen versucht zu haben scheint.

104 Mann: *Meine Goethereise* (Anm. 26), S. 74.

Wie weitgehend es ihm geglückt ist, dessen Stelle zu besetzen, verraten allein schon die Titel der Erzeugnisse, welche die deutsche Thomas-Mann-Industrie Jahr für Jahr hervorbringt,¹⁰⁵ oder die Motti der Rituale, die das Andenken an den neu nachgerückten Nationalschriftsteller wachhalten und der Pflege seines Erbes dienen. So gab Deutschlands vorderhand letzter Literaturpapst einem seiner Bücher ausgerechnet den anspielungsreichen Titel *Thomas Mann und die Seinen*.¹⁰⁶ Und als die Deutsche Thomas-Mann-Gesellschaft eine Jahrestagung zum Thema ausrichtete, war es wiederum Marcel Reich-Ranicki, der dessen Formulierung bestimmte oder vorschlug:¹⁰⁷ *Thomas Mann und die Juden*.¹⁰⁸

105 Vgl. Yahya Elsaygh: *Thomas Mann auf Leinwand und Bildschirm. Zur deutschen Aneignung seines Erzählwerks in der langen Nachkriegszeit*, Berlin, Boston 2019, S. 281.

106 Marcel Reich-Ranicki: *Thomas Mann und die Seinen*, Stuttgart 1987.

107 Ruprecht Wimmer (der damalige Präsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft), E-Mail vom 4. 4. 2020 an den Verfasser.

108 Vgl. Ruprecht Wimmer: Vorwort, in: *Thomas Mann und das Judentum. Die Vorträge des Berliner Kolloquiums der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft*, hg. von Ruprecht Wimmer und Manfred Dierks, Frankfurt a. M. 2004 (Thomas-Mann-Studien, Bd. 30), S. 7–13; hier S. 7.

Armin Thomas Müller

Lesend schreiben lernen: Die ideelle Bibliothek des jungen Nietzsche und die produktive Aufnahme seiner Lektüren in die Jugendlyrik

1 Einleitung

Die nachgelassenen Aufzeichnungen und Briefe des Schülers und Studenten Nietzsche gewähren vielfach Einblick in die frühen Lektüren des weltberühmten Dichterphilosophen. Dabei veranschaulichen persönliche Arbeits- und Lesepläne, Wunschlisten, Abschriften oder offensichtliche sowie versteckte Anschlüsse an den zeitgenössischen Bildungskanon in Form von literarischen und wissenschaftlichen Texten unterschiedlichster Art (z. B. Gedichte, Autobiographien, philologische Aufsätze), die sowohl in schulischen als auch privaten Kontexten entstehen, eine besondere Produktivität dieser Lektüren: Der junge Nietzsche verarbeitet Gelesenes innerhalb selbst geschriebener Texte weiter und bildet sich gleichsam lesend zum Verfasser eigener Lyrik und Prosa aus. So kann etwa anhand seines lyrischen Nachlasses aus den 1850er und '60er Jahren nachvollzogen werden, wie er sich schrittweise sein dichterisches Handwerkszeug aneignet, auf das er zeit seines bewussten Lebens zurückgreift. Zahlreiche Gedichte, aber auch poetologische und auto(r)-genealogische Prosa-Aufzeichnungen oder literaturkritische Aufsätze, die er im Rahmen eines mit den Jugendfreunden Gustav Krug und Wilhelm Pinder unterhaltenen literarischen Vereins namens *Germania* verfasst, zeigen, wie sich Nietzsche nach und nach von seinen Vorbildern emanzipiert und zum eigenständigen, selbstbewussten Schreiben vordringt.

Auf diese Weise erhellt die Beschäftigung mit seiner Bibliothek¹ und seinen Lektüren auch den deutlich weniger bekannten frühen Nachlass Nietzsches.² Indes besteht eine besondere Herausforderung darin, dass sich

1 Zu den Transformationen, die Nietzsches persönliche Bibliothek im Laufe seines Lebens erfährt, angefangen bei der »*Bildungsbibliothek*« des Schülers über die »*Fachbibliothek eines jungen Gelehrten*« bis hin zur »*Handbibliothek eines wandernden Philosophen*« und »*Nietzsches hinterlassene[r] Bibliothek*«, vgl. Paolo D'Iorio: Geschichte der Bibliothek Nietzsches und ihrer Verzeichnisse, in: Nietzsche persönliche Bibliothek, hg. von Giuliano Campioni u. a., Berlin / New York 2003, S. 33–69; hier S. 35 f.

2 Die nachgelassenen Aufzeichnungen von Anfang 1852 bis Herbst 1869 sind ediert in: Friedrich Nietzsche: Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, 5 Bde., hg. von Johann Figl u. a.,

die nachweislichen Lektüren des Kindes und Jugendlichen ungleich seltener als die des Erwachsenen auch in Buchform erhalten haben und Teil des Archivbestands der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar (Abteilung C) sind.³ Die Diskrepanz zwischen Nietzsches Bibliothek – den von ihm besessenen, aber nicht zwangsläufig gelesenen Werken – und seinen Lektüren – den von ihm gelesenen, aber nicht zwangsläufig besessenen Werken – ist im Fall des Schülers und Studenten naturgemäß deutlich größer als beim (frühpensionierten) Basler Professor. Für die Erforschung der Bibliothek des jungen Nietzsche folgt daraus, dass weitgehend auf die Analyse von Lese- und Gebrauchsspuren verzichtet werden muss; zugleich ermöglicht der Manuskriptbestand jedoch, näherungsweise die »ideelle Bibliothek«⁴ eines angehenden Dichters und Denkers zu rekonstruieren, auf deren Grundlage Nietzsches nachgelassene Texte der 1850er und '60er Jahre im Hinblick auf Quellen wie auf mentalitäts-, sozial- und kulturgeschichtliche oder auch biographische Fragestellungen kontextualisiert werden können.

Der vorliegende Beitrag erläutert Probleme und Perspektiven einer Rekonstruktion der ideellen Bibliothek des jungen Nietzsche und versucht, in einem exemplarischen Rundgang durch dessen antikisierende Jugendgedichte der 1850er und '60er Jahre einen konkreten Einblick in das produktive Zusammenspiel seines Lesens und Schreibens zu geben. Die Präsentation seiner (potentiellen) Quellen und Vorlagen soll sowohl Nietzsches Kenntnisreichtum, seine stoffliche und formale Abhängigkeit wie auch die Kreativität und Experimentierfreudigkeit veranschaulichen, mit der er sich vor dem Hintergrund seiner ideellen Bibliothek im Dichten übt.

Berlin/New York 1995–2006. In der Folge wird die *Kritische Gesamtausgabe* zitiert unter Angabe der Sigle KGW samt Abteilungs-, Band- und Seitenzahl. Zu den Problemen dieser Edition vgl. meinen Beitrag zum lyrischen Nachlass des jungen Nietzsche in dem Sammelband: Nietzsches Nachlass. Probleme und Perspektiven der Edition und Kommentierung, hg. von Katharina Grätz und Sebastian Kaufmann, Berlin/Boston 2021 (Nietzsche-Lektüren, Bd. 8) [in Vorb.].

3 Dieser wird abgebildet in dem Katalog: Nietzsches persönliche Bibliothek, hg. von Giuliano Campioni u. a., Berlin/New York 2003. Ergänzt wurde der dort vorgestellte Bestand um Bücher, die sich andernorts (etwa im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar) oder gar nicht erhalten haben, die Nietzsche ausweislich überlieferter Rechnungen und Quittungen oder früherer Verzeichnisse aber sicher besaß (vgl. ebd., S. 79).

4 Unter dem Begriff der »ideelle[n] Bibliothek« ist in Anlehnung an Mazzino Montinari (Nietzsche lesen, Berlin/New York 1982, S. 6) ein »Ensemble der Bücher und Publikationen« zu verstehen, die Nietzsche entweder (nur) besessen oder (auch) gelesen hat (D'Iorio [Anm. 1], S. 68).

2 Probleme und Perspektiven einer Rekonstruktion der ideellen Bibliothek des jungen Nietzsche

Zu den Konstanten in Nietzsches Leben gehört die große Produktivität seiner Lektüren. Während der erwachsene Nietzsche jedoch einen »eigenwilligen, umschmelzenden, zuspitzenden Umgang mit dem von ihm Gelesenen«⁵ pflegt, sind die Lese- und Schreibprozesse des jungen Nietzsche noch eher imitatorischer Art. Der Schüler Nietzsche, der »sich zum Dichter auszubilden«⁶ sucht, eignet sich sein Handwerk an, indem er Vorbildern nacheifert und sich poetischer Versatzstücke aus ihrer Dichtung bedient. Die Wahl seiner Vorlagen verläuft dabei in den Bahnen des zeitgenössischen Bildungskanons: Zu nennen sind etwa »Heine, Goethe, Platen, Lenau, Rückert« und einige »poetae minores, die wir nicht mehr kennen«,⁷ wie schon Karl Pestalozzi festgestellt hat, oder auch die von

5 Andreas Urs Sommer: Kommentar zu Nietzsches *Jenseits von Gut und Böse*, Berlin/Boston 2016 (Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken, hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 5/1), S. 18. Vgl. auch Andreas Urs Sommer: Vom Nutzen und Nachteil kritischer Quellenforschung. Einige Überlegungen zum Fall Nietzsches, in: Nietzsche-Studien 29, 2000, S. 302–316.

6 Karl Pestalozzi: Nietzsches Gedicht »Noch einmal eh ich weiter ziehe ...« auf dem Hintergrund seiner Jugendlyrik, in: Nietzsche-Studien 13, 1984, S. 101–110; hier S. 103. Rückblickend datiert Nietzsche den Beginn seiner selbst auferlegten Dichterausbildung auf den »2ten Februar 1858« (»meiner lieben Mutter Geburtstag«); dort nahm er sich vor, zukünftig »jeden Abend ein Gedicht zu machen« (KGW I/1, S. 307), wie es in der autobiographischen Nachlassschrift *Aus meinem Leben* vom Herbst 1858 heißt. Noch 1862/63 betonte er in einer poetologisch-auto(r)genealogischen Aufzeichnung den handwerklichen Charakter seiner Dichtergenese, denn es sei keineswegs so, dass »man Dichter ist«, als solcher »geboren wird«, sondern vielmehr, dass man »Dichter wird«, weshalb »aus dem fleißigen Reimschmied bei wachsender geistiger Fähigkeit auch schließlich ein wenig Dichter werden kann« (KGW I/3, S. 24). Will man den jungen Nietzsche demnach innerhalb der traditionellen »Gegenüberstellung von inspiriertem Genie und poetischem Handwerker oder Ingenieur« verorten (Anne Bohnenkamp: Autorschaft und Textgenese, in: Autorschaft. Positionen und Revisionen, hg. von Heinrich Detering, Stuttgart/Weimar 2002, S. 62–79; hier S. 62), so gehört er ausweislich seiner schriftlich erhaltenen Selbstaussagen und der epigonalen Beschaffenheit seiner lyrischen Texte zweifellos dem letzteren Typus an. – Zur Lyrik des erwachsenen Nietzsche und dessen Selbstbild als Dichter vgl. Sebastian Kaufmann: Lyrik und Lyriktheorie im Werk Nietzsches, in: Nietzsche als Dichter. Lyrik – Poetologie – Rezeption, hg. von Katharina Grätz und Sebastian Kaufmann, unter redaktioneller Mitarbeit von Armin Thomas Müller und Milan Wenner, Berlin/Boston 2017 (Nietzsche-Lektüren, Bd. 1), S. 7–23.

7 Pestalozzi (Anm. 6), S. 102 f.

Ralph-Rainer Wuthenow genannten »Kerner [...], Geibel, Kugler, Scheffel«. ⁸ Antike,⁹ mittelalterliche,¹⁰ sowie geistliche Einflüsse¹¹ prägen ebenfalls den frühen lyrischen Nachlass. Die Abhängigkeit von den Vorlagen betrifft sowohl den Stoff wie den Stil, die Motive als auch die Form¹² der Gedichte.

Bei der Identifikation von Nietzsches Lektüren der 1850er und '60er Jahre spielt der im Katalog *Nietzsches persönliche Bibliothek* dokumentierte Bestand aus den oben genannten Gründen nur eine reduzierte Rolle. Nietzsche musste sich Bücher leihen und konnte sich allenfalls einzelne Titel zu besonderen Gelegenheiten wünschen, etwa zu Weihnachten, wie aus einigen Briefen hervorgeht.¹³ Eine hohe Wertschätzung für seine selbst besessenen Bücher stellt sicherlich einen Teil der Erklärung dar, weshalb deutlich weniger Gebrauchs- und Lesespuren in den aus Nietzsches Jugend erhaltenen Bücherexemplaren zu finden sind als in späteren Anschaffungen, die Nietzsche meist reich annotierte. Davon abgesehen zeugt dieser Umstand aber natürlich auch von einer Entwicklung seiner Lesepraxis. Nietzsche nahm später deutlich häufiger zum Lesen buchstäblich den Stift in die

- 8 Ralph-Rainer Wuthenow: Nachwort: Narr und Dichter – ist das alles?, in: Friedrich Nietzsche: Sämtliche Gedichte, mit einem Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow, Zürich 1999, S. 225–244; hier S. 227.
- 9 Vgl. Renate G. Müller: »Wandrer, wenn du in Griechenland wanderst ...«. Reflexionen zur Bedeutsamkeit von »Antike« für den jungen Friedrich Nietzsche, in: Nietzscheforschung 1, 1994, S. 169–180.
- 10 Vgl. Kurt Jauslin: Hexensprache der Vernunft. Bilderfluchten und Flucht der Bilder in den Kindertexten Friedrich Nietzsches, in: Nietzscheforschung 5/6, 2000, S. 345–367; bes. S. 346–349.
- 11 Vgl. Armin Thomas Müller: Nietzsches christliche Jugendlyrik, in: Nietzsche und die Reformation, hg. von Helmut Heit und Andreas Urs Sommer, Berlin/Boston 2020 (Nietzsche-Lektüren, Bd. 4) [in Vorb.].
- 12 Es finden sich beispielsweise »Wanderlieder, Balladen, historische Genreszenen« (Wuthenow [Anm. 8], S. 227) oder »Volksliedhaftes [...], Spruchgedichte, Erlebnisgedichte, komische Parodien« (Pestalozzi [Anm. 6], S. 102).
- 13 Vgl. z. B. die Briefe Nietzsches aus der Vorweihnachtszeit 1858, in der er sich u. a. zunächst Karl Immermanns *Münchhausen* (1838/39), dann eine Auswahlgabe von E. T. A. Hoffmanns *Novellen* (vgl. Campioni [Anm. 3], S. 301), Rodolphe Töpffers *Genfer Novellen* (1841/1847) und die neuhochdeutsche Übersetzung des *Nibelungenlieds* von Martin Anton Niendorf (1854) wünschte (vgl. Friedrich Nietzsche: Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe in 8 Bänden, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 1: Juni 1850–September 1864, München/Berlin/New York 1986, S. 30–36). In der Folge werden die Briefe Nietzsches unter Angabe der Sigle KSB samt Band- und Seitenzahl zitiert.

Hand, um sich – wenngleich sehr selektiv – wichtige Stellen zu markieren, sie zu exzerpieren und zu kommentieren.¹⁴

Vor diesem Hintergrund können zwar in Betracht gezogene Lektüren des jungen Nietzsche durch ein erhaltenes Buchexemplar verifiziert werden, wie beispielsweise im Fall von Lessings *Minna von Barnhelm* (1767), die er in einer Ausgabe von 1858 besaß¹⁵ und zu der sich interpretierende, möglicherweise im Rahmen einer Schularbeit entstandene Notizen im Nachlass desselben Jahrs finden.¹⁶ Auf der anderen Seite ist hinsichtlich bestimmter früher Lektüren Nietzsches oft nicht einmal sicher, welche Ausgabe er konsultierte oder ob er zum Beispiel ein bestimmtes Gedicht, das er erwähnt oder nachdichtet, nicht nur aus mündlicher Quelle oder sogar nur in gänzlich anderer künstlerischer Gestalt kannte, etwa als Liedvertonung.¹⁷

Zur Rekonstruktion von Nietzsches ideeller Bibliothek ist es deshalb nötig, sich vor allem auf den handschriftlichen Nachlass zu verlassen, innerhalb dessen neben den erhaltenen Gedichten, autobiographischen Schriften, philologischen Aufsätzen usw. auch viele Briefe und insbesondere die zahlreichen Arbeits- und Lesepläne, Wunschlisten und Exzerpte Hin-

14 Zu Nietzsche als Leser vgl. den gleichnamigen Sammelband, hg. von Hans-Peter Anschutz, Armin Thomas Müller, Mike Rottmann und Yannick Souladé, Berlin/Boston 2021 (Nietzsche-Lektüren, Bd. 5) [in Vorb.].

15 Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Lustspiel in fünf Aufzügen, zum Uebersetzen in's Englische mit erläuternden Noten versehen von W. C. Wrangmore*, Leipzig 1858; Campioni (Anm. 3), S. 353. Die einzigen Lesespuren dieses Exemplars finden sich auf Seite 17; es handelt sich um eine Unterstreichung zweier Wörter (»man hört's«) und die Durchstreichung eines Gedankenstrichs (vgl. Lessing [Anm. 15], S. 17). – Wie alle in der Abteilung C der Herzogin Anna Amalia Bibliothek erhaltenen Titel soll Nietzsches *Minna von Barnhelm* (Signatur C 605) in absehbarer Zeit als Faksimile online abrufbar sein: Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Agence nationale de la recherche geförderte deutsch-französische Projekt *Nietzsches Bibliothek. Digitale Edition und philosophischer Kommentar* plant »eine vollständige digitale Edition von Nietzsches Bibliothek im Internet zu veröffentlichen und einen auf die Entwicklung der Philosophie Nietzsches bezogenen Kommentar der wichtigsten Bücher zu verfassen«. Dabei sollen »Edition und Kommentar [...] miteinander verknüpft und in die bereits bestehende digitale Infrastruktur (Nietzsche Source) integriert werden« (http://www.philosophie.uni-freiburg.de/seminar/professur_sommer/nietzsches-bibliothek-digitale-edition-und-philosophischer-kommentar, Abs. 1, Stand: 18. 8. 2019).

16 Vgl. KGW I/1, S. 270.

17 Letzteres vermutet Rüdiger Ziemann etwa mit Blick auf Nietzsches frühe Rezeption von Eichendorffs Lyrik, die er über Vertonungen Schumanns und Mendelssohn Bartholdys kennengelernt habe (vgl. Rüdiger Ziemann: Abschiede. Zu zwei Jugendgedichten Nietzsches, in: Nietzscheforschung 1, 1994, S. 181–190; hier S. 185–188).

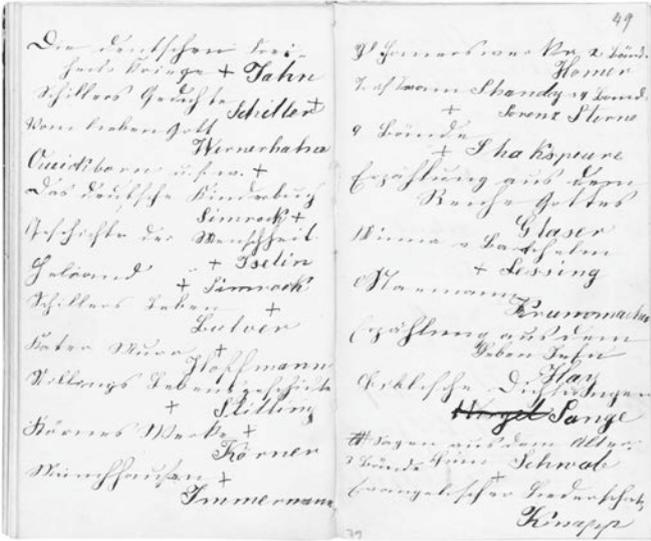


Abb. 1: Bücherliste des jungen Nietzsche, wohl 1858/59 von Elisabeth Nietzsche angelegt (Mp I 13, S. 48 f.; Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Signatur 71/214).

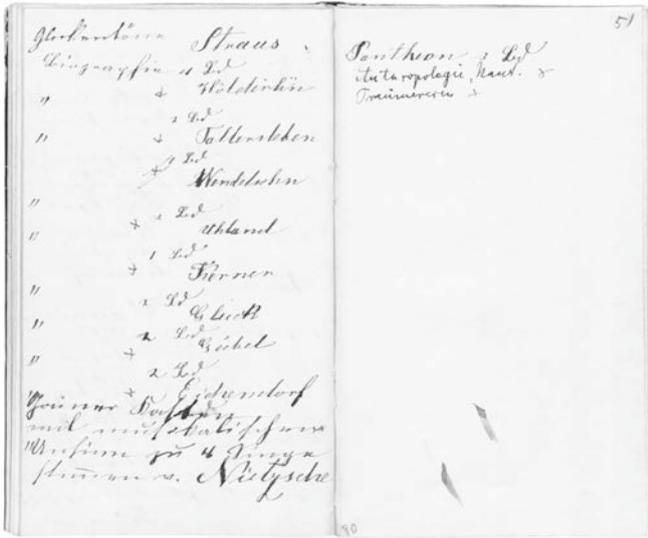


Abb. 2: Bücherliste des jungen Nietzsche, wohl 1858/59 von Elisabeth Nietzsche angelegt (Mp I 13, S. 50 f.; Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Signatur 71/214).

weise auf Nietzsches Lektüren geben. Betrachtet man allein das erhaltene Material des Schülers und Studenten, so handelt es sich bereits um einen Zeitraum von fast 20 Jahren (1852–1869), für den die ideelle Bibliothek des jungen Nietzsche rekonstruiert werden könnte. Insbesondere sein Besuch der renommierten Landesschule Pforta von 1858 bis 1864, die bedeutendste Etappe seines schulischen Bildungswegs, geht mit einem großen Lesepensum einher,¹⁸ von dem er sein Leben lang profitiert.

Auf der Grundlage des erhaltenen Nachlassmaterials aus der Zeit von 1856 bis 1858 hat Thomas H. Brobjer bereits einen Versuch unternommen, die vom jungen Nietzsche während des Besuchs des Naumburger Domgymnasiums rezipierten Bücher aufzulisten,¹⁹ womit der Forschung ein erster rekonstruierter Katalog der ideellen Bibliothek des jungen Nietzsche zur Verfügung steht, der freilich nur eine knappe Zeitspanne abdeckt und infolgedessen stark ergänzungsbedürftig bleibt. Die Mehrheit der in Brobjers Verzeichnis aufgezählten Titel sind als Schullektüren ausgewiesen, etwa diverse Lehr- und Lesebücher für Griechisch und Latein, Religion, Geschichte, Geographie oder Mathematik. Eine Reihe von 36 Titeln entstammt dagegen einer mutmaßlich 1858/59 angefertigten Bücher- bzw. Lektüreliste (Abb. 1 und 2), die laut Brobjer Nietzsches Schwester Elisabeth zugeschrieben werden kann und alle im privaten Besitz des 13- oder 14-jährigen Bruders befindlichen Bücher bzw. dessen nachweisliche Lektüren aufzählt.²⁰ In dieser Liste dominieren Werke des zeitgenössischen deutschsprachigen Kanons und Monographien über deren Verfasser, beispielsweise E. T. A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Katers Murr* (1819/21) oder eine Biographie Joseph von Eichendorffs aus der Reihe *Moderne Klassiker* (1854), aber auch weitverbreitete und teils bis heute bekannte Anthologien wie Gustav Schwabs *Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums* (1838–1840) oder Albert Knapps *Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus* (1837).²¹

18 Ausgehend von den Jahresberichten Schulpfortas von 1859 bis 1865 hat Reiner Bohley die Nietzsche betreffenden Lehrpläne und Themenstellungen frei zu bearbeitender (Haus-)Aufgaben verschiedener Fächer erstellt, aus denen diverse Schullektüren hervorgehen. Vgl. Reiner Bohley: Über die Landesschule zur Pforte. Materialien aus der Schulzeit Nietzsches, in: Nietzsche-Studien 5, 1976, S. 298–320, bes. S. 304–317.

19 Vgl. Thomas H. Brobjer: Nietzsche's Education at the Naumburg Domgymnasium 1855–1858, in: Nietzsche-Studien 28, 1999, S. 302–322; hier S. 315–322.

20 Vgl. Brobjer (Anm. 19), S. 317 f.

21 Die handschriftliche Liste ist wenig differenziert; aus ihr lassen sich keine bestimmten Ausgaben ermitteln, da jeweils nur (Kurz-)Titel und Verfasser oder Herausgeber, aber nicht Erscheinungsort und -jahr angegeben werden.

Ferner hat Brobjer für seine Rekonstruktion der ideellen Bibliothek Nietzsches zwischen 1856 und 1858 auf eine »Biographie« betitelte Aufzeichnung Nietzsches zurückgegriffen, die offenbar eine Vorarbeit zur autobiographischen Schrift *Aus meinem Leben*²² darstellt und »Gedanken« über Theodor Körner, Johann Gottfried Seume, Nikolaus Lenau, E. T. A. Hoffmann, Gotthold Ephraim Lessing, August von Platen, Franz von Gaudy, Adelbert von Chamisso und Friedrich von Matthisson ankündigt.²³ Die poetologischen Äußerungen, die sich in der Autobiographie von 1858 dann tatsächlich finden, kommen allerdings ohne Erwähnung der Genannten aus. An ihrer Stelle werden Matthias Claudius' *Abendlied* zitiert²⁴ und Goethes generelle Vorbildfunktion als Dichter hervorgehoben.²⁵ Wie es um die Vorbildfunktion der antiken Dichter und Denker für den angehenden Lyriker Nietzsche bestellt ist, soll indes der folgende Überblick beispielhaft vor Augen führen.

3 Vom Lesen zum Schreiben: Nietzsches antikisierende Jugendgedichte vor dem Hintergrund seiner griechischen und lateinischen Lektüren

Die alten Sprachen sind nicht erst wegen des philologischen Studiums in Leipzig ein Schwerpunkt auf Nietzsches Bildungsweg, der in der Berufung als Professor für klassische Philologie in Basel gipfelt. Schon in dem vom Predigtamt-Kandidaten Karl Moritz Weber in Naumburg gegebenen »Institut zum Zwecke gründlicher Vorbereitung für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten«,²⁶ das Nietzsche zusammen mit seinen Freunden Wilhelm Pinder und Gustav Krug zwischen Frühjahr 1853 und Herbst 1855 besuchte, erhält er erstmals Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Im Naumburger Domgymnasium, Nietzsches nächster Bildungsstation bis 1858, stehen die alten Sprachen an der Spitze des Lehrplans, der für Latein ganze zehn und für Griechisch immerhin acht Wochenstunden vorsieht.²⁷ Und die von Nietzsche zuletzt besuchte Landesschule Pforta schrieb sich bekanntlich die »grundlegende[] Orientierung an der Antike«, eine »sprach-

22 KGW I/1, S. 281–311.

23 Ebd., S. 279.

24 Vgl. ebd., S. 295.

25 Vgl. ebd., S. 307.

26 Johann Figl: Nietzsche und die Religionen. Transkulturelle Perspektiven seines Bildungs- und Denkweges, Berlin/New York, S. 17.

27 Vgl. ebd., S. 20.

lich akzentuierte, *klassisch*-philologische Bildung« neuhumanistischer Prägung auf die Fahnen.²⁸ Außerhalb der Schule bringen vor allem der Großvater mütterlicherseits, David Ernst Oehler, und die gebildeten Elternhäuser der Freunde Pinder und Krug Nietzsche in Verbindung mit der klassischen Antike.²⁹ Daneben wirken auch die Privatlektüren philhellenischer Autoren deutscher Sprache anregend. Zu denken ist – neben den einschlägigen »Klassikern« Goethe und Schiller – besonders an den zu Nietzsches Jugendzeit noch verkannten Hölderlin, den er – ungeachtet des als Plagiat ausgewiesenen *Briefs an einen Freund*³⁰ – spätestens 1858 für sich entdeckt,³¹ aber auch an Winckelmann, den »der Primaner Nietzsche« zumindest »vom Hörensagen gekannt haben« dürfte, das heißt »als topisch aufgeladene Figur der deutschen Geistesgeschichte und Gegenstand von Festreden seiner überwiegend philologisch versierten Lehrer«.³²

Mit den griechischen und römischen Klassikern kann sich Nietzsche also schon früh bestens vertraut machen. Dass er sich dichterisch aus ihrem Themenbereich bedient oder direkt als Quellen für Gedichte auf sie zurückgreift, überrascht kaum. Aus einer längeren Auflistung von »Stoff[en] / zum geschicht[lichen] Gedichten [sic]«, die mythische wie historische Gegebenheiten von 1500 bis 271 vor Christus zu versammeln beansprucht (darunter die tatsächlich zu Gedichten verarbeiteten Stoffe »Cecrops. Gr[ündung] der Burg Athens«, »Leonidas« oder »1. Messen[ischer] Krieg«),³³ geht stattdessen hervor, dass Nietzsche nicht nur behelfsmäßig Stoffe aus dem antiken Themenbereich für seine Gedichte wählt, um seine technischen Fähigkeiten

28 Ebd., S. 28 f. Vgl. auch Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche. Biographie, Bd. 1, 2., revidierte Auflage, München/Wien 1993, S. 75 f. Auch in Schulpforta waren für den Lateinunterricht zehn – in Tertia und Untersekunda sogar noch elf –, für Griechisch jedoch nur sechs Unterrichtsstunden vorgegeben (vgl. Bohley [Anm. 18], S. 304).

29 Vgl. Müller (Anm. 9), S. 174 f. – Die genannten Einflüsse ergänzten auf fruchtbare Weise die protestantische Erziehung des Pfarrerssohns Nietzsche. Zu dieser vgl. Reiner Bohley: Nietzsches christliche Erziehung, in: Nietzsche-Studien 16, 1987, S. 164–196; Johann Figl: Geburtstagsfeier und Totenkult. Zur Religiosität des Kindes Nietzsche, in: Nietzsche-Forschung 2, 1995, S. 21–34; Müller (Anm. 11).

30 KGW I/2, S. 338–341. Hierzu vgl. Thomas H. Brobjer: A Discussion and Source of Hölderlin's Influence on Nietzsche. Nietzsche's Use of William Neumann's *Hölderlin*, in: Nietzsche-Studien 30, 2001, S. 397–412.

31 Vgl. die Liste der nachweisbaren Hölderlin-Lektüren Nietzsches ebd., S. 409.

32 Mike Rottmann: Subtile Lektüren. Nietzsches Weg mit Winckelmann, in: Die Erfindung des Klassischen. Winckelmann-Lektüren in Weimar, hg. von Franziska Bomski, Hellmuth Th. Seemann und Thorsten Valk, Göttingen 2017, S. 269–294; hier S. 273.

33 KGW I/1, S. 132 f.

als Lyriker zu verbessern, indem er sich an beliebig ausgewähltem Material übt. Vielmehr sucht er die dichterische Auseinandersetzung mit der Antike ganz bewusst.³⁴

Nachweisbar sind für die Zeit auf dem Domgymnasium Kenntnisse Vergils, Herodots, Ovids, Cornelius Nepos', Xenophons, Lukians, Pausanias', Euripides' und natürlich Homers,³⁵ für die Zeit in Schulpforta außerdem Lektüren Caesars, Ciceros, Livius', Horaz', Tacitus', Arrians, Lysias', Sophokles', Demosthenes' und Platons.³⁶ Ferner kann Nietzsche auf die seinerzeit bekannten Überblicksdarstellungen der antiken Mythologie zurückgreifen: Zu Weihnachten 1856 bekommt er Karl August Schönkes *Sagenwelt der Alten* geschenkt:³⁷ eine Auswahl und altersgerechte Bearbeitung von Ovids *Metamorphosen* in deutscher Sprache. Und das mutmaßlich von Elisabeth Nietzsche stammende Verzeichnis der Bücher ihres Bruders aus dem Jahr 1858 listet unter anderem die drei Bände von Gustav Schwabs *Schönsten Sagen des klassischen Alterthums* auf,³⁸ die zwischen 1838 und 1840 erstmals erschienen sind.³⁹

Die frühesten Aufzeichnungen aus dem Nachlass des jungen Nietzsche, die einen Bezug zur Antike aufweisen, sind die dramatischen Entwürfe für das »Lustspiel« *Der Geprüfte*,⁴⁰ die über den Topos des von göttlichen Mächten

34 Das zeigt auch ein Brief an Wilhelm Pinder aus dem April/Mai 1859. Darin animiert Nietzsche seinen Freund zu einer gemeinsamen Bearbeitung des Prometheus-Stoffs und den dazu nötigen Vorbereitungslektüren: »Vor allem sammle also aus allen Lexicis und anderen Büchern, aus Mythologien eine möglichst vollständige Darstellung seines [Prometheus'] Lebens wie des ganzen hierher gehörigen Mythenkreises, Japetos, der Titanen, Epimetheus, Pandora.« (KSB 1, S. 60) Entwürfe zu einem Prometheus-Drama samt anschließender Selbstkritik von Nietzsches Hand sind denn auch überliefert (vgl. KGW I/2, S. 36–51).

35 Vgl. Müller (Anm. 9), S. 175; Brobjer (Anm. 19), S. 315–322; Christian Wollek: Die lateinischen Texte des Schülers Nietzsche. Übersetzung und Kommentar, Marburg 2010, S. 26, Anm. 55.

36 Vgl. Bohley (Anm. 18), S. 306–309.

37 Vgl. KGW I/1, S. 170f.

38 Vgl. Brobjer (Anm. 19), S. 315 u. 318; Figl (Anm. 26), S. 84 f.

39 Die in Nietzsches persönlicher Bibliothek erhaltenen Bände von Schwabs *Sagen* in vierter Auflage von 1858 erhält Nietzsche ausweislich des »Stempelaufdruck[s] ›studii frugiferi praemium« 1860 in Pforta »als Prämie für besondere Leistungen« (Campioni [Anm. 3], S. 545). Es ist nicht klar, ob es sich bei den schon in der Liste von 1858 verzeichneten *Sagen* um eine Leihgabe, einen Wunsch oder tatsächlich besessene Bücher handelt. In letzterem Fall beschloss Nietzsche möglicherweise nach dem Erhalte der Prämie, seine alten Exemplare abzugeben. Sie sind jedenfalls nicht erhalten.

40 Vgl. KGW I/1, S. 105–110.

geprüften Protagonisten das Buch Hiob im Alten Testament und die Irrfahrten des Odysseus assoziieren lassen. Das erste Gedicht nach antiker Vorlage ist im Rahmen einer Geburtstagssammlung für Franziska Nietzsche von Anfang 1856 erhalten: *Des Cyrus Jugendjahre*.⁴¹ Darin wird auf der Grundlage der *Historien* Herodots⁴² die legendenhafte Kindheit des persischen Reichsgründers Kyros II. erzählt. Das zur selben Zeit entstandene Gedicht *Wandrer, wenn du in Griechenland wanderst ...*⁴³ nimmt Bezug auf das Simonides von Keos zugeschriebene und ebenfalls bei Herodot zitierte Epigramm: »Ἔ ξείν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις ὅτι τῆδε / κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι«,⁴⁴ das auf der Gedenktafel für die in der Schlacht bei den Thermopylen (480 v. Chr.) gefallenen Spartaner gestanden haben soll. Desselben Themas nimmt sich das Gedicht *Leonidas und Telakeus*⁴⁵ an, während die zweiteilige Dichtung *Schwarze Wolken Dunkelheit ...*⁴⁶ einen anderen historischen Stoff behandelt, in dessen Mittelpunkt Sparta steht: die Belagerung des Berges Ithomi im ersten Messenischen Krieg, wie er in Pausanias' *Beschreibung Griechenlands*⁴⁷ geschildert wird. Ovids *Metamorphosen* dienen, wie Herodots *Historien*, gleich mehrfach als Inspiration: Der 12- bis 13-jährige Nietzsche widmet sich zweimal dem in Buch IV⁴⁸ mitgeteilten Mythos um Andromeda, die auf Geheiß ihres Vaters, des äthiopischen Königs Kepheus, zum Schutz des Landes einem Seeungeheuer geopfert werden soll, aber von Perseus gerettet wird.⁴⁹ In einem irreführenderweise »Der Raub der Proserpina«⁵⁰ betitelten Gedicht von 1857 behandelt der junge Nietzsche ferner die Verwandlung von Dryope in einen Baum nach der entsprechenden Geschichte in Buch IX.⁵¹

41 Ebd., S. 120–122.

42 Herodot: *Historien* I, 99–111.

43 KGW I/1, S. 125.

44 Herodot: *Historien* VII, 228. – In Schillers berühmter Übersetzung aus dem Gedicht *Der Spaziergang*: »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest / Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.« (Friedrich Schiller: Gedichte, Bd. 1, 2., von neuem durchgesehene Auflage, Leipzig 1804, S. 57) In einer von Nietzsche erst 1875 erworbenen deutschsprachigen Herodot-Ausgabe (vgl. Campioni [Anm. 3], S. 289) lautet die Übersetzung: »Wanderer, thu' es zu wissen den Lakedämoniern daß wir / Liegen am Wahlplatz hier, ihren Geboten getreu.« (Herodot von Halikarnaß: Geschichte, übersetzt von Adolf Schöll, Bd. 6, 5. Auflage, Stuttgart 1867, S. 942)

45 KGW I/1, S. 139–142.

46 Ebd., S. 150–153.

47 Pausanias: *Beschreibung Griechenlands* IV, 9–13.

48 Ovid: *Metamorphosen* IV, 663–770.

49 Vgl. KGW I/1, S. 130f. u. 136–139.

50 Ebd., S. 187–191.

51 Ovid: *Metamorphosen* IX, 326–393.

Eine mögliche Quelle für die »Sage von der Gründ[ung] Athens«, die das Gedicht *Cecrops*⁵² seinem Untertitel nach erzählt, ist Schönkes Sachkommentar der von ihm in der *Sagenwelt der Alten* bearbeiteten Ovid-Stelle, wo er die »Cecropische Burg« als »Burg von Athen« vorstellt, »deren Erbauer Cecrops war, wodurch er Stifter und erster König der Gemeinde und somit Stammvater des Athenischen Volkes und Staates wurde.«⁵³ Durch die konkrete szenische Ausgestaltung der »Sage« entfernt sich Nietzsche allerdings von der bekannten Überlieferungslage: In seinem Gedicht landet Kekrops als Schiffsbrüchiger in Attika, tötet einen Dieb und wird daraufhin von den Bewohnern des Landes zum König gemacht, der als erste Amtshandlung eine Burg baut und nach sich selbst »Cecropia« tauft.⁵⁴

Die beispielsweise aus Pindars *Nemeischen Oden*⁵⁵ bekannte Episode aus der Jugend Achills, in der er vom Kentauren Cheiron ausgebildet wird, behandeln drei 1856/57 entstandene fragmentarische Gedichte.⁵⁶ Das ebenfalls nur fragmentarisch erhaltene Gedicht *Olympos* wiederum behandelt aus der Sicht eines Epigonen die große Inspirationskraft der antiken Welt: Ein lyrisches Wanderer-Ich schildert, wie es unter dem Eindruck des berühmten titelgebenden Gebirges einschläft, und möchte, nachdem es vom »Leben Unster[b]licher Götter« träumte,⁵⁷ davon erzählen – wozu es aber nicht mehr kommt, weil das Fragment nach dieser Ankündigung abbricht. Die ehrfurchtsvolle Haltung des lyrischen Ichs gemahnt hierbei an das philhellenische Pathos Hölderlins.

Finden sich im Nachlass des Jahres 1858 mit *Klage der Andromache*, *Hecktors Abschied (nach Homer)* und *Jason und Medea* nochmals Gedichte nach zwei –

52 KGW I/1, S. 134–136.

53 Karl August Schönke: *Die Sagenwelt der Alten*. Für die Jugend bearbeitet, mit 8 colorirten Bildern, Berlin o. J., S. 253.

54 Bei Pausanias (*Beschreibung Griechenlands* I, 2, 6; IX, 33, 1) und Strabon (*Geographica* IX, 1, 20) wird Kekrops dagegen nur kurz als erster König Attikas erwähnt, und auch Ovid (*Metamorphosen* VI, 70) nennt nur einmal die nach Kekrops benannte Burg Kekropia auf der Akropolis. Zwar findet sich in der sogenannten, Apollodor von Athen zugeschriebenen *Bibliotheke* (III, 14, 1, 1–III, 14, 2, 1) eine ausführlichere Vorstellung von Kekrops, der dort, samt Stammbaum, als erster Herrscher über Attika und Zeuge von Athenes Inanspruchnahme des Landes geschildert wird (vgl. hierzu auch Johannes Scherf: Kekrops [Artikel], in: *Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, hg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Bd. 6: Iul-Lee, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 381 f.); doch über die genauen Umstände von Kekrops Aufstieg zum Herrscher konnte Nietzsche auch dort nichts erfahren.

55 Pindar: *Nemeische Oden* III, 43–58.

56 KGW I/1, S. 160–163.

57 Ebd., S. 181 f.; hier S. 182.

in der oben genannten Auflistung von »Stoff[en] / zum geschicht[lichen] Gedichten« auch genannten – antiken Sujets,⁵⁸ nämlich dem Trojanischen Krieg und der Argonautensage,⁵⁹ sind aus den frühen 1860er Jahren erstmals auch lateinische Dichtungen Nietzsches erhalten, die den sprachlichen Fortschritt in Schulpforta bezeugen. Zum Teil handelt es sich dabei auch um Übersetzungen,⁶⁰ wie etwa bei [*Ad sagum militis*],⁶¹ einer lateinischen Übertragung des bekannten deutschen Lieds *Der alte Mantel* (*Schier dreißig Jahre bist du alt . . .*) aus Karl von Holteis Drama *Lenore* (1829),⁶² das Nietzsche auch andernorts zitiert und hier offenbar zur Übung im Latein benutzt hat.⁶³ Ähnlich steht es mit [*Equus et aper*],⁶⁴ das Christian Wollek als »schulische Arbeit« im Kontext der »Versifikation« identifiziert,⁶⁵ da die Fabel vom Pferd, das sich für den Kampf gegen einen Eber dem Menschen anvertraut und dafür

58 Zitat: ebd., S. 132; Gedichte: ebd., S. 240, 261 f., 246–248 u. 263 f.

59 Im Fall des Medea-Stoffs gibt eine Nachlassnotiz von 1858 einen Hinweis auf Nietzsches Quelle: »Argonautenzug. [...] / Ovid. VII.« (Ebd., S. 255) Gemeint ist das siebte Buch von Ovids *Metamorphosen* (1–158). Aber auch Euripides' Medea-Drama kommt theoretisch als Vorlage in Betracht (so Brobjer [Anm. 19], S. 320). – Als Prätext für *Hecktors Abschied* (und die fragmentarische Variante *Klage der Andromache*) identifiziert Ziemann (Anm. 17) Schillers gleichnamiges Gedicht (auch bekannt als »Hektorlied« oder *Hektor und Andromache*), das erstmals in den *Räubern* (II, 2) veröffentlicht wurde, wo es von Amalia von Edelreich gesungen wird.

60 Übersetzungen vom Griechischen oder Lateinischen ins Deutsche sind ebenfalls erhalten. Womöglich im Rahmen einer Schularbeit zu Sophokles' *Ajax* vom November 1862 (vgl. KGW I/3, S. 65–75) übersetzt er beispielsweise das erste Stasimon (172–196) sowohl zeilengetreu (vgl. KGW I/3, S. 73) als auch in Reimen (vgl. ebd., S. 74 f.). Aus dem folgenden Jahr liegt außerdem eine Übertragung des Herakles-Monologs aus Sophokles' *Trachinierinnen* vor (1046–1111; vgl. KGW I/3, S. 122–125). Dazu kommen aus demselben Jahr Aufzeichnungen und Übersetzungen von Gedichten bzw. Fragmenten der griechischen Lyriker Kallinos, Mimnermos, Sappho und Anakreon (vgl. ebd., S. 125–133) sowie die Übertragung der Verse 1146 bis 1149 und 1327 bis 1330 aus Aischylos' *Agamemnon* (vgl. KGW I/3, S. 176 f.), wobei die letztgenannte Aischylos-Stelle auch dem Epigramm *Cassandra* aus dem Herbst 1862 (vgl. ebd., S. 16) als Vorlage dient (vgl. Wollek [Anm. 35], S. 94 f. u. 150–152).

61 KGW I/2, S. 287.

62 Karl von Holtei: *Lenore*. Vaterländisches Schauspiel mit Gesang in drei Abtheilungen, Berlin 1829, S. 42 f.

63 Vgl. Nietzsches Brief an Franziska und Elisabeth Nietzsche vom 6. September 1863 (KSB 1, S. 253). Vgl. auch Wollek (Anm. 35), S. 50–52, der fälschlicherweise von einer Arbeit ohne Vorlage ausgeht und eine etwas holprige Rückübersetzung ins Deutsche vorlegt.

64 KGW I/2, S. 289 f. Vgl. auch den Entwurf ebd., S. 289.

65 Wollek (Anm. 35), S. 53.

mit seiner Freiheit bezahlt, auf Phaedrus zurückgeht.⁶⁶ Der Übungscharakter zeigt sich in der Form: Nietzsche macht aus den für die Vorlage typischen jambischen Senaren, die in der antiken Tragödie vor allem als klassische Dialogverse verwendet werden und daher der Prosa näherstehen,⁶⁷ elegische Distichen. Auf eine andere Quelle gehen die zur selben Zeit entstandenen *Epigrammata* zurück,⁶⁸ deren Titel bereits das Ziel der mutmaßlichen Lateinübung verraten: Wieder formt Nietzsche elegische Distichen, Grundlage sind diesmal jedoch vier Sprüche aus der Lutherbibel.⁶⁹ Eine Episode aus der *Ilias* liegt hingegen den zwei fragmentarischen Entwürfen *Iamque iterum erumpunt flammae* ... zugrunde.⁷⁰ Die Erwähnung von Hektors Knochen und Asche (»Cadunt ossa Hectoris jacet cinis vir nobilissimus«) deutet auf dessen Feuerbestattung am Ende des Epos hin,⁷¹ die Nennung Achills jedoch auf die des Patroklos, die davor stattfindet.⁷² Zweifelsfrei einer der beiden Stellen zuordnen lassen sich die Fragmente nicht.⁷³

Einen – möglicherweise fiktionalisierten – autobiographischen Hintergrund hat das in einzelnen Formulierungen »von verschiedenen literarischen Vorbildern« wie Ovid, Vergil und Horaz geprägte Gedicht *Cantabo, Musae* ...,⁷⁴ in dem eine karikaturesk überzeichnete Pfortenser Schulhofverschwörung gegen Nietzsches Freund Paul Deussen in epischen Hexametern dargestellt wird.⁷⁵ Vom Untergang der im November 1861 vor der niederländischen Küste gesunkenen preußischen Segelkorvette SMS *Amazon*e hingegen, über den fast zwei Dutzend elegische Distichen aus dem Januar 1862 erhalten sind,⁷⁶

66 Phaedrus: *Fabeln* IV, 4.

67 Ivo Braak: *Poetik in Stichworten. Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine Einführung, unveränderter Nachdruck der 8., überarbeiteten und erweiterten Auflage von Martin Neubauer, Berlin/Stuttgart 2007, S. 117.*

68 KGW I/2, S. 290 f.

69 Es handelt sich um: Prediger 1,4; Prediger 1,18; Prediger 3,19 f.; Sprüche 25,14. Vgl. Wollek (Anm. 35), S. 54 f.

70 KGW I/2, S. 291.

71 Ebd. Vgl. *Ilias* XXIV, 786–794.

72 Ebd. XXIII, 217–232.

73 Vgl. auch Wollek (Anm. 35), S. 55 f.

74 Gedicht: KGW I/2, S. 341–344. Zitat: Wollek (Anm. 35), S. 61.

75 Vgl. auch das etwas früher entstandene Schmähdgedicht gegen Deussen *Αριστου μευ die Nase* ... (KGW I/2, S. 304 f.).

76 Ebd., S. 364–366. Vgl. den Stellenkommentar im Nachbericht von Friedrich Nietzsche: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Werke, Bd. 2: Jugendschriften 1861–1864*, hg. von Hans Joachim Mette, München 1934, S. 429–459; hier S. 435. In der Folge zitiert unter Angabe der Sigle HKG samt Band- und Seitenzahl.

erfuhr Nietzsche wahrscheinlich aus der Tagespresse.⁷⁷ Der halb deutsche, halb lateinische Gedichtentwurf *Nunc vitia quibus insana mens gaudet ...* ist nicht nur sprachlich als Mischform zu erkennen,⁷⁸ sondern auch mit Blick auf die Abhängigkeit von seinen möglichen Vorlagen sowie deren Provenienz: Einerseits sind antike Bezüge durch das zweisprachige Zitat aus Vergils *Aeneis* und die Anspielung auf den Mythos der Weltalter – bzw. dessen zyklischer Auslegung – gegeben;⁷⁹ andererseits steht das Gedichtfragment im Kontext der romantischen und patriotischen deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts:

77 So konnte er etwa der *Illustrierten Zeitung* vom 14. Dezember 1861 entnehmen, dass »die Königsflagge« wie »auch das Wrack der ›Amazone‹ an der holländischen Küste gefunden worden« seien (o. Verf.: Verbrechen und Unglücksfälle [Rubrik], in: *Illustrierte Zeitung* 37, 1861, Nr. 963 vom 14. 12. 1861, S. 426). Auf diesen Bericht als mögliche Quelle weist auch das 14. Distichon hin: »Nil decoris superest, splendoris nil nisi pauca / Fragmina litoribus quae tulit unda vaga.« (KGW I/2, S. 365) – »Nichts Rühmliches gibt's mehr, kein Glanz außer wenigen / Bruchstücken, welche an den Strand spült die bewegliche Welle.« (Übers. von Wollek [Anm. 35], S. 63)

78 KGW I/2, S. 367 f.

79 Vgl. ebd., S. 368: »Der große weiß der Unterworfenen zu schonen aber die Uebermütigen wird er zu überwinden wissen. Parcere subjectis [...].« In der *Aeneis* (VI, 851–853) heißt es: »Tu regere imperio populos, Romane, memento: / Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem, / Parcere subiectis, et debellare superbos.« (Publii Vergilii Maronis *Aeneis*. Mit Erläuterungen, den Gymnasialzwecken und besonders der Beförderung der Privatlectüre auf Gymnasien bestimmt von Carl Thiel, Bd. 1: Erstes bis Sechstes Buch: Der Held, Berlin 1834, S. 618 f.) – »Du, Römer, denke daran, die Völker zu beherrschen. / Diese Fertigkeiten werden dir sein, dem Frieden Sitten aufzuerlegen / die Unterworfenen zu schonen und die Übermütigen nieder zu zwingen.« (Übers. von Wollek [Anm. 35], S. 67) – In Nietzsches Entwurf ist die Rückkehr der »virgoque Aestraea« gleichbedeutend mit der Geburt eines neuen Zeitalters: »[N]ova nascitur aetas« (KGW I/2, S. 368). Aestraea wird die mythische Figur der Jungfrau und Göttin der Gerechtigkeit erstmals in Ovids *Metamorphosen* (I, 150 f.) genannt, wo sie im Eisernen Zeitalter als letzte Göttin die Erde verlässt: »[V]icta iacet pietas, et virgo caede madentes / ultima caelestum terras Aestraea reliquit.« (Die *Metamorphosen* des P. Ovidius Naso, erklärt von Moritz Haupt, Bd. 1, Leipzig 1853, S. 10) – »Frömmigkeit sank vor Gewalt; Asträa selber die Jungfrau / Floh, der Himmlichen letzte, die blutgefeuchteten Länder.« (Verwandlungen nach Publius Ovidius Naso, von Johann Heinrich Voss, Bd. 1, Berlin 1798, S. 14) Diese Vorstellung geht zurück auf Hesiods *Werke und Tage* (199–201); darin zieht sich die personifizierte Gerechtigkeit (Νέμεισις) im fünften Weltalter von der Erde zurück. Vermittelnd wirkten vermutlich die *Phainomena* (96–136) des Aratus von Soloi, wo es Dike – Tochter des Astraeus, daher später Aestraea – ist, die als verkörperte Gerechtigkeit im letzten Weltalter in den Himmel aufsteigt und zum Sternbild der Jungfrau wird. In Vergils vierter *Ekloge* (4–7) wiederum, in der die Weltalter zyklisch verstanden werden, geht mit der Erneuerung des Goldenen Zeitalters, wie im Entwurf Nietzsches, die Wiederkehr Aestraeas einher: »Ultima Cumaëi venit jam carminis aetas; / Magnus

Will aber einer den König gegen uns herausfordern
 So werden unsres Königs weltbekannte Adler
 Schreckliche Blitze gegen die Feinde schleudern.

[...]

Virtus relligio mores, generosa juvenus
 Ingenuaeque artes Friderico rege vigeunt
 Ad nos Fortuna semper erit nobis Copia [...].⁸⁰

Die hier formulierte Erwartung einer neuen Herrschaft des ›Königs Friedrich‹ (gemeint ist Friedrich I. Barbarossa, Kaiser des römisch-deutschen Reiches von 1155 bis 1190), die durch das Zusammenspiel mit der Vorstellung von den Weltaltern eine eschatologische Dimension erhält und die Wiederkehr des Goldenen Zeitalters zu prophezeien beansprucht, fußt auf der romantischen Rezeption der Kyffhäusersage,⁸¹ namentlich auf den prominenten lyrischen Adaptionen Friedrich Rückerts (*Barbarossa*, 1817) und Emanuel Geibels (*Friedrich Rothbart*, 1837).⁸² Der Sage zufolge soll »Kaiser

ab integro saeculorum nascitur ordo. / Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna; / Jam nova progenies caelo demittitur alto.« – »Schon das äusserste Alter erschien des kumäischen Liedes; / Gross von neuem beginnt ursprüngliche Folge der Säkeln. / Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft; / Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.« (Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersetzt und erklärt von Johann Heinrich Voss, 2., vermehrte Auflage, hg. von Abraham Voss, Bd. 1, Altona 1830, S. 124 f.) Vgl. zur mythischen Gestalt der Astraea den Überblick bei Fritz Graf: *Astraea* [Artikel], in: *Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, hg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Bd. 2: *Ark-Ci*, Stuttgart/Weimar 1997, Sp. 121.

80 KGW I/2, S. 367 f. – »[...] Tugend, Religion, Sitten, edle Jugend / Begabung und Kunst werden unter König Friedrich herrschen / Bei uns wird immer Glück und Überfluss sein [...].« (Übers. von Wollek [Anm. 35], S. 66)

81 Um das thüringische Kyffhäusergebirge ranken sich seit dem Mittelalter viele Legenden; einige, darunter die vom in den Berg entrückten, zauberschlafenden Kaiser Friedrich, der sowohl mit der heilsgeschichtlichen Vorstellung eines ›Friedenskaisers‹ verbunden als auch mit Friedrich I. Barbarossa (seit dem 16. Jahrhundert; davor dessen Enkel Friedrich II.) identifiziert wird, sind in Johann Gustav Büschings Sammlung von *Volks-Sagen, Märchen und Legenden* (Bd. 2, Leipzig 1812, S. 319–339) enthalten. Auch Jacob und Wilhelm Grimm nehmen den Stoff in ihre Sammlung *Deutscher Sagen* auf (Bd. 1, Berlin 1816, S. 29 f.). Vgl. auch den Überblick bei Elisabeth Frenzel: *Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*, 9., überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 1998, S. 237–241, wo weitere dichterische Verarbeitungen des Stoffs genannt werden, der vor allem in der »politische[n] Lyrik des 19. Jahrhunderts« (ebd., S. 238) beliebt ist.

82 Geibels Gedicht war Nietzsche in der zweibändigen Geibel-Biographie aus der Reihe *Moderne Klassiker* zugänglich (vgl. o. Verf.: Emanuel von Geibel, mit Portrait, 5., neu

Friedrich I. mit einem zahlreichen Hofstaat«, so die zeitgenössische Erstausgabe von Joseph Meyers *Conversations-Lexicon*, in den Kyffhäuser »verbannt seyn und tief im Schooße des Berges seiner Erlösung entgegen harren [...], u. zwar an einem steinernen Tische sitzend, durch den sein rother Bart gewachsen sey«. ⁸³ Schon als 13- oder 14-Jähriger hatte Nietzsche sich des Stoffes angenommen und ein vollständig erhaltenes Gedicht ausgestaltet, ⁸⁴ das noch deutlich näher an den Vorlagen Rückerts und Geibels liegt als das Fragment von 1861/62. ⁸⁵ Während die antiken Bezüge des zitierten Entwurfs und auch die martialische Drohung des lyrischen Wir, dass Friedrichs »weltbekannte Adler / Schreckliche Blitze gegen die Feinde schleudern« werden, ⁸⁶ auf die genannten Lektüren des jungen Nietzsche zurückgeführt werden können, bezeugt der stoffliche und motivische Synkretismus eine Experi-

bearbeitete Auflage, Leipzig 1859 [Moderne Klassiker, Bd. 4], S. 37–39), die sich in seiner persönlichen Bibliothek erhalten hat (vgl. Campioni [Anm. 3], S. 241) und schon – womöglich eine frühere Auflage adressierend – in der oben genannten, Elisabeth Nietzsche zugeschriebenen Bücherliste ihres Bruders vermerkt wird (vgl. Brobjer [Anm. 19], S. 318 und Abb. 2, Mp I 13, S. 50). Dass der junge Nietzsche Rückert kennt, beweist u. a. die Vertonung seines Gedichts *Aus der Jugendzeit ...*, die er 1863 als Bestandteil einer Liedersammlung *Rhapsodischer Dichtungen* an seinen mutmaßlichen Schwarm Anna Redtel verschickte (vgl. den Nachbericht zum Briefwechsel des jungen Nietzsche von Federico Gerratana und Renate Müller Buck unter Mitarbeit von Helga Anania-Hess in: Friedrich Nietzsche: Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Abt. I, Bd. 4, Berlin/New York 1993; hier S. 854).

83 O. Verf.: Kyffhäuser [Artikel], in: Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände, in Verbindung mit Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern hg. von J. Meyer, Bd. 19/1, Hildburghausen 1851, S. 661.

84 KGW I/1, S. 268 f.

85 Vgl. den entsprechenden Stellenkommentar in HKG 1, S. 465. Dass Nietzsches Barbarossa-Gedicht von 1858 »in seiner ersten Strophe Teile des Gedichtes ›Der Königssohn« [1815] von Ludwig Uhland« paraphrasieren, zeigt außerdem Hans Gerald Hödl: Der letzte Jünger des Philosophen Dionysos. Studien zur systematischen Bedeutung von Nietzsches Selbstthematisierungen im Kontext seiner Religionskritik, Berlin/New York 2009, S. 109 f., Anm. 274. – Zum Gedicht im Kontext seiner Vorlagen und unveröffentlichten Entwürfe im Manuskriptheft Mp I 22 vgl. auch Müller (Anm. 2).

86 Der Adler ist seit der Regierungszeit von Friedrich I. Wappentier und Symbol des Heiligen Römischen Reiches. Er kommt auch in Geibels Gedicht vor und vertreibt dort als Zeichen des »große[n] Morgen[s]« den »Rabenschwarm« (o. Verf. [Anm. 82], S. 38), der in der Sage den andauernden Schlaf des Kaisers anzeigt. Die kriegerische Note von Barbarossas Herrschaftsanspruch ist bei Geibel ebenfalls angelegt: »Und der Kaiser greift zum Schwerte, / Und die Ritter wachen auf, / [...] Barbarossa mit den Seinen / Steigt im Waffenschmuck empor. // Auf dem Helm trägt er die Krone / Und den Sieg in seiner Hand, / Schwerter blitzen, Harfen klingen, / Wo er schreitet durch das Land.« (Ebd., S. 38 f.)

mentierfreude Nietzsches, die auch die ›aphoristischen‹ Werke der 1880er Jahre auszeichnen.⁸⁷

Eine weitere Reihe von Epigrammen, die wohl als Schularbeit entstanden ist,⁸⁸ liegt von Anfang Oktober 1862 vor.⁸⁹ Die aus zwei bis drei elegischen Distichen bestehenden Texte orientieren sich an der ursprünglichen Funktion der Gattung als Auf- oder Inschriften von (Grab-)Denkmälern und sind je einer bekannten historischen oder mythischen Persönlichkeit aus der griechischen bzw. römischen Antike gewidmet,⁹⁰ die sie charakterisieren oder aus deren Leben sie anekdotisch bzw. szenisch erzählen: Solon, Augustus, Maecenas, Caligula, Julius Civilis,⁹¹ Andromache, Cassandra, Antigone, Livia und Cornelia. Entsprechend viele verschiedene Quellen kommen für die Gedichte infrage; Christian Wollek nennt allein Herodots *Historien*, Suetons *Vita Horati*, Tacitus' *Historien* und *Annalen*, Homers *Ilias*, Aischylos' *Agamemnon* und Sophokles' *Antigone*.⁹²

Ende Oktober 1862 setzte sich Nietzsche intensiver mit Horaz auseinander, namentlich mit dessen *Carmina*, wie aus einigen »Anmerkungen« über das »Erste[] Buch der Lieder / von Horaz« hervorgeht, die die Oden I, 1, I, 3; I, 23 und I, 26 behandeln.⁹³ Zur selben Zeit verfasst Nietzsche zwei

87 Zur ›aphoristischen‹ Denkform des erwachsenen Nietzsche vgl. Philipp Schwab: ›Rück- und vorsichtig lesen‹. Nietzsches ›aphoristische‹ Denkform, in: Nietzsches Literaturen, hg. von Ralph Häfner, Sebastian Kaufmann und Andreas Urs Sommer, Berlin / Boston 2019 (Nietzsche-Lektüren, Bd. 3), S. 49–82.

88 Vgl. Wollek (Anm. 35), S. 90 f.

89 KGW I/3, S. 15–17.

90 Zur Gattung des Epigramms vgl. Braak (Anm. 67), S. 193.

91 Caligula und Julius Civilis werden hier jeweils »Claudius« genannt (vgl. KGW I/3, S. 16). Das ist im Falle Caligulas schlicht falsch; Julius Civilis ist bis ins 19. Jahrhundert hinein jedoch tatsächlich als »Claudius Civilis« bekannt. So nennt die *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* ebenfalls »Claudius« als seinen gängigen Vornamen (und folgt damit Tacitus' *Historien*, bes. IV-V, in denen er nur einmal – I, 59 – Julius genannt wird), setzt in Parenthese aber erwägend hinzu: »richtiger vielleicht Julius« (Johann Christian Ludwig Haken: Civilis [Artikel], in: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und hg. von J. S. Ersch und J. G. Gruber, Bd. 17: Chiococca bis Claytonia, Leipzig 1828, S. 332–335; hier S. 332). Vgl. auch Rembrandts entsprechend betitelt Gemälde *Die Verschwörung des Claudius Civilis* (ca. 1660).

92 Vgl. Wollek (Anm. 35), S. 91–97. Für die genauen Stellen innerhalb der Sammlungen vgl. zudem Herodot: *Historien* I, 29; Tacitus: *Historien* IV-V, *Annalen* V, 1; Homer: *Ilias* VI, 405–409; Aischylos: *Agamemnon*, 1326–1330.

93 KGW I/3, S. 44–48; hier S. 44. – In Nietzsches persönlicher Bibliothek haben sich mehrere Horaz-Ausgaben erhalten (vgl. Campioni [Anm. 3], S. 307–312). Eine lateinische

eigene lateinische Oden, die Horaz in Form und Stil nachempfunden sind, thematisch jedoch eigene Wege gehen:⁹⁴ *Diffuso liquido nitet* ... orientiert sich noch hinsichtlich der Strophe und des wiederkehrenden Meer-Motivs an der Ode I, 3 (*Ad navem Virgilio Athenas profecturi*) und greift auch das Thema des »mächtige[n] Streben[s] der Menschheit nach dem Göttlichen« auf,⁹⁵ das die »Anmerkungen« darin verhandelt sehen. In Nietzsches Ode wird diese Konstellation jedoch eigenständig zugespitzt: Das ruhige, himmelsgleiche Meer sucht ein Sturm heim, der als Analogon für Neid und Missgunst der Menschen fungiert, die die göttliche Tugend gleich dem Meeresfrieden von der Erde vertreiben. Das menschliche Aufbegehren gegen die Götter, auf das Horaz' Ode die nicht enden wollenden Strafen Jupiters als scheinbar gerechtfertigte Reaktion folgen lässt, konkretisiert Nietzsches Text im endgültigen Verlust der »Virtute«.⁹⁶ Die zweite Ode, *Per aspera ad astra*,⁹⁷ folgt formal demselben Vorbild wie die erste, ist thematisch aber noch deutlich unabhängiger: In erbaulicher Absicht wird ein lyrisches Du auf die Leiden eines bewusst einsam sterbenden Löwen und des vergifteten, sich selbst verbrennenden Herakles aufmerksam gemacht, die beide letztlich ewigen Ruhm für ihre Qualen ernten, indem sie als Sternbild zum Himmel bzw. in den Olymp aufsteigen. Im Motiv des Aufstiegs der Helden- und Tugendhaften treffen sich beide Oden Nietzsches; es kommt zudem auch in Horaz' Ode III, 2 vor.⁹⁸ Der in der antiken Literatur vielfach bezeugte Herakles-Mythos wird innerhalb der horazischen *Carmina* dagegen nur einmal kurz erwähnt, nämlich in Ode III, 3 (*Ad Caesarem Augustum*), wo aber ebenfalls auf

Gesamtausgabe (vgl. Q. Horatii Flacci opera omnia, edidit Godofredus Stallbaum, editio stereotypa, Leipzig 1854) schafft Nietzsche ausweislich der Anmerkung »Nietzsche 1863« auf deren Schmutzblatt (Campioni [Anm. 3], S. 307) nicht lange nach der angesprochenen Lektüre an.

94 Vgl. jeweils die entsprechenden deutschen Übersetzungen und Kurzkommentare bei Wollek (Anm. 35), S. 113–119.

95 Zitat: KGW I/3, S. 47; Gedicht: ebd., S. 48–50.

96 Ebd., S. 50. Hierin sieht Wollek (Anm. 35), S. 117 eine Parallele zur »Ovidischen Astrea« (vgl. Anm. 79).

97 KGW I/3, S. 50 f.

98 Vgl. Horaz (Anm. 93), S. 52: »[V]irtus, recludens inmeritis mori / caelum, negata tentat iter via, / coetusque vulgaris et udam / spernit humum fugiente penna.« – »Ja, Tugend führt auf wenig betretener Bahn / Zum Himmel aufwärts, lohnend das Hochverdienst; / Doch niedern Schwarm, dunstfeuchte Tiefen / Flieht sie verachtend im Schwung des Fittigs.« (Übers. nach: Horaz' Sämtliche Werke, in metrischen Uebersetzungen, ausgewählt von Th. Obbarius, 3. Ausgabe, Bd. 1: Oden und Epoden, Paderborn 1872, S. 59; vgl. Campioni [Anm. 3], S. 307)

die Entrückung des Heros verwiesen wird.⁹⁹ Eine ausführliche Schilderung von Herakles' Tod und seinem Aufstieg zum Olymp konnte Nietzsche bei Ovid finden.¹⁰⁰ Angesprochen wird dieses Schicksal auch in der *Odyssee*.¹⁰¹ Dass Nietzsche zudem Sophokles' *Trachinierinnen* bekannt waren, die denselben Stoff behandeln, zeigt seine deutsche Übersetzung des finalen Monologs des sterbenden Herakles,¹⁰² die 1863 entsteht und das Korpus der antikisierenden Jugendgedichte Nietzsches, wie es sich der Edition der *Kritischen Gesamtausgabe* entnehmen lässt, abschließt.

Ab Mitte der 1860er Jahre, als Pfortenser Abiturient und Student in Bonn und Leipzig, lebt Nietzsche sein Interesse für die griechische und römische Antike hernach nicht mehr als Dichter, sondern auf wissenschaftlicher Grundlage, als angehender klassischer Philologe aus. Erst um 1880, als Nietzsche seine Basler Professur für Altphilologie krankheitsbedingt bereits niedergelegt hatte, als freier Philosoph durch Europa reiste und sich wieder vermehrt als Lyriker betätigte, finden sich erneut auch antikisierende Formen und Inhalte in seiner Lyrik – etwa in dem Theokrit gewidmeten *Lied eines Ziegenhirten* aus dem 1882 in Ernst Schmeitzners *Internationaler Monatschrift* veröffentlichten Zyklus der *Idyllen aus Messina*,¹⁰³ dessen generischer Titel ebenfalls auf die antike griechische Dichtung verweist.

99 Vgl. Horaz (Anm. 93), S. 53: »[H]ac arte Pollux et vagus Hercules / enisus arcis attigit igneas« – »Darauf gestützt schwang Pollux und Hercules, / Der irre, auf zu leuchtenden Burgen sich« (Horaz [Anm. 98], S. 60). – Wollek (Anm. 35), S. 119 weist darüber hinaus auf ein indirektes Zitat aus der Ode I, 11 hin: »Sed quaeras tibi quem di dederint locum« (KGW I/3, S. 51) – »Sondern damit du suchst den Ort, den die Götter dir gaben« (Übers. von Wollek [Anm. 35], S. 115). Dies verweise auf »Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi, quem tibi / finem di dederint [...]« (Horaz [Anm. 93], S. 10) – »Du kundschaftete nicht aus – keiner erspät's – was für ein Ende mir / Und [...] dir Götter ersah'n« (Horaz [Anm. 98], S. 13). – Zum Herakles-Mythos gehört auch das Erlegen des Nemeischen Löwen als erste der berühmten zwölf Aufgaben (Dodekathlos), die Herakles von Eurystheus gestellt bekommt (so in Hesiods *Theogonie*, 327–332 oder in Sophokles' *Trachinierinnen*, 109 f.). Darauf weist möglicherweise der sterbende Löwe in Nietzsches Gedicht hin, zumal der Nemeische Löwe auch zum Ursprung des entsprechenden Sternbilds erklärt wurde (prominent in Hyginus' *De astronomia* II, 24).

100 Ovid: *Metamorphosen* IX, 1–272.

101 Homer: *Odyssee* XI, 601–604.

102 Sophokles: *Trachinierinnen* 1046–1111. Vgl. KGW I/3, S. 122–125.

103 KGW V/2, S. 5 f. Vgl. hierzu Sebastian Kaufmann: Kommentar zu Nietzsches *Idyllen aus Messina*, in: Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken, hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 3/1, Berlin/Boston 2015, S. 457–543; bes. S. 517–521. Vgl. außerdem Thomas Forrer: Philologische Dichtung. Friedrich Nietzsches *Lied eines theokritischen Ziegenhirten*, in: Nietzsche

4 Fazit

Die Lektüren des jungen Nietzsche sind bei der Betrachtung seines Nachlasses aus den 1850er und '60er Jahren, wie anhand des Rundgangs durch seine antikisierenden Jugendgedichte deutlich geworden ist, von wesentlicher Bedeutung. Ihre Kenntnis ermöglicht es, nicht nur textgenetische Zusammenhänge präziser rekonstruieren, sondern, in engem Zusammenhang damit, auch Nietzsches Autorgenese besser nachvollziehen zu können. Aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive erhellt die Beschäftigung mit Nietzsches ideeller Bibliothek, dem Konglomerat von ihm besessener und/oder gelesener Schriften, zudem paradigmatisch die kulturelle Sozialisation eines Gymnasiasten um 1850, der zum einen zwar dem gebildeten protestantisch-pietistischen Milieu entstammt, durch Verwandte, Freunde und Schule zum anderen aber auch intensive Kontakte ins liberale akademische Milieu unterhielt – eine sozial- wie kulturgeschichtlich interessante Gemengelage, die in den verschiedenartigen Aufzeichnungen des Schülers und Studenten produktiv geworden ist.

Nicht zuletzt für die aufstrebende Erforschung von Autorenbibliotheken bildet der Fall des jungen Nietzsche vor dem skizzierten Hintergrund eine vielversprechende Anschlussmöglichkeit: Ging es im vorliegenden Beitrag zunächst darum, die in der gegenwärtigen Nietzscheforschung bereits aktiv betriebene Untersuchung der Bibliothek und Lektüren des erwachsenen Nietzsche um den bislang wenig beachteten Nachlass des Heranwachsenden zu erweitern, können hiervon ausgehend weitere Themenkreise wie beispielsweise Nietzsches Lektüren romantischer Autoren betrachtet, textgenetische und kontextualisierende Einzeltextanalysen durchgeführt oder eklatante Parallelen zum Werk und Nachlass des Erwachsenen, etwa zu dessen lyrischer *Kolumbus-Imitatio*,¹⁰⁴ aufgezeigt werden.

als Dichter. Lyrik – Poetologie – Rezeption, hg. von Katharina Grätz und Sebastian Kaufmann, unter redaktioneller Mitarbeit von Armin Thomas Müller und Milan Wenner, Berlin/Boston 2017, S. 153–177.

104 Vgl. das Jugendgedicht *Colombo* von 1858 (KGW I/1, S. 273 f.) in Kontrast zum Kolumbus-Gedicht *Nach neuen Meeren* aus dem lyrischen Anhang zur Neuausgabe der *Fröhlichen Wissenschaft* von 1887 (KGW V/2, S. 333) und dessen nachgelassenen Entwürfen und Varianten, die noch aus der ersten Hälfte der 1880er Jahre stammen (KGW VII/1, S. 8, 30 u. 108; KSB 6, S. 271; KGW VII/3, S. 36).

Jane O. Newman

»Von hier an ganz umzuschreiben«

Spuren des Existentialismus in Auerbachs Büchern

Marginalien und der Ursprung des auktorialen Selbst

H. J. Jackson zufolge bezeichneten »Marginalien« traditionellerweise handgeschriebene Ergänzungen zu Werken, die ursprünglich von *jemand anderem* verfasst waren.¹ In Zeiten des Buchdrucks wird diese Spaltung des ursprünglichen auktorialen Selbst von einem späteren, lesenden und anmerkenden Anderen reproduziert, wenn sich Wissenschaftler wie Katherine Acheson sowohl auf die Verzweigungen von »genres (the printed work and the annotation)« als auch auf die Unterschiede zwischen den angeblich konkurrierenden »technologies of representation (print and handwriting)« beziehen.² In solchen Darstellungen sind das schreibende Selbst und seine Modi der Selbstrepräsentation auseinanderdividiert: Während davon ausgegangen wird, dass das auktoriale Selbst mehr oder weniger permanent ist und, sobald es im Druck festgehalten ist, immer dasselbe bleibt, wird das anmerkende Selbst als ein viel reichhaltigerer Meinungsproduzent gedacht, der sich ständig weiterentwickelt. Obgleich er sich nicht spezifisch auf die Welt der Anmerkungen bezieht, könnte sich doch Paul Ricœurs berühmte Definition der »*Idem*-Identität«, die sich durch eine gewisse »Beständigkeit in der Zeit« auszeichnet,³ hier in Bezug auf das auktoriale Selbst als nützlich erweisen, gerade dann nämlich, wenn es als mehr oder weniger im Text »gefangen« gedacht wird. Das lesende und anmerkende Selbst wäre dann mit Ricœurs »*Iipse*-Identität« in Verbindung zu setzen, die einer geschichteten Geschichte angehört und über die Zeit hinweg beweglich ist.⁴

1 H. J. Jackson: *Marginalia and Authorship*, in: Oxford Handbooks Online. <http://www.oxfordhandbooks.com/view/10.1093/oxfordhb/9780199935338.001.0001/oxfordhb-9780199935338-e-149> (Zugriff am 4. 4. 2019); hier S. 9.

2 Vgl. Katherine Acheson: *Introduction: Marginalia, Reading, and Writing*, in: *Early Modern English Marginalia*, hg. von ders., New York und London 2019, S. 1–12. Seit Martin Lowry: *The World of Aldus Manutius: Business and Scholarship in Renaissance Venice*, Ithaca 1979, wissen wir selbstverständlich, dass diese Unterscheidung niemals derartig strikt war.

3 Paul Ricœur: *Das Selbst als ein Anderer*, München 1996, S. 11.

4 Ebd.

Die Dyade der *Idem*- und *Ipse*-Identität kann in Hinblick auf Kommentatoren hilfreich sein, die die Werke anderer lesen und mit Anmerkungen versehen. Dies lässt sich jedoch auf Selbst-Kommentatoren wie Erich Auerbach (1892–1957), der im Zentrum des vorliegenden Essays steht, allzu streng genommen nicht übertragen. In diesem Sinne ist Michel de Montaigne, über den Auerbach vielfach geschrieben hat, wohl einer von Auerbachs namhaftesten Vorfahren.⁵ Montaigne hat sich in einer erstaunlichen Reihe von Anmerkungen an den Rändern seines eigenen Exemplars der *Essais*,⁶ der sogenannten Bordeaux-Ausgabe, bekanntlich selbst kommentiert. Er behauptet dabei, es sei sein Vorhaben, »auf Dauer über sich Buch zu führen«, da seine »Meinungen« sich aus seinem Kontakt mit den Texten ebenjener Autoren ergäben, die er in seinem Buch »abzutasten« und »zu zwicken« pflegte.⁷ Montaignes Randbemerkungen verraten dennoch seine Absicht, sich selbst durch seine Lektüre im selben Maße wie auch die anderen Autoren »zu zwicken«. Auerbachs Selbstkommentare sind ebenfalls auf nur eine einzelne Person hin ausgerichtet, da er, wie Stephen Nichols darlegt, sein eigenes Werk im Verlauf seines Lebens immer wieder aufs Neue gelesen hat.⁸ Dies wird an keiner Stelle so deutlich wie in den Randbemerkungen in seinem Buch über das klassische Theater Frankreichs, *Das französische Publikum des siebzehnten Jahrhunderts*.⁹

Im Folgenden gehe ich zuerst auf eine Auswahl von Büchern ein, die Auerbach in der Entstehungszeit von *Französisches Publikum* umgeben haben, also in den Jahren, in denen er in Marburg lehrte. Anschließend untersuche ich die Anmerkungen in seinem eigenen Exemplar dieses Buches, die mit den Worten einsetzen: »Von hier an ganz umzuschreiben« (und aus denen sich

5 Erich Auerbach: Der Schriftsteller Montaigne (1932), in: ders.: Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie, Bern und München 1967, S. 84–95, sowie *L'humaine condition*, in: ders.: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Tübingen, Basel 1946, S. 271–296.

6 Zum Bordeaux-Exemplar vgl. Donald M. Frame: Note on the Translation, in: *The Complete Essays of Montaigne*, hg. und übers. von Donald M. Frame, Stanford 1958, S. xv–xviii; hier S. xv.

7 Michel Montaigne: *Essais*, erste moderne Gesamtübers. von Hans Stilett, Frankfurt a. M. 1998, S. 330.

8 Stephen G. Nichols: Philology in Auerbach's Drama of (Literary) History, in: *Literary History and the Challenge of Philology. The Legacy of Erich Auerbach*, hg. von Seth Lerer, Stanford 1996, S. 63–91; hier S. 64.

9 Erich Auerbach: *Das französische Publikum des siebzehnten Jahrhunderts*, München 1933.

damit der Titel dieses Aufsatzes ergibt).¹⁰ Ich lese dies als einen Beleg für ein sich entwickelndes, vielleicht gar selbst-korrigierendes, jedoch niemals selbst-aufhebendes oder -löschendes auktoriales Selbst. Die Frage, ob zum Beispiel der spätere Auerbach von »Mimesis« (1946) derselbe – »idem« – Auerbach war wie derjenige der früheren Marburger Jahre, oder ob er ein mobilerer »ipse«-Auerbach war, der sich zwar entwickelt hat, dessen späteres Werk jedoch Spuren dieser früheren Zeiten enthält, zu beantworten, bleibt dabei ein Desideratum.¹¹

Auerbachs Bücher

Eine Annäherung an die Frage, wie Auerbachs Werk in Hinblick auf die Forschungsinteressen der Buchgeschichte und Marginalienforschung zu lesen sei, ist seines rastlosen Lebens wegen äußerst vielversprechend. Er war ständig auf Wanderschaft – sowohl freiwillig als auch unfreiwillig –, besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens. 1929 zum Beispiel verließ er seine Heimatstadt Berlin, wo er in der Preussischen Staatsbibliothek sechs Jahre lang als Bibliothekar gearbeitet hatte, um ins vergleichsweise provinziellere Marburg zu ziehen. Dort lehrte er bis 1935, bevor er als deutscher Jude aus seiner akademischen Anstellung entlassen wurde.¹² Er floh daraufhin aus Deutschland, zuerst nach Istanbul, wo er, neben Hunderten anderen geflüchteten Akademikern deutsch-jüdischer Abstammung, elf Jahre verbrachte und den Kanon »westlicher« Literatur unter schwierigen Bedingungen lehrte.¹³ Nach dem Krieg begann sein zweites Exil, diesmal in den USA. Zuerst hatte er eine befristete Stelle an der Pennsylvania State

10 Siehe Auerbach: Das französische Publikum des siebzehnten Jahrhunderts (Anm. 9), S. 46, im Marbacher Exemplar dieses Buches.

11 Die Untersuchung dieser Frage ist Gegenstand meines Buchprojekts *Auerbach's Worlds: Mimesis between History and Theology*.

12 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: Intensität der Provinz. Die Marburger Geisteswissenschaften im Sommersemester 1926, in: *Die Marburger Geisteswissenschaften 1926 und 2009. Reden zur Feier der Ehrenpromotion von Hans Ulrich Gumbrecht*. Marburg, 15. Januar 2009, hg. von Sonja Fielitz und Arbogast Schmitt, Heidelberg 2009, S. 29–41; hier S. 29.

13 Vgl. Horst Widmann: *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in die Türkei nach 1933*, Bern 1973; Kemal Bozay: *Exil Türkei. Ein Forschungsbeitrag zur deutschsprachigen Emigration in die Türkei 1933–1945*, Münster 2001; Kader Konuk: *East West Mimesis. Auerbach in Turkey*, Stanford 2010.

University inne, um dann, nach einem Jahr am Institute for Advanced Study in Princeton, eine Anstellung in Yale anzutreten, wo er von 1950 bis zu seinem frühen Tode im Jahr 1957 lehrte.

Die Umstände dieser komplexen und beizeiten gefährlichen Odyssee mögen die Vorstellung erwecken, dass es Auerbach unmöglich war, seine Bücher – während der ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts die Werkzeuge und »Zeugen« seiner philologischen Ausbildung und Karriere in Deutschland – zu behalten, während er durch die Welt zog.¹⁴ Diese Annahme wurde lange Zeit durch seine eigene pathosbeladene Beschreibung am Ende seines berühmten Werkes *Mimesis. Die Darstellung der Wirklichkeit in der abendländischen Literatur* (1946) gestützt, da er dort auf die angeblich schwierigen Bedingungen eingeht, unter denen dieses Buch während des Krieges entstanden sei, und behauptet, es habe in Istanbul keine angemessene »Fachbibliothek«¹⁵ gegeben. Das Bild, das Edward Said später vom einsamen und melancholischen Auerbach an den Ufern des Bosphorus zeichnen sollte, »fern von seine[m] [...] Forschungsmaterial« und dem dadurch repräsentierten intellektuellen Umfeld, verstärkte diese Wahrnehmung nur.¹⁶ Kader Konuks überaus fundierte Studie *East West Mimesis* (2010) hat mittlerweile mit dieser Vorstellung von Auerbachs bücherlosem Exil in der Türkei aufgeräumt. Sie weist nach, dass Istanbul wissenschaftliche Bibliotheken und Buchläden in Wirklichkeit von europäischen Büchern überflutet waren, von denen ironischerweise viele aus dem enteigneten Besitz ebener Schicht von deutsch-jüdischen Wissenschaftlern stammten, zu der auch Auerbach zählte.¹⁷ Konuk zufolge hatte Auerbach bei seiner Abreise aus Deutschland außerdem etwa 60 Kartons seiner eigenen Bücher, zusammen mit einigen Möbelstücken, nach Istanbul ausgeschifft.¹⁸

Ausgehend von den Publikationsdaten lässt sich darauf schließen, dass Auerbach viele dieser nach Istanbul verschickten Bücher auch nach seinem Umzug in die USA im Jahre 1947 noch bei sich hatte, da sie im 83-seitigen

14 Zu Texten als Zeugen der kollektiven mentalen Welt vgl. Lucien Febvre: *The Problem of Unbelief in the Sixteenth Century. The Religion of Rabelais* (1942), übers. von Beatrice Gottlieb, Cambridge, London 1982, S. 8.

15 Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur* (1946), Tübingen, Basel 2001, S. 518.

16 Vgl. Edward Said: *Weltzugewandte Kritik*, in: ders.: *Die Welt, der Text und der Kritiker*, aus dem Englischen von Brigitte Flickinger, Frankfurt a.M. 1997, S. 7–46; hier S. 17.

17 Konuk (Anm. 13), S. 138–143.

18 Ebd., S. 51.

Bestandsbericht aufgeführt sind, den Marie Auerbach von der privaten Bibliothek ihres Mannes nach seinem Tod in Wallingford, Connecticut im Jahr 1957 angefertigt hat.¹⁹ Wann genau diese Bücher erworben wurden, bleibt selbstverständlich ungewiss. Es ist zum Beispiel bekannt, dass Auerbach nach dem Krieg mehrmals von den USA nach Deutschland gereist ist, wo er einige Bände in Antiquariaten hat kaufen können.²⁰ Trotzdem dürfte es, wie ich weiter unten ausführe, auch zu dieser Zeit nicht ganz einfach gewesen sein, manche dieser Bücher in Deutschland zu finden, da sie entweder von jüdischen Wissenschaftlern verfasst waren oder von solchen Kollegen, deren Widerstand gegen Hitler wohlbekannt war. Hätten diese Bücher Deutschland nicht in den Koffern und Umzugskisten ebenjener Flüchtlingsgeneration verlassen, zu der auch Auerbach gehörte, hätten sie das nationalsozialistische Regime gar nicht überlebt.

Die Bücher, die Auerbach bei seinem Umzug von Deutschland in die Türkei und von dort in die USA bei sich führte, zeigen, dass er ein ganz anderer Mann war als der Auerbach, der bis heute so viel wissenschaftliche Aufmerksamkeit – und Missachtung – in sich gebündelt haben. Dieser Auerbach war weder ein intellektueller Mandarin und eurozentristischer Wissenschaftler, der sich ausschließlich mit dem Kanon westlicher Texte beschäftigte, um sie minutiösen *close readings* zu unterziehen, noch war er ein kosmopolitischer Flüchtling mit einem profunden »exilischen« Bewusstsein, das sich auf seine Zeit in der Türkei zurückführen ließe.²¹ Er war nicht einmal das selbst-

19 Vgl. Erich Auerbach Collection, in: Global Archives: https://www.global-archives.de/fileadmin/redakteure/user_upload/Auerbach_Shelflist_1960.pdf (Zugriff am 4.4.2019).^s Siehe auch Sonja Arnold: Die Bibliothek Erich Auerbachs im Deutschen Literaturarchiv Marbach, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien 51/52, 2017, S. 158–62, bei der sich eine Beschreibung dieses Transfers von 616 Bänden nach Marbach findet. Mein Dank geht an Johannes Gindele, Julia Maas, Caroline Jessen und Ulrich von Bülow vom Deutschen Literaturarchiv Marbach für ihre Hilfe bei der Einsicht einiger dieser Texte.

20 Rudolf Bultmann erwähnt in einem kurz nach Auerbachs Tod verfassten Brief an Marie Auerbach die Besuche ihres verstorbenen Ehemanns in Deutschland nach dem Krieg. Den Brief zitiert Martin Vialon: Erich Auerbach und Rudolf Bultmann. Probleme abendländischer Geschichtsdeutung, in: Marburger Hermeneutik zwischen Tradition und Krise, hg. von Matthias Bormuth und Ulrich von Bülow, Göttingen 2008, S. 176–206; hier S. 178.

21 Vgl. Carl Landauer: Auerbach's Performance and the American Academy, or How New Haven Stole the Idea of Mimesis, in: Literary History and the Challenge of Philology. The Legacy of Erich Auerbach, hg. von Seth Lerer, Stanford 1996, S. 179–94 sowie Emily Apter: *Global Translatio*. The »Invention« of Comparative Literature, Istanbul, 1933, in: Critical Inquiry 29, 2003, S. 253–281. Diese Version von Auerbach sowie seine Fähigkeit,

bewusst jüdische Auerbach-Selbst, das, zuerst von Richards identifiziert, seit Kurzem ein Fokus der Forschung ist.²² Stattdessen war der Auerbach, auf den die Bücher hinweisen, ein Wissenschaftler, der mit den theologisch-philosophischen Debatten des frühen 20. Jahrhunderts, die Peter Gordon als Teil der christlich-existentialistischen Tradition versteht,²³ vertraut war und ein tiefes Interesse für sie hegte. Es ist anzunehmen, dass er mit diesen Debatten erstmals nach seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Romanische Philologie an der lutherischen Universität Marburg in Berührung gekommen ist, wenn nicht sogar früher.

Existentialismus, in welcher Ausformung auch immer, ist nicht unbedingt die philosophische Schule, mit der man Auerbach als Erstes in Verbindung bringt. Dies ist überraschend, da sich Auerbach in seinem bekanntesten Werk *Mimesis* wiederholt auf einen sein Buch beseelenden »existentiellen Realismus« beruft,²⁴ womit sein Forschungsinteresse explizit auf diese frühen Jahre zurückdatiert werden kann. In seinen *Epilegomena zu Mimesis* zum Beispiel, die 1954 in der Zeitschrift *Romanische Forschungen* veröffentlicht wurden, führt Auerbach die These seines Buchs aus dem Jahre 1946 auf seine Lektüren vor »siebzehn Jahren« – also um 1937 – zurück.²⁵ Auerbach schreibt, »Mimesis« sei als ein Werk über den »existentiellen Realismus« gedacht gewesen, obwohl er »[sich] scheute, diesen allzu zeitgenössischen Ausdruck für Phänomene der entfernten Vergangenheit zu gebrauchen.«²⁶ Diese Behauptung ist jedoch nicht ganz aufrichtig, da Auerbach sein noch weiter zurückreichendes Interesse an »zeitgenössischem« Existentialismus bereits in einem Essay aus demselben Jahr, *Über die ernste*

über die westlichen Paradigmen seiner philologischen Ausbildung hinauszugehen, wurde seitdem angezweifelt, siehe dazu Aamir R. Mufti: *Forget English! Orientalisms and World Literatures*, Cambridge 2016 sowie V. N. Yashin: *Euro(tro)pology. Philology, World Literature, and the Legacy of Erich Auerbach*, in: *The Yearbook of Comparative Literature* 57, 2011, S. 269–90.

22 Vgl. Earl Jeffrey Richards: Erich Auerbach's »Mimesis« as a Meditation on the Shoah, in: *German Politics and Society* 59, 19/2, 2001, S. 62–91; James I. Porter: Erich Auerbach and the Judaizing of Philology, in: *Critical Inquiry* 35, 2008, S. 115–147, und ders.: Erich Auerbach's Political Philology, in: *Critical Inquiry* 45, Herbst 2018, S. 29–46.

23 Peter Gordon: *Weimar Theology. From Historicism to Crisis*, in: *Weimar Thought. A Contested Legacy*, hg. von Peter E. Gordon und John P. McCormick, Princeton 2013, S. 150–178; bes. S. 157–166.

24 Erich Auerbach: *Epilegomena zu Mimesis*, in: *Romanische Forschungen* 65, 1954, S. 1–18; hier S. 2.

25 Ebd., S. 4.

26 Ebd.

Nachahmung des Alltäglichen, explizit zugegeben hatte.²⁷ Den Existentialismus erwähnt er auch 1951 im *Vorwort* zu seinen *Vier Untersuchungen zur Geschichte der französischen Bildung*, wo er sich auf die letzten Seiten seines weiter oben erwähnten, noch früheren Buchs über den französischen Klassizismus, die er als »existenzphilosophisch«²⁸ bezeichnet, bezieht. Obwohl Auerbachs *Französisches Publikum* erst im Schicksalsjahr 1933 veröffentlicht wurde, ist es mehr als wahrscheinlich, dass es etwas früher fertiggestellt wurde.²⁹ Die Publikationsdaten dieser Texte fallen ungefähr mit Auerbachs Zeit in Marburg zusammen, wo er mit ebenjener existentiellen Philosophie in Berührung gekommen sein dürfte, mit der er sein Werk in Verbindung setzt. Mehrere Bände auf Marie Auerbachs Liste lassen darauf schließen, dass er das Denken seiner Marburger Kollegen weiterhin für wichtig erachtete, gerade weil er ihre Bücher sein Leben lang mit sich führte.

So behielt Auerbach auf seiner Wanderschaft zum Beispiel fünf Texte von Martin Heidegger bei sich. Auerbach war der Fakultät für Romanische Philologie 1929 beigetreten, nur zwei Jahre nach der Publikation von Heideggers epochemachendem Buch *Sein und Zeit*, das er besaß.³⁰ Obwohl Heidegger ein Jahr vor Auerbachs Ankunft eine Stelle an der Universität Freiburg angenommen hatte, hatte er davor fünf Jahre lang in Marburg gelehrt. Heideggerianisches Gedankengut war dort weiterhin ungemein einflussreich, besonders unter Religionshistorikern und Theologen, wie Rohls zeigt.³¹ Zu den von Heidegger verfassten Büchern in Auerbachs Besitz zählte außerdem *Was ist Metaphysik?*³² Interessanterweise besaß er ebenfalls Bücher, die erst nach dem Bekenntnis des Autors zum Nationalsozialismus

27 Erich Auerbach: Über die ernste Nachahmung des Alltäglichen (1937), in: Erich Auerbach. Geschichte und Aktualität eines europäischen Philologen, hg. von Martin Tremml und Karlheinz Barck, Berlin 2007, S. 439–465; hier S. 448.

28 Erich Auerbach: Vier Untersuchungen zur Geschichte der französischen Bildung, Bern 1951, S. 7–11; hier S. 7. Auerbach scheint sich hier von dieser Position zu distanzieren. Zur ursprünglichen Datierung dieser Zurückhaltung, siehe weiter unten.

29 Werner Krauss schrieb bereits am 30. 9. 1930 an Auerbach, dass er den »methodische[n] Ansatz« dieses Buchs befürworte, was darauf schließen lässt, dass er das Manuskript zu dieser Zeit bereits gelesen hatte. Horst F. Müller zitiert diesen Brief im Kommentar zur Edition von Krauss' Werken, in: Spanische, italienische und französische Literatur im Zeitalter des Absolutismus, hg. von Peter Jehle. Berlin, New York 1997, S. 611.

30 Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Halle/Saale 1927.

31 Jan Rohls: Rudolf Bultmanns frühe Marburger Theologie, in: Die Philipps-Universität Marburg zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, hg. von Gunter Hollenberg und Aloys Schwersmann, Kassel 2006, S. 63–83.

32 Martin Heidegger: *Was ist Metaphysik?* Bonn, 1930.

erschienen sind.³³ Demnach verfolgte Auerbach Heideggers Werk und Karriere noch während und nach der NS-Zeit. Dies ist vielleicht gerade deshalb wenig überraschend, da Auerbach, wie er in einem späteren Brief an den Philosophen Karl Löwith aus dem Jahr 1953 feststellt, Heidegger für »ein[en] grossartige[n] Mann« gehalten habe – und hinzufügt, dass er trotzdem »froh« sei, damals nicht in Heideggers Hände gefallen zu sein.³⁴

Um zu erfassen, welcher Version von Heideggers Denken Auerbach in Marburg begegnet ist, liefert das Werk christlicher Existentialisten, wie der Philosoph Gerhard Krüger (1902–72) einerseits und der lutherische Theologe Rudolf Bultmann (1884–1976) andererseits, wichtige Anhaltspunkte. Eine »existenzphilosophisch fundierte Theologie des Worts Gottes« war Teil von Bultmanns phänomenologischer Hermeneutik.³⁵ Deren Entwicklung wird auf die Zeit nach Bultmanns Ankunft in Marburg im Jahr 1921 datiert sowie auch auf die Zeit nach seinem ersten Kontakt mit Heidegger, der zwei Jahre später dort eintraf. Heute wird davon ausgegangen, dass sowohl Krüger als auch Bultmann nicht nur von Heidegger beeinflusst wurden, sondern dass Heideggers Denken in den Folgejahren ebenso von ihnen geprägt wurde.³⁶ So ist anzunehmen, dass ihre Ideen auch ihrem neuen Kollegen (und baldigem Freund) aus der Romanischen Philologie, nämlich Auerbach, von Interesse waren. Auerbach bemerkt in einem Brief an Paul Binswanger aus dem Jahr 1930, dass ihn seine Kollegen aus der Theologie besonders herzlich in Marburg aufgenommen hätten.³⁷ Offensichtlich war Auerbach für die existentialistisch aufgeladene Rede dieser Männer empfänglich. Krügers philosophische Spuren durchziehen Auerbachs *Französisches Publikum* (1933), insbesondere auf den letzten Seiten, auf die ich unten zurückkomme. Marie

33 Dazu gehören Heideggers *Die Selbstbehauptung der Deutschen Universität* (Breslau 1933) und *Hölderlin und das Wesen der Dichtung* (München 1937) sowie die viel spätere *Holzwege* (Frankfurt a. M. 1950).

34 Erich Auerbach an Karl Löwith, 26. 5. 1953, zitiert nach Matthias Bormuth: *Menschenkunde zwischen Menschen – Auerbach und Löwith*, in: Tremml, Barck (Anm. 27), S. 82–104; hier S. 85. Dies scheint ein Sinneswandel bei Auerbach gewesen zu sein, da er Heidegger in einem Brief an Martin Hellweg einige Jahre zuvor »ein[en] furchtbare[n] Kerl« nannte, der nichtsdestotrotz zumindest »Substanz« hatte. Siehe diesen Brief bei Martin Vialon: *Erich Auerbachs Briefe an Martin Hellweg (1939–1950)*, Edition und historisch-philologischer Kommentar, Tübingen, Basel 1997, S. 77–79; hier S. 79.

35 Vgl. Rohls (Anm. 31), S. 64–65.

36 Ebd., S. 82–83, und sein Resumé dort von Löwith.

37 Auerbach an Binswanger am 3. 3. 1930, in: Erich Auerbach: *Briefe an Paul Binswanger und Fritz Schalk*, Teil I, hg. von Isolde Burr und Hans Rothe, in: *Romanistisches Jahrbuch* 60, 2010, S. 145–90; hier S. 164.

Auerbachs Bestandsliste verzeichnet, dass Krügers Ausgabe der Werke von Leibniz, *Die Hauptwerke* (1933) beim Tod ihres Ehemannes auf seinem Bücherregal stand.

Auch wenn Krügers Werk für die Entstehung von Auerbachs *Französisches Publikum* überaus wichtig war, ist dennoch die dialektisch-theologische Ausprägung der existentiellen Typologie, die auf Auerbachs Lehrer Bultmann zurückgeht, in ihrer Bedeutung nicht zu überschätzen. So bemerkt Auerbach zum Beispiel in den *Epilegomena* von 1954, dass er sich über zwanzig Jahre mit Bultmann im Gespräch befand und dass ihm sein Kollege auf bedeutende Weise mit dem Entwurf seines berühmten Essays *Figura* geholfen habe, der 1938 veröffentlicht wurde und mit dessen Vorarbeiten er offensichtlich bereits in Marburg begonnen hatte.³⁸ Bei seinen Gifford-Vorlesungen im Jahr 1955 gibt Bultmann an, dass Auerbachs Auseinandersetzung mit dem literarischen Realismus in *Mimesis* (1946) von den Belangen des christlichen Existentialismus geprägt sei, mit dem höchstwahrscheinlich er Auerbach in Marburg überhaupt erst bekannt gemacht habe.³⁹ Marie Auerbachs Liste zeigt, dass Auerbach Bultmanns äußerst wichtigen Text über die synoptischen Evangelien, *Die Geschichte der synoptischen Tradition* (im Original erschienen in Göttingen, 1921), besaß, wenn auch in der dritten Ausgabe aus dem Jahr 1957.⁴⁰ Ob Auerbach diesen Bultmann-Text einst in einer früheren Edition besessen hat oder nicht, ist nicht bekannt. Es ist jedoch geradezu unvorstellbar, dass er diesen Text und das Wissen seines berühmten Autors für die Arbeit über das synoptische Markusevangelium, die später die Grundlage des zweiten Kapitels von *Mimesis* bilden sollte, nicht herangezogen haben soll. Dies gilt vor allem für das Kapitel, das sich mit der Verleugnung des Petrus beschäftigt, da Bultmann in den 1920er und 1930er Jahren wiederholt über die Verleugnung geschrieben hat, sowohl in einem 1919/20 veröffentlichten Essay als auch in seiner *Geschichte der synoptischen Tradition*, die sich spezifisch mit Markus auseinandersetzt und in Auerbachs Besitz war.⁴¹

38 Auerbach (Anm. 24), S. 10, Fußnote 13. Hinsichtlich des Entstehungszeitraums von *Figura* siehe z. B. die erste Fußnote dort, die sich auf eine Unterhaltung mit Paul Friedländer zu beziehen scheint. Der deutsch-jüdische Altphilologe Paul Friedländer lehrte nur bis 1932 in Marburg.

39 Rudolf Bultmann: *The Presence of Eternity. History and Eschatology, The Gifford Lectures, 1955*, New York 1957, S. 117; 133; 31; 106; 108. Zu Auerbach und Bultmann siehe Vialon: *Erich Auerbach und Rudolf Bultmann* (Anm. 20).

40 Rudolf Bultmann: *Die Geschichte der synoptischen Tradition*, Göttingen 1921.

41 Vgl. Bultmanns früheren Essay in der *Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft*, *Die Frage nach dem messianischen Bewusstsein Jesu und das Petrus-*

Um Auerbachs Interesse an lutherisch-existentialistischen Fragestellungen zu verstehen, ist der Blick auf Auerbachs Kontakt mit Debatten des deutschen Protestantismus vor seiner Marburger Zeit zu richten. So ist zum Beispiel Marie Auerbachs Liste zu entnehmen, dass die *Gesammelten Schriften* von Ernst Troeltsch, dem prominentesten lutherischen Religionshistoriker und der grauen Eminenz des liberalen Protestantismus, im Besitz ihres Ehemannes waren.⁴² Auerbach hat in Berlin bei Troeltsch studiert. Doch besaß er auch einige der späteren und durchaus revisionistischen protestantischen Texte wie etwa den äußerst riskanten Beitrag *Theologische Existenz heute!* von 1934, in dem der berühmte evangelisch-reformierte Schweizer Prediger und Theologe Karl Barth (1886–1968) die lutherischen Nazis und die sogenannten »Deutschen Christen« direkt angeht und scharf kritisiert.⁴³ Barth wurde 1935 aus seiner Anstellung in Bonn entlassen und kehrte in seine Schweizer Heimat zurück, wo er weiterhin gegen Hitler anscrieb. Es dürfte danach schwierig gewesen sein, seine Bücher irgendwo in Deutschland zu finden außer in den NS-Archiven. Daraus lässt sich schließen, dass Auerbach diesen Text bald nach seiner Veröffentlichung erworben haben muss. Darüber hinaus sind auf Marie Auerbachs Liste weitere Werke explizit existentialistischer Protestanten verzeichnet wie etwa die Arbeiten *Kierkegaard und Nietzsche* und *Nietzsches Philosophie der Ewigen Wiederkunft des Gleichen* des protestantischen Juden Karl Löwith, der Heidegger – zumindest in diesen früheren Jahren – nahestand.⁴⁴

Auf Marie Auerbachs Liste befindet sich ebenfalls der politisch durchaus problematische Text *Die Geistige Situation der Zeit* des Philosophen Karl Jaspers (1883–1969), dessen Existenzphilosophie zu jener Zeit mit Heideggers phänomenologischem Existentialismus konkurrierte.⁴⁵ Dies ist ein interessantes Anzeichen dafür, dass Auerbach damals vielleicht zu verstehen versuchte, welche der vielen umherschwirrenden Versionen des protestantischen Existentialismus für ihn von Relevanz waren, sowohl in

Bekennnis (1919–1920) sowie ders.: Die Geschichte der synoptischen Tradition (Anm. 40), S. 204–214.

42 Ernst Troeltsch: *Gesammelte Schriften*, Tübingen 1922–23.

43 Karl Barth: *Theologische Existenz heute!* München 1934. Das Exemplar dieses Buchs, das in der Bibliothek des Union Theological Seminary (New York) liegt und von der Bibliothek offenbar 1947 erworben wurde, ist innenseitig mit dem Stempel »Haupt-Archiv der NSDAP« versehen.

44 Karl Löwith: *Kierkegaard und Nietzsche*, Frankfurt a. M. 1933 und *Nietzsches Philosophie der Ewigen Wiederkunft des Gleichen*, Berlin 1935.

45 Siehe zu dieser Diskussion Hannah Arendt: *What is Existential Philosophy?*, in: *Essays in Understanding. 1930–1954*, hg. von Jerome Kohn, New York 1994, S. 163–187.

den späten 1920er und frühen 1930er Jahren als auch bei seiner Reise durch die Welt mit seinen Büchern. Maries Ehemann besaß die zweite Auflage von Jaspers ungemein populärem Text.⁴⁶ Auerbach behielt dieses Buch bis weit in die 1950er Jahre hinein, also bis zu dem Zeitpunkt, als Jaspers und Auerbachs Freund Bultmann in einen öffentlichen Disput verwickelt waren, der um Bultmanns existenzialisierenden Versuch, die Heilige Schrift zu »demythologisieren«, kreiste.⁴⁷ Dieser Umstand ist verblüffend, doch deutet er darauf hin, dass Auerbach weiterhin interessiert war an den Schriften, die der Gegner seines Freundes verfasst hatte, und dass er deren Bedeutung anerkannte.⁴⁸ In einem späteren Brief an seine ehemalige Studentin, Hannah Arendt, bemerkt Jaspers, dass er Auerbach für einen der »besten damaligen Romanisten« in Deutschland hielt, was darauf schließen lässt, dass beide sich lange Zeit bewunderten.⁴⁹

Dass aufgrund ihrer Erwähnung auf Marie Auerbachs Liste mögliche Gesprächspartner Auerbachs ans Licht kommen, lenkt die Aufmerksamkeit vom protestantischen Lager der religiös geprägten Existentialismus-Debatte auf die mehr oder weniger gleichwertige Rolle, die allem Anschein nach auch der katholische Existentialismus bei der Entwicklung von Auerbachs Ideen gespielt hat. Ein wichtiger Repräsentant war der existenzialistische Thomist Romano Guardini (1885–1968), der in Berlin tätig war, eine Korrespondenz mit Heidegger führte und überaus einflussreich war, besonders unter Schülern und Studierenden, sowohl in den Weimarer Zwischenkriegsjahren als auch nach dem Zweiten Weltkrieg.⁵⁰ Guardinis Ausführungen zum sogenannten »christlichen Realismus«, die einem Essay von 1935 entstammen, beeinflussten Auerbachs Realismus-Auffassung nachhaltig. In dem zehn Jahre zuvor erschienenen gleichnamigen Buch stellte Guardini seine wirkmächtige Theorie vom »Gegensatz« bzw. der nur scheinbar widerprüchlichen Koexistenz eines Glaubens an die Unendlichkeit einerseits und

46 Karl Jaspers: *Die Geistige Situation der Zeit*, Berlin/Leipzig 1931. Im Folgejahr wurde er erneut gedruckt. Einige weitere Auflagen aus dem Jahr 1932 sprechen für die große Nachfrage nach dem Text.

47 Zur Bultmann-Jaspers-Debatte siehe *Myth and Christianity. An Inquiry into the Possibility of Religion without Myth*, New York 1958.

48 Nach dem Krieg liefert Bultmann einen Bericht von seinem Projekt in: *On the Problem of Demythologizing* (1952), in: *New Testament and Mythology and other Basic Writings*, übers. von Schubert M. Ogden, Philadelphia 1984, S. 95–130.

49 Jaspers an Arendt am 18. 2. 1955, in: *Karl Jaspers, Hannah Arendt: Briefwechsel 1926–1969*. München 1985, S. 292.

50 Zu Guardinis Einfluss siehe Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: *Romano Guardini. Konturen des Lebens und Spuren des Denkens*, Mainz 2005.

eines darauf aufbauenden Glaubens an das irdische ›Dasein‹ andererseits auf; die Bedeutung dieses Begriffes für Auerbachs Theorie der Figuration ist bislang geradezu vollständig von der Forschung ignoriert worden.⁵¹ Ein Exemplar dieses Buchs steht auf Marie Auerbachs Liste verzeichnet, ebenso wie drei weitere Bücher von Guardini, darunter auch sein Buch über Dante *Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie*.⁵² Die Ideen einer früheren Generation katholischer Philosophen, die vielleicht traditioneller, dabei jedoch nicht weniger wichtig waren, und sich in einem eher angespannten Dialog mit den existentialistischen Katholiken befanden, sind auf Marie Auerbachs Liste ebenfalls gut vertreten. Ihre Ideen waren noch vor Auerbachs Ankunft in Marburg grundlegend für sein Denken. Dies gilt vor allem für sein Buch *Dante als Dichter der irdischen Welt* von 1929, das er vor seiner Berufung nach Marburg als Habilitationsschrift eingereicht hatte. Maries Liste beinhaltet außerdem vier Bücher des bedeutenden französischen Thomisten Étienne Gilson (1884–1978) und eine Studie aus dem Jahr 1937 über christliche politische Theorie in Spanien, verfasst von dem gelehrten deutschen Thomisten Alois Dempf (1891–1982).⁵³ In einer frühen Rezension von *Mimesis*, die in der Ausgabe von 1947/48 der in Deutschland führenden katholischen Zeitschrift *Hochland* erschien, betont Friedhelm Kemp die Relevanz sowohl der traditionelleren als auch der existentialistischen Version der katholischen Doktrin für Auerbachs Buch.⁵⁴ In einem kurz nach dem Erscheinen dieser Rezension verfassten Brief an den Romanisten Karl Vossler erklärt Auerbach, dass er »alles in allem« mit dieser Lektüre sehr zufrieden sei.⁵⁵

Von den späten 1920er bis in die 1930er Jahre hinein scheint sich Auerbach also eingängig mit dem sowohl protestantisch also auch katholisch geprägten existentialistischen Werk seiner Kollegen aus Philosophie und Theologie

51 Romano Guardini: *Christlicher Realismus* (1935), in: *Unterscheidung des Christlichen. Gesammelte Studien 1923–1963*, Mainz 1963, S. 359–366; ders.: *Der Gegensatz. Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten* (1925), Mainz, Paderborn 1998.

52 Romano Guardini: *Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie*. Leipzig 1937.

53 Dempfs *Sacrum Imperium* von 1929, das sich mit dem Nachleben von Thomas von Aquins *Summa* beschäftigt, bildet das Rückgrat von Auerbachs Habilitation. Siehe dazu Jane O. Newman: *Auerbach's Dante. Poetical Theology as a Point of Departure for a Philology of World Literature*, in: *Approaches to World Literature*, hg. von Joachim Küpper, Berlin, New York 2013, S. 39–58.

54 Vgl. Friedhelm Kemp: *Abendländischer Realismus*, in: *Hochland* 40, 1947–48, S. 375–78; hier S. 377.

55 Erich Auerbach an Karl Vossler am 5. 6. 1948, in: *Und wirst erfahren wie das Brot der Fremde so salzig schmeckt. Erich Auerbachs Briefe an Karl Vossler 1926–1948*, hg. von Martin Vialon, Warmbronn 2007, S. 28–9; hier S. 29.

zu beschäftigen, deren Bücher er damals erwarb und mit sich in die Türkei und die USA nahm. Dass der höchstwahrscheinlich daraus entstandene Austausch auf keines der beiden Lager beschränkt war, bezeugt ein Brief an Fritz Schalk, mit dem Auerbach Ende 1936 über die Publikation eines vor seiner Abreise entstandenen Essays verhandelte. Dort nämlich bittet Auerbach um genügend Abdrucke des Essays, um diese nach ökumenischer Art an Kollegen »aus den Kreisen um Jaspers, Heidegger, und Guardini« verteilen zu können.⁵⁶

Von Auerbachs Hand

Auerbachs Freund Walter Benjamin schreibt in seinem berühmten Essay *Ich packe meine Bibliothek aus*, wie jedes Buch, das wir in die Hand nehmen, als »magische Enzyklopädie« von uns erfahren wird oder als eine Linse, durch die ein flüchtiger Blick auf die zahlreichen Orte und Zeiten zu erhaschen ist, die das Buch durchwandert habe.⁵⁷ Auerbachs Anmerkungen in seiner persönlichen, auf Maries Liste verzeichneten Ausgabe seines eigenen Buchs über das klassische französische Drama lassen darauf schließen, dass es sich dabei um ein solches Buch handelt. Diese Anmerkungen sind jedoch auch wichtig, da sie dabei helfen, die gedanklichen Abweichungen in Auerbachs späterem Buch *Vier Untersuchungen zur Geschichte der französischen Bildung* zu kontextualisieren.⁵⁸ Dieser Band, der ebenfalls Teil seiner amerikanischen Bibliothek war, behandelt zwar dasselbe Material und denselben Gegenstand wie das *Französische Publikum*-Buch von 1933, jedoch fehlen darin die letzten acht Seiten des früheren Buchs.⁵⁹

Bevor näher darauf eingegangen wird, soll hier zuerst die Argumentation von *Französisches Publikum* nachvollzogen werden. Der Großteil dieses Buchs kann aus heutiger Perspektive als Experiment auf dem Feld der Literatursoziologie bezeichnet werden. Vor dem Hintergrund, in dem die

56 Erich Auerbach an Fritz Schalk am 9. 11. 1936, in: Auerbach: Briefe an Paul Binswanger und Fritz Schalk (Anm. 37), S. 182.

57 Walter Benjamin: Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln, in: ders.: Gesammelte Schriften, IV-1, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt 1980, S. 388–396; hier S. 389.

58 Siehe unten, S. 379.

59 Vialon (Anm. 34), S. 67 verweist auf die fehlenden Seiten sowie auf den Kommentar im Vorwort zu *Vier Untersuchungen* (1951), wo sie von Auerbach als »existenzphilosophisch« bezeichnet werden.

bürgerlichen Intellektuellen als Kulturproduzenten des frühen französischen Absolutismus im 17. Jahrhundert von einer sozialen und politischen Funktionslosigkeit ebenso betroffen waren wie der Adel, mit dem sie diese Kultur gemeinsam konsumierten, zielt Auerbach darauf ab, ihr Verhältnis zur klassischen Kultur mit ihren bedeutenden, sowohl bei Hof wie auch in der Stadt – »la cour et la ville« – populären Theaterstücken zu eruieren. Auerbach fragt danach, warum sich Corneille, Racine und Molière so großer Beliebtheit unter den »führenden« Personen des 17. Jahrhunderts erfreuten, deren eigentliche »Macht zu führen« minimal war angesichts des erstarken absolutistischen Staates unter den Königen Ludwig XIII. und Ludwig XIV.⁶⁰ Um diese Frage zu beantworten, untersucht Auerbach die sozio-ökonomische Herkunft sowohl des Theaterpublikums als auch der zeitgenössischen Intellektuellen, einschließlich der Dramendichter; er legt dar, dass Bürgertum und Adel gemeinsam das Publikum der klassischen Dramen stellten und somit deren Popularität begründeten.⁶¹ Obschon die tragischen Protagonisten, indem sie eine hoch moralische Haltung einnahmen, über sich selbst verfügten, reichte diese Autonomie nicht über den Bühnenrand hinaus. Auerbach erklärt, dass die Vorführung einer solchen durch die Dramen fikionalisierten moralischen Größe lediglich die »parasitäre«⁶² Machtlosigkeit des Publikums gegenüber dem Hof verschleierte und es davon abhielte, außerhalb des Theaters dessen Autonomie infrage zu stellen. Sowohl das kürzlich privilegierte Bürgertum als auch der zu jener Zeit an Prominenz verlierende Adel – beide waren nach Auerbach »funktionslos«⁶³ – konnten den Helden und Heldinnen der Tragödien entzückt dabei zusehen, wie sie in Würde, Erhabenheit und »gloire«⁶⁴ liebten, der Liebe abschworen, lebten und starben, auch wenn – oder gerade weil – dem Publikum selbst derartige Freiheiten nicht zustanden. So wurden diese gesellschaftlichen Schichten zu den »Träger[n] der klassischen Gesinnung«,⁶⁵ wie sie Auerbachs Assistent Werner Krauss in der einzigen damals in Deutschland erschienen Rezension dieses Buchs bezeichnete.

Erstaunlicherweise legt Auerbach an dieser Stelle seines Buchs, nur acht Seiten vor dem Ende, methodologisch eine völlig neue Gangart ein. Er

60 Auerbach: Das französische Publikum (Anm. 9), S. 35.

61 Ebd., S. 36–37.

62 Ebd., S. 39, 43, und 45.

63 Ebd., S. 44–45.

64 Ebd., S. 50 und 52.

65 Vgl. Werner Krauss: Über die Träger der klassischen Gesinnung im 17. Jahrhundert, in: ders. (Anm. 29), S. 330–343.

untersucht hier *jenseits* der soziologischen und politischen Determinanten den für ihn entscheidenden Faktor, der die Öffentlichkeit zur Befürwortung der klassischen Dramen bewegt hat. Als Problemursache führt er die von ihm so genannte »Entchristung« ins Feld, die »das umweltliche Leben« der französischen Intellektuellen des 17. Jahrhunderts betroffen habe.⁶⁶ Damit meint er nicht etwa, dass sich diese Schicht von ihrem christlichen Glauben losgelöst habe. Vielmehr habe sie für jeweils eine von zwei zeitgenössischen Formen religiösen Lebens Partei ergriffen. Während die eine Seite sich der jesuitischen Praxis anpasste, die Kardinal Richelieus Politik verbunden war, pflegte die andere Seite einen weltabgewandten neo-augustinischen Jansenismus.⁶⁷ Obwohl sich beide Standpunkte scheinbar konträr zueinander verhielten, leisteten beide der Säkularisierung Vorschub, indem sie die Menschheit aus ihrer Einbettung in das »Gottesreich der Kreatur« herauslösten, also aus ebenjener Kreatürlichkeit, die alle Individuen miteinander teilen, gerade weil sie von Gott erschaffen wurden.⁶⁸ Die »Entchristung« habe deshalb sowohl zu einer »Verweltlichung« der Religion als auch zu einer »Entweltlichung« der menschlichen Existenz geführt.⁶⁹

Nach Auerbach markiert René Descartes' Denken als den Ursprung dieser Entwicklung.⁷⁰ War das cartesianische *cogito* erst einmal entdeckt, so Auerbach, sahen sich die Menschen durch die Freiheit dazu befähigt, die Furcht vor einem entweder launischen oder böartigen Gott abzulegen und sich vor Gott und der Welt in die Innerlichkeit bzw. das »Selbstbewusstsein« zurückzuziehen.⁷¹ Dies war dann der einzige Ort, an dem sie Gott gegenüber ihre eigenen Handlungen und Leben bestimmen konnten. Wie Auerbach schreibt, habe dies jedoch nur für das Reich ihres »entweltlichten« Denkens gegolten. Dieses war dann ihr nunmehr einziger Machtbereich, da der allmächtige Gott und die bourbonischen Könige über alles andere herrschten. Nur deshalb habe die cartesianische Menschheit – ungeachtet ihrer »Einbettung« in die »Umwelt« und »Mitwelt« einer »lebensmäßig« verstrickten menschlichen Existenz – als ein moralischer, leidenschaftlicher oder psychologischer Agent in der (lediglich angestrebten) Fähigkeit zu autonomem Handeln schwelgen können.⁷² Vor diesem cartesianischen

66 Auerbach: Das französische Publikum (Anm. 9), S. 46.

67 Ebd.

68 Ebd. S. 47.

69 Ebd., S. 53.

70 Ebd., S. 47.

71 Ebd.

72 Ebd., S. 51 und 53.

Hintergrund ist es geradezu klar, warum die zeitlosen Handlungen der klassischen Tragödien auf dieses Publikum einen gewissen Reiz ausübten, der offensichtlich gerade darin bestand, dass keine der leidenschaftlichen und tugendhaften Figuren jemals schlafen, essen oder überhaupt in der Welt haben sein müssen.⁷³ Es verwundert also nicht, dass diese Dramen nur die Imaginationen des Theaters ansprachen, denn die Freiheiten des Publikums waren nur auf die Bühne beschränkt, während die Mühlen des wirklich existierenden Absolutismus weitermahlten.

Auerbach verweist in einer sehr gelehrten Fußnote auf Seite 48 der Druckausgabe von *Französisches Publikum* auf die Quellen seiner Descartes-Lektüre. Er führt zum einen Étienne Gilsons Buch über die theologischen Ursprünge der cartesianischen Freiheitsdoktrin an, *La Doctrine Cartésienne de la Liberté et la Théologie*, aus dem Jahr 1913. Zum anderen beruft er sich auf einen Aufsatz seines Marburger Kollegen Gerhard Krüger mit dem Titel *Die Herkunft des philosophischen Selbstbewußtseins*. Auerbach schreibt, dass der Artikel in Marburg als Manuskript zirkuliert habe. (Er wurde schließlich 1933, demselben Jahr, in dem Auerbachs Buch erschien, in der Zeitschrift *Logos* veröffentlicht.⁷⁴) Dort gilt Krügers Hauptinteresse der Beziehung zwischen dem »philosophierenden Selbst« und der menschlichen »Freiheit« im 17. Jahrhundert und insbesondere bei Descartes, dessen Werk der »katastrophal[e]« Ursprung des »modernen Selbstbewußtseins« sei.⁷⁵ Anders als Augustinus, den er Descartes gegenüberstellt und nach dem der Mensch das Maß sowohl seiner irdischen als auch seiner spirituellen Existenz von Gott empfangt, sieht Krügers Descartes einzig die menschliche Vernunft als Maß des Menschen an.⁷⁶ Das eigene menschliche Selbstbewußtsein sei somit der »Gott« der Menschheit; demzufolge sei unsere Existenz durch und durch säkular.⁷⁷ Darüber hinaus: Auch wenn diese Säkularisierung – Auerbachs »Entchristung« – den Menschen – in ihrer »Gottgleichheit« – eine Befreiung von der furchterregenden Macht Gottes sowie von den durch die Leidenschaften und Sinne erschaffenen »Vorurteilen« erlaube, so blicke die cartesianische Menschheit doch stets zurück auf

73 Ebd., S. 53.

74 Diesen Artikel habe ich bereits an anderer Stelle besprochen, siehe Jane O. Newman: Force and Justice. Auerbach's Pascal, in: *Political Theology and Early Modernity*, hg. von Julia Reinhard Lupton und Graham Hammill, Chicago 2012, S. 159–180.

75 Gerhard Krüger: Die Herkunft des philosophischen Selbstbewusstseins, in *Logos: Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur* 22 (1933), S. 225–72; hier S. 228.

76 Ebd., S. 253.

77 Ebd.

das göttliche Modell und vergleiche dessen allwissende Unendlichkeit mit der eigenen Endlichkeit und der Fähigkeit, einzig um und von sich selbst zu wissen.⁷⁸ Dies ist natürlich auch Descartes' eigener Gottesbeweis, jedoch handelt es sich dabei in Krügers Lektüre um einen Beweis, der nicht auf die Versicherung der menschlichen Autonomie und die Freiheit des *cogito* hinführe, sondern vielmehr auf die de-facto-Anerkennung, dass die Menschheit dem Willen Gottes untergeordnet sei. Auerbachs Interpretation jener »Entweltlichung« des französischen »Publikums« der klassischen Dramen des 17. Jahrhunderts fügt sich in ihren Einzelheiten nahtlos an Krügers Argument. Dem Werk beider Männer ist somit der Verdacht zu entnehmen, dass die Freiheiten einer »modernen« cartesianischen Menschheit gar nicht so groß sind wie sie scheinen. Stattdessen sei die Menschheit, wie Auerbach schreibt, »eingebettet« und fest gebunden an die »Umwelt« und »Mitwelt« ihrer individuellen und gemeinschaftlichen kreatürlichen Existenz.⁷⁹

Krüger hatte in Marburg bei Heidegger studiert. Im Jahr 1929, also bevor – oder vielleicht während – er den *Herkunft*-Essay verfasste, schrieb er eine lange und detaillierte Rezension von *Sein und Zeit* für die *Theologischen Blätter*, eine der führenden theologischen Zeitschriften.⁸⁰ In dieser Rezension geht Krüger auf Heideggers Argumentation zum »ontologischen Problem« vom »Sein eines Seienden«⁸¹ ein und nimmt Bezug auf das Dasein als ein »Mitsein« mit Anderen und als ein »In-der-Welt-Sein« in einer gemeinsamen »Umwelt«.⁸² Das von Auerbach auf den letzten Seiten von *Französisches Publikum* verwendete Vokabular – und die dort von ihm gestellten Fragen – erinnern an Krügers Heidegger-Lektüre. Dass sowohl Auerbach als auch Krüger ihre Kritik an Descartes auf diese Weise formulieren, überrascht auch deshalb nicht, weil Heidegger selbst zu Beginn von *Sein und Zeit* auf das cartesianische »*ego cogito*, Subjekt, Ich, Vernunft, Geist, Person« verweist als ein Beispiel für »die Problematik«, weshalb das »durchgängige Versäumnis der Seinsfrage« lange Zeit die Norm gewesen sei.⁸³

Zwischen den Zeilen der letzten acht Seiten von Auerbachs *Französisches Publikum* hält sich also offensichtlich ein durch und durch heideggerianischer Descartes versteckt, der Auerbach in Marburg durch Krüger vermittelt wurde.

78 Ebd.

79 Auerbach: *Das französische Publikum* (Anm. 9), S. 51 und 53.

80 Gerhard Krüger: *Sein und Zeit*. Zu Martin Heideggers gleichnamigen Buch, in: *Theologische Blätter* 8, 1929, Sp. 57–64.

81 Ebd., Sp. 59.

82 Ebd., Sp. 60–61.

83 Martin Heidegger: *Sein und Zeit* (1927), Tübingen 1986, S. 22.

In diesem Kontext werden dann auch Auerbachs Anmerkungen oben auf Seite 46 seiner persönlichen Ausgabe des Buches relevant (Abb. 1). Dort heißt es:

Von hier an ganz umzuarbeiten: Die Entchristlichung durch Stellen der [?] Bossuet-Fénelon Seelendirektion gegen ma. Entsprechungen nachzuweisen, die Descartes interpretation zu entheideggern, den Ton im ganzen um einige Grade weniger emphatisch.

Auerbachs hier klar formuliertes und eigenhändiges Eingeständnis, dass er tatsächlich vom existentialistischen Milieu in Marburg beeinflusst war, ist bemerkenswert. Es ist von der Auerbach-Forschung bislang nicht diskutiert worden. Das Präfix »ent-« in Verbindung mit Heideggers Namen weist gewiss auf Auerbachs Absicht hin, heideggerianische Einflüsse aus seinem Buch zu tilgen. Von Interesse ist jedoch, dass er nicht darauf hindeutet, er möchte seinen Descartes »entkrüger«, obwohl er offensichtlich seine Descartes Lektüre von Krüger hatte. Stattdessen schreibt er »entheideggern«. Es lohnt sich also, über dieses Detail und das mögliche Nachleben eines auf Krügers Denken beruhenden christlich-existentialistischen Descartes nachzudenken, ob in Auerbachs anscheinend geplanter Bearbeitung des Buchs oder anderswo in seinem Werk.

Wir wissen nicht, wann Auerbach diese Anweisungen an sich selbst geschrieben hat. Wie für die vielen anderen handgeschriebenen Notizen in diesem Exemplar von *Französisches Publikum* gilt auch hier, dass diverse handschriftliche Vermerke auf Seite 46 zu finden sind. Die Notizen, die sich auf die Absicht beziehen, seinen Descartes zu »entheideggern«, sind mit Tinte in einer kleineren, feinen Handschrift verfasst, die mit Auerbachs Marburger Jahren in Verbindung gebracht werden kann, vergleicht man sie zum Beispiel mit seiner Handschrift aus der Vorlesungsreihe *Provenzalen I*, die Konuk als »pre-exilic work« bezeichnet.⁸⁴ Über diesen Anmerkungen befinden sich jedoch andere in Bleistift verfasste Notizen zu möglichen französischen Quellen, die Auerbach nach eigenen Angaben dann aufnehmen würde, sollte er zusätzliche Materialien von Bossuet oder Fénelon einbeziehen. Hier ist die Handschrift größer und ähnelt Notizen an anderen Stellen im Buch, die Auerbach wohl zu einer anderen Zeit hinzugefügt hat (Abb. 2).

84 Vgl. Konuk (Anm. 13), S. 155 f. Die Kommentare zu dieser Vorlesungsreihe liegen im Auerbach-Nachlass im DLA Marbach.

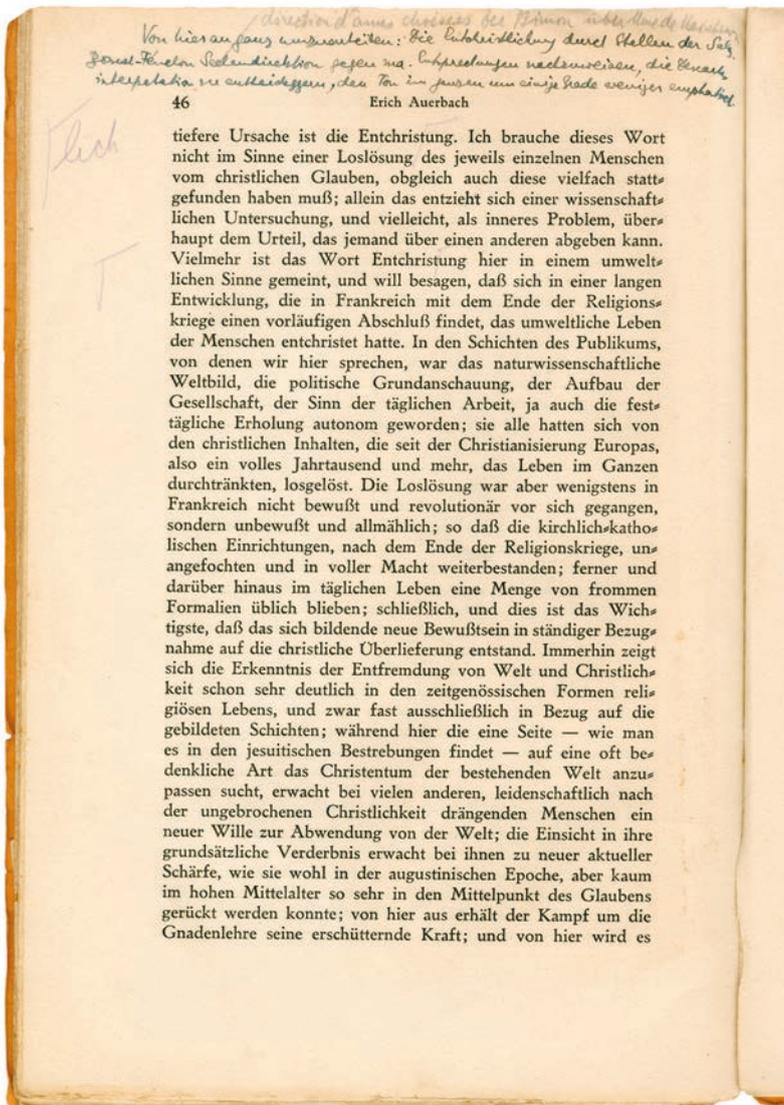


Abb. 1: Erich Auerbach, *Das französische Publikum des siebzehnten Jahrhunderts* (München 1933), S. 46. – Auerbachs Privatexemplar (DLA Marbach, G: Auerbach, Erich – Abgedruckt mit Genehmigung des DLA Marbach).

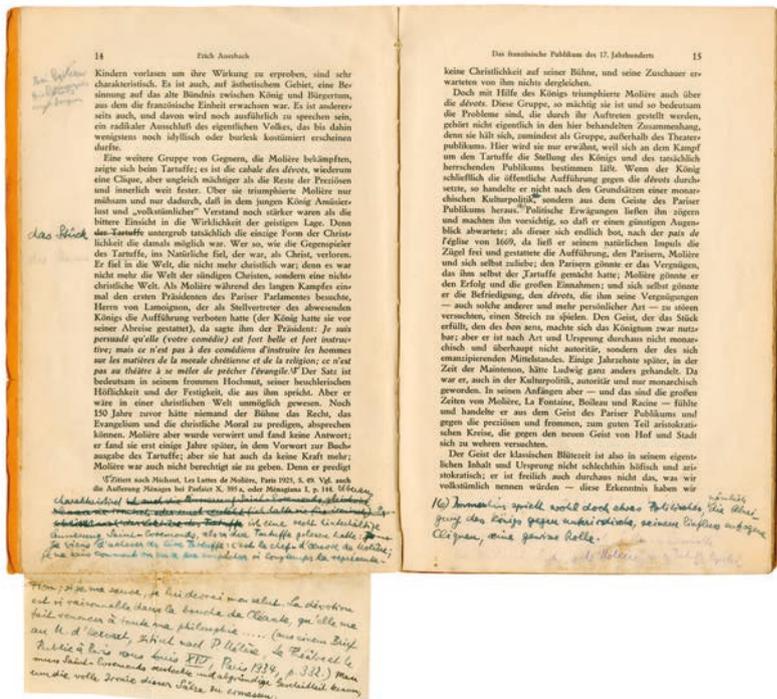


Abb. 2: Erich Auerbach, *Das französische Publikum des siebzehnten Jahrhunderts* (München 1933), S. 14 und 15 – Auerbachs Privatexemplar (DLA Marbach, G: Auerbach, Erich – Abgedruckt mit Genehmigung des DLA Marbach).

Auch finden sich hier vier Zettel (drei davon gelb, einer braun) mit zusätzlichen Anmerkungen in beiden Handschriften. Sie sind den Druckseiten 46 und 47 hinten angeheftet und enthalten Verweise auf Bücher und Essays, die in den Jahren 1933 und 1941 veröffentlicht wurden, also bevor und nachdem er Marburg verlassen hat. Krauss hat später an Auerbach geschrieben, dass er über die Weglassung der letzten acht Seiten froh sei.⁸⁵ Vielleicht war dies in Bezug auf die deutsche Wiederveröffentlichung des Texts im Jahr 1951 als der Aufsatz *La cour et la ville*, in dem diese acht Seiten tatsächlich weggelassen wurden, wie oben bemerkt wurde. Genauer gesagt: Krauss

⁸⁵ Manfred Naumann zitiert diesen Brief in: Auerbach im Fühlen und Denken von Krauss, in: Tremml, Barck (Anm. 27), S. 180–192; hier S. 188, Fußnote 31.

hat geschrieben, er sei froh, dass Auerbachs Studie über das französische 17. Jahrhundert »entkrügere« wurde.⁸⁶ Es sei hier noch einmal betont, dass Auerbachs Anmerkung an sich selbst nicht auf eine solche Distanzierung von Krüger hindeutet. Stattdessen sei es das heideggerianische Ideengut, das es zu überarbeiten – oder letzten Endes zu entfernen – gelte.

Je nach dem, für welchen Zeitraum man die Verschriftlichung der Anmerkungen ansetzt, entstehen verschiedene Versionen davon, wie sich Auerbach nachträglich zu seinen philosophischen Begegnungen in Marburg zwischen 1929 und 1936 verhielt. Ein weniger heideggerianischer Descartes wäre in verschiedenen Momenten angebracht gewesen. So war zum Beispiel schon früh bekannt, dass der Philosoph seit 1933 Parteimitglied war. Vielleicht spielte Auerbach also bereits kurz nach dem Erscheinen seines Buchs im selben Jahr mit dem Gedanken, Heideggers Einfluss aus dem Buch zu beseitigen. Oder vielleicht dachte er darüber ein bisschen später oder auch erst einige Jahre später darüber nach. Den in der New York Public Library liegenden Materialien, die von Auerbachs verschiedenen Bewerbungen über das Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars zeugen, ist zu entnehmen, dass er sich zwischen 1934 und 1935 um eine Anstellung in den USA bemühte und dies 1941 mit neuer Energie anging.⁸⁷ Vielleicht dachte er im Zusammenhang mit einer möglichen Emigration in die USA daran, sein Werk von dem mit den Nationalsozialisten identifizierten Heidegger zu lösen. Wann genau Auerbach die Anmerkung hinzugefügt hat, bleibt aber letztendlich ungewiss. Es ist jedoch äußerst aussagekräftig, dass es 1951 für Auerbach anscheinend einfach zu schwierig war, seine Gedanken über Descartes ganz von der für ihn früher sehr wichtigen existentialistischen Tendenz zu lösen. Dies hatte zum Ergebnis, dass der in jenem Jahr veröffentlichte Essay *La cour et la ville*, der so gut wie ein Neudruck seines *Das französische Publikum*-Buches war, überhaupt keine Spuren mehr von diesem Descartes und sogar von Descartes überhaupt aufwies – weder als krügerianische noch als heideggerianische Iteration – da die letzten acht Seiten und damit seine Descartes-Interpretation fehlten.

In Auerbachs Selbst-Kommentar aus seinem Exemplar von *Französisches Publikum*, das er bei seinem Tod bei sich hatte, lebt also als Spur ebener Zeit seines Lebens fort, in der Heideggers und Krügers Konzeptionen einer aus dem Geiste Descartes' geborenen Moderne für ihn Sinn gemacht

86 Ebd.

87 Ich danke Matthias Bormuth (Oldenburg), der mir Einsicht in die Kopien dieser Akten gewährt hat.

haben. Denn durch sie war es möglich, die Moderne nicht unbedingt als rational und befreiend zu verstehen, sondern als eine Epoche, die nach dem ursprünglich von Descartes verursachten Dilemma geformt war. Dieserart Moderne veranlasst die Menschheit dazu, in der Welt Autonomie vorzutäuschen, gerade dann, wenn sie größeren Mächten, über die sie keine Kontrolle hat, untergeordnet ist. Auerbach ist mit seinem Buch, den darin enthaltenen Anmerkungen und den anderen Büchern aus der oben diskutierten Zeit durch die Welt gezogen. Vielleicht waren einige der dort untersuchten und in seiner Marburger Zeit entwickelten Ideen hinsichtlich menschlicher (Un-)Freiheit nützlich während seines Exils in der Türkei und später in den USA, also während des Nationalsozialismus und des Kalten Krieges, die ihm als weitere Etappen einer existentiell verstörenden Moderne haben vorkommen können. Zwar waren diese späteren Versionen von Auerbachs eigenem Selbst nicht derselbe *idem*-Auerbach, der sich viele Jahre zuvor mit den christlichen Existentialisten in Marburg im Gespräch befunden hatte und von ihnen beeinflusst wurde. Doch hätten sie sich als *ipse*-Auerbach dieser früheren Einflüsse niemals vollständig entledigt.

Übersetzt aus dem Englischen von Isabel von Holt (Berlin)

Autorinnen und Autoren

Manuel Bamert studierte Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft, Allgemeine Geschichte und Philosophie an den Universitäten Zürich und Hamburg. Im Juni 2020 wurde er am Lehrstuhl für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich mit der Arbeit *Stifte am Werk. Phänomenologie, Epistemologie und Poetologie von Lesespuren am Beispiel der Nachlassbibliothek Thomas Manns* promoviert (Publikation in Vorbereitung). Jüngste Veröffentlichung: »Aha!« – Annotieren mit Stiften als epistemische Praxis, in: Julia Nantke und Frederik Schlupkothén (Hg.): *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*. Berlin, Boston 2020, S. 17–32.

Anna Busch ist seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Theodor Fontane Archiv der Universität Potsdam. Dort ist sie verantwortlich für die digitalen Forschungsprojekte des Archivs und die digitale Präsentation und Analyse der Bestände. 2016–2017 war sie Digital Humanities-Stipendiatin des Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel am Goethe- und Schiller-Archiv Weimar und von 2015–2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Hamburg im Projekt DARIAH-DE (Digital Research Infrastructure for the Arts and Humanities). Von 2011 bis 2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe »Berliner Intellektuelle 1800–1830« am Institut für Deutsche Literatur der Humboldt-Universität Berlin und ist seitdem Redakteurin der digitalen Edition *Briefe und Texte. Intellektuelles Berlin um 1800*. Anna Busch hat 2011 zu Übergangsphänomenen von Recht und Literatur um 1800 und Nachlasserschließung promoviert. Sie forscht und publiziert zu digitalen Editionen, beweglichen Archiven, Autorenbibliotheken, Visualisierungen von Textgenese und Kulturerbedaten.

Birgit Dahlke, PD Dr., 1960 in Berlin geboren, ist Literaturwissenschaftlerin und seit 2016 Leiterin der neu eingerichteten »Arbeits- und Forschungsstelle Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolf« an der Humboldt Universität Berlin. Sie promovierte 1994 an der FU Berlin und habilitierte 2003 an der HU Berlin. Neben zahlreichen Aufsätzen publiziert sie folgende Monographien: *Christa Wolf. Antifaschistin – Humanistin – Sozialistin*. Würzburg 2019; Wolfgang Hilbig. Hannover 2011; *Jünglinge der Moderne. Jugendkult und Männ-*

lichkeit in der Literatur um 1900. Köln, Weimar, Wien 2006 und *Papierboot. Autorinnen aus der DDR – inoffiziell publiziert*. Würzburg 1997. Im März 2019 wurde die von ihr mit dem Graphiker Martin Hoffmann und Studierenden der HU erarbeitete Wanderausstellung *NEU CHRISTA WOLF LESEN* in Berlin der Öffentlichkeit vorgestellt.

Yahya Elsaghe ist seit 2001 Ordinarius für Neuere deutsche Literatur an der Universität Bern. Studium der klassischen und deutschen Philologie in Zürich, München, Freiburg i. Br.; verschiedene Forschungs- und Lehrtätigkeiten an UC Berkeley, University of Queensland, FU Berlin, zuletzt SNF-Förderprofessur an der Universität Zürich. Aufsätze zur deutschen Literatur vom Barock bis zur Gegenwart. Editionen von Gottfried Keller und Johann Jakob Bachofen. Monographien über Goethe, Hölderlin, Max Frisch und Thomas Mann: *Die imaginäre Nation. Thomas Mann und das ›Deutsche‹*; *Thomas Mann und die kleinen Unterschiede. Zur erzählerischen Imagination des ›Anderen‹*; *Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns ›Betrogene‹ im Kontext*; *Thomas Mann auf Leinwand und Bildschirm. Zur deutschen Aneignung seines Erzählwerks in der langen Nachkriegszeit*.

Anke Jaspers ist Literaturwissenschaftlerin und Universitätsassistentin am Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz. Studium der Deutschen Philologie, Mittleren und Neueren Geschichte, Politikwissenschaft, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Göttingen und Lausanne. Sie promovierte 2018 an der HU Berlin. 2012 bis 2016 war sie Stipendiatin im Suhrkamp-Forschungskolleg und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Literatur der HU Berlin. Bis 2019 leitete sie an der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich die wissenschaftliche Erschließung im Digitalisierungsprojekt der Lese- und Gebrauchsspuren in der Nachlassbibliothek Thomas Manns. Gegenwärtige Forschungsschwerpunkte: Autorenbibliotheken, Intertextualitätstheorie, Theorie der Autorschaft. Veröffentlichungen u. a.: *Ein kleines rotes Buch. Die Mao-Bibel und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre*. Berlin 2018 (hg. mit Claudia Michalski und Morten Paul); Themenschwerpunkt: *Suhrkamp-Kulturen. Verlagspraktiken in literaturwissenschaftlicher Perspektive*, in: IASL 43 (2018, mit Tobias Amslinger, Katharina Einert, Claudia Michalski, Morten Paul), darin der Aufsatz Ausgabenpolitik. Verlagspraktiken im geteilten Deutschland am Beispiel von Angela Krauss, Volker Braun und Uwe Kolbe; Themenschwerpunkt: *Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Zeitschriftenforschung*, in: IASL 45 (2020, mit Moritz Neuffer und Barbara Picht).

Caroline Jessen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Literaturarchiv Marbach und beschäftigt sich im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel mit der Translokation von Autographen und Sammlungen aus dem Besitz von Emigranten nach 1945. Veröffentlichungen: *Der Sammler Karl Wolfskehl*. Berlin 2018; *Kanon im Exil. Lektüren deutsch-jüdischer Emigranten in Palästina/Israel*. Göttingen 2019; *Contested Heritage. Jewish Cultural Property after 1945*. Göttingen 2020 (hg. mit Elisabeth Gallas, Anna Kawalko und Yfaat Weiss).

Andreas B. Kilcher ist Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft an der ETH Zürich und im Direktorium des Zentrums für Geschichte des Wissens der ETH und der Universität Zürich. Er hatte Gastprofessuren u. a. in Jerusalem, Princeton, Stanford, UC Davis und Tel Aviv. Seine Forschungsgebiete sind literatur- und kulturwissenschaftliche Wissensforschung, jüdische Literatur- und Kulturgeschichte sowie Kabbala- und Esoterikforschung.

Zuletzt erschienen: *Zwischen Anpassung und Subversion. Sprache und Politik der Assimilation* (mit Urs Lindner, 2019); *Else Lasker-Schüler. Gedichtbuch für Hugo May* (zusammen mit Karl Jürgen Skrodzki, 2019); *Nachträglich, grundlegend. Der Kommentar als Denkform der jüdischen Moderne von Hermann Cohen bis Jacques Derrida* (mit Liliane Weissberg, 2018); *Deutsche Sprachkultur in Palästina/Israel* (mit Eva Edelmann-Ohler, 2017); *Writing Jewish Culture. Paradoxes in Ethnography* (mit Gabriella Safran, 2016).

Stephan Matthias, geb. 1989, studierte Sonderpädagogik und Germanistik in Halle/Saale und Bibliotheks- und Informationswissenschaft in Leipzig und Berlin. Er ist Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg und im Projekt »Stefan Zweig digital« des Literaturarchivs Salzburg verantwortlich für den Bereich der Autorenbibliothek. Buchveröffentlichung: *Stefan Zweigs Bibliotheken* (mit Oliver Matuschek, 2018).

Armin Thomas Müller schloss 2017 sein Studium der Deutschen Literatur an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg ab. Seitdem promoviert er ebendort zu Friedrich Nietzsches Jugendlyrik. Von 2014 bis 2020 war er als Forschungsassistent am Nietzsche-Kommentar der Heidelberger Akademie der Wissenschaften tätig. Heute arbeitet er bei einer Marketing-Agentur in Bad Krozingen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf Werk und Wirkung Friedrich Nietzsches sowie in den Bereichen Kulturgeschichte und Editionsphilologie.

Jane O. Newman (Ph.D., Princeton University) ist Professorin für Komparatistik an der Universität Kalifornien, Irvine (USA). Forschungsschwerpunkte Literatur- und Kulturwissenschaft und Politische Theorie der Frühen Neuzeit, Rezeption des Vor- und Frühmodernen im 20. und 21. Jh., Übersetzungstheorie und Wissenschaftsgeschichte der Komparatistik. Ihre ersten zwei Monographien, *Pastoral Conventions* (Hopkins, 1990) und *The Intervention of Philology* (North Carolina, 2000), behandelten Texte des deutschen Barockzeitalters; ihr drittes Buch, *Benjamin's Library: Modernity, Nation, and the Baroque* ist 2011 bei Cornell University Press erschienen und gewann Honorable Mention von der Modern Language Association (MLA) im Scaglione Prize in Germanic Languages and Literatures-Wettbewerb in 2012. Newman ist Übersetzerin einer Auswahl von Erich Auerbachs Aufsätzen in *Time, History, and Literature. Selected Essays of Erich Auerbach* (Princeton, 2014, 2016), die 2015 den MLA Scaglione Prize for Best Translation of a Scholarly Work gewann. Guggenheim, Humboldt und Fulbright Senior Scholar Stipendien in Berlin, M.H. Abrams Fellow am National Humanities Center (Research Triangle, North Carolina) in 2015–16, und John P. Birkelund Fellow in the Humanities an der American Academy in Berlin in 2017. Gastprofessuren an UC Berkeley und Princeton. Aktuelle Projekte: *Auerbach's Worlds: Early/Modern Mimesis between Theology and History* und *After Westphalia: Pre- and Early Modern Lessons for a Post-Modern Age*. Sie ist Vorsitzende des Scholars-at-Risk Netzwerks an der Universität Kalifornien.

Mike Rottmann war nach dem Studium der Deutschen Philologie, Jüdischen Studien und Philosophie in Tübingen, Leeds, Basel, Heidelberg und Jena von 2016 bis 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter im ANR/DFG-Projekt »Nietzsches Bibliothek. Digitale Edition und Philosophischer Kommentar« am Philosophischen Seminar der Universität Freiburg. Seit 2017 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Alexander von Humboldt-Professur für neuzeitliche Schriftkultur und europäischen Wissenstransfer an der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg. 2019/2020 Forschungsaufenthalt an der Professur für Literatur- und Kulturforschung der ETH Zürich. Unter dem Arbeitstitel *Der ›freie Geist‹ exzerpiert* arbeitet er an einer Dissertation über Friedrich Nietzsches Lese- und Schreibpraktiken. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Literatur- und Philosophiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften (insb. Germanistik) und deutsch-jüdische Literatur im europäischen Kontext. Veröffentlichungen: Nietzsche erhaschen oder der verbotene Blick in die Werkstatt. Der Nachlass als historische und herme-

neutische Herausforderung (2015); *Subtile Lektüren. Nietzsches Weg mit Winckelmann* (2017); *Nietzsche als Leser*, hg. mit Hans-Peter Anschütz, Armin Thomas Müller und Yannick Souladié (2021).

Martina Schönbächler promovierte an der ETH Zürich mit einer Arbeit über die poetologische Verschaltung von Bibliothek und Werk Thomas Manns. In einem vom SNF geförderten Kooperationsprojekt des Thomas-Mann-Archivs und des Lehrstuhls für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich arbeitete sie an der Erstellung der digitalen Datenbank der Lesespuren in der Nachlassbibliothek, die seit 2020 online ist. Sie studierte in Bern und an der FU Berlin Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft, Astronomie und Physik und war von 2012 bis 2014 wissenschaftliche Assistentin am Germanistischen Institut der Universität Bern. Aktuelle Veröffentlichungen: »und las in seinem eigenen Roman«. Zur Selbstlektüre als literarischer Denkfigur bei Thomas Mann und E. T. A. Hoffmann, in: Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber und Sanna Schulte (Hg.), *Wie (nicht) lesen? Leseszenen von der Moderne bis in die Gegenwart*, Heidelberg 2020, S. 201–220; Einer »Herrin männisches Werben« – Ehekonzeption und weibliche Homosexualität in Peter Vogels Verfilmung (1990) von Thomas Manns Novelle *Der kleine Herr Friedemann*, in: Thomas Mann Jahrbuch 33 (2020) (in Vorbereitung).

Magnus Wieland, Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte an der Universität Zürich, seit der Promotion 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern, u. a. mit Forschungsschwerpunkt zu Autorenbibliotheken; bereits die Diplomarbeit *Dichter und ihre Gestelle* im MAS für Informations- und Bibliothekswissenschaften befasste sich mit dem Thema, weitere einschlägige Publikationen sind u. a. Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: *Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung*, hg. v. Michael Knoche. Wiesbaden 2015 (Bibliothek und Wissenschaft 45) oder Journal avec notes en marges. Ludwig Hohl lecteur de Max Frisch, in: *Europe. Revue littéraire mensuelle* 93 (2015); außerdem erschien als Doppelnummer der SLA-Zeitschrift *Quarto* ein Themenheft zu Autorenbibliotheken (Nr. 30/31, 2010).

Uwe Wirth, geb. 1963, ist seit 2007 Professor für Neuere deutsche Literatur und Kulturwissenschaft an der Liebig-Universität Gießen. Von 2005 bis 2007 war er wissenschaftlicher Geschäftsführer am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Berlin. Er studierte in Heidelberg, Frankfurt am Main und

Berkeley. Promotion und Habilitation an der Goethe-Universität Frankfurt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen neben der Auseinandersetzung mit allen Facetten der Komik (und der Dummheit), die Performanz- und Rahmentheorie, die Auseinandersetzung mit fiktionalen und faktualen Paratexten (so in der 2008 im Fink-Verlag erschienenen Habilitation: *Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann* sowie die philologisch informierte Schreibprozessforschung. Ein Sammelband zur *Methodenpolitik der Philologie* unter den Vorzeichen von *Konjektur und Krux* (Wallstein) und eine Anthologie von *Texten zur modernen Philologie* (Reclam) erschienen 2010 in Co-Herausgeberschaft. Darüber hinaus fungiert er als einer der Herausgeber der *Handbücher zur Kulturwissenschaftlichen Philologie* (de Gruyter). Zur Zeit forscht er zur Kulturtechnik der Pfropfung und ihrer Indienstnahme als Konzeptmetapher für Praktiken des Schreibens und Zitierens. Hierzu erschien im Tagungsband *Paperwork* 2017 (Wallstein) der Aufsatz Poetisches Paperwork. Pfropfung und Collage im Spannungsfeld von *Cut and Paste*. Zusammen mit Irmgard Wirtz vom Schweizerischen Literaturarchiv, Bern veranstaltet er seit 2017 die Tagungsreihe *Zukünfte der Philologie im Medienumbruch*.

